

**Schweiz: Andreas Kunz über das Drama um den «Kasperli»**

Nummer 12 – 22. März 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

# DIE WELTWOCHEN



## **Die vergessenen Helden des Mount Everest**

Wie Genfer Alpinisten um ein Haar den höchsten Berg der Welt eroberten.  
*Von Oswald Oelz und Jean-Jacques Asper*

## **Präsident Perfekt**

Martin Landolt strebt wendig an die Spitze der BDP. *Von Urs Paul Engeler*

## **Hände weg von Syrien!**

Warum eine militärische Intervention die Lage nur verschlimmern würde.  
*Von Urs Gehrig*



Bis Otto Lenherr auch künftig mit der Qualität seines Portfolios zufrieden ist, wollen wir nicht ruhen.



## Können Sie sich auf eine ebenso *präzise Feinabstimmung* Ihres Portfolios verlassen wie Otto Lenherr?

Otto Lenherr ist Projektleiter und entwickelt anspruchsvolle Kunststoffteile für Zug und Auto.

Aber nicht nur: Denn im Herzen ist er eigentlich Modellbauer.

Der Motorsportfan nutzt jede freie Minute für sein Hobby, damit seine selbst gebauten Rennmaschinen noch besser und schneller werden.

Bei UBS verstehen wir, dass das reibungslose Zusammenspiel der Einzelteile oberste Priorität hat.

Denn nur, wenn wir Ihre Situation genau kennen und in persönlichen Gesprächen laufend überprüfen, können wir die Qualität Ihres Portfolios bestmöglich auf Ihre Ziele abstimmen und dabei allfällige Anpassungen vornehmen.

Und bis auch Sie sich davon überzeugen konnten, steht eines fest:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)



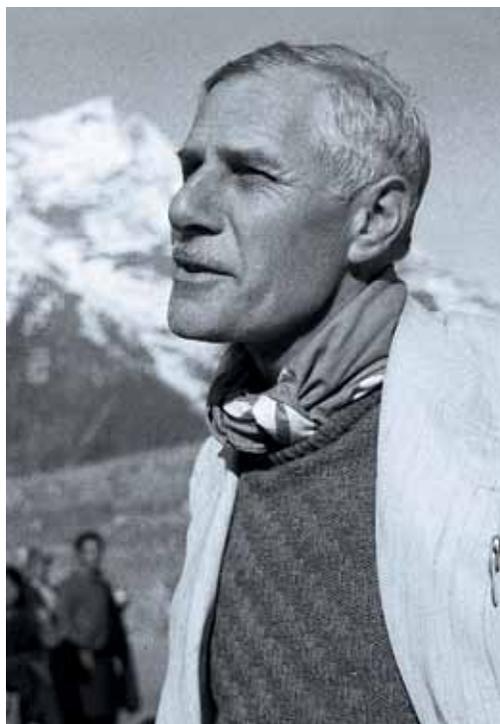
Expedition, Frühjahr 1952: Jean-Jacques Asper, René Dittert, Ernst Hofstetter, Gabriel Chevalley, André Roch (von links).



Legende: Sherpa Tenzing, mit Mutter.

Die Idee entstand während des World Economic Forum auf dem Skilift in Davos. Neben uns sass der Leadership-Experte und Professor der renommierten amerikanischen Wharton School, Mike Useem. Er berichtete von seiner Praktikantenzeit in den siebziger Jahren am Davoser Lawinenforschungsinstitut, das am Weissfluhjoch vor uns auftauchte. Dort habe er, Useem, die Bekanntschaft gemacht mit einer ganz faszinierenden Persönlichkeit, der Genfer Bergsteigerlegende André Roch (1906–2002). Roch habe ihm davon erzählt, wie ihm und dem mit ihm befreundeten anderen Genfer Top-Bergsteiger Raymond Lambert (1914–1997) im Mai 1952 um ein Haar die Erstbesteigung des Mount Everest gelungen wäre.

Der amerikanische Spitzenakademiker Useem berichtete mit derartiger Begeisterung von der Genfer Everest-Expedition, dass wir etwas beschämt waren, so wenig davon selber zu wissen. Der Zufall wollte es, dass sich die alpinistische Sonderleistung der Westschweizer in diesem Frühling sich zum exakt sechs-



Leiter: Edouard Wyss-Dunant.

zigsten Male jährt. Dies war für uns Anlass genug, eine Hommage zu publizieren auf die weithin vergessenen Heldentaten jener unentwegten Genfer Bergsteiger, die unter der kundigen Führung des Expeditionsleiters Edouard Wyss-Dunant am Everest so hoch- und lebend herunterkletterten wie niemand vor ihnen. Bis 200 Meter unter den Gipfel schafften es Lambert und der mit ihm befreundete Sherpa Tenzing Norgay, ehe Erschöpfung und schlechtes Wetter den Abstieg erzwangen. Auf

dem Titelbild sind die beiden abgemagert, aber glücklich zu sehen nach ihrem vergeblichen, wenn auch knapp gescheiterten Gipfelangriff.

Wir sind sehr froh und dankbar, dass Oswald Oelz, selber ein herausragender Alpinist, Autor und Everest-Bezwinger, die grosse Geschichte dieses Genfer Abenteurers erzählt. Darüber hinaus haben wir den letzten lebenden Expeditionsteilnehmer, Jean-Jacques Asper, zum Interview besucht. Ebenso trafen wir die Witwe von Raymond Lambert in Genf. Unser Kollege Hanspeter Born war freundlicherweise bereit, sich mit Asper in bestem Alpinistenfranzösisch über den Everest zu unterhalten und das Gespräch zu übersetzen.

Wir bedanken uns zudem sehr herzlich bei Adelheid Warring und Thomas Weber von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschung für die freundliche Unterstützung und die Bilder, die uns grosszügigerweise zur Verfügung gestellt wurden.

Ebenfalls möchten wir dankend auf den Zürcher AS-Verlag hinweisen, der wunderschöne alpinistische Bücher gestaltet. Die hier berichteten Ereignisse finden sich im Spezialband «Everest Lhotse: Schweizer am Everest 1952 und 1956» ausführlich und mit fantastischen Bildern ebenfalls erzählt. Seite 42, 48

*Ihre Weltwoche*



Oswald Oelz: Everest – Lhotse. Schweizer am Everest 1952 und 1956. AS Verlag, 2006



# Stradivari Summit 2012 in den Dolomiten

Erleben Sie das «Gipfeltreffen der besten Streichinstrumente der Welt» in einzigartiger Umgebung. Künstler von Weltrang erwarten Sie zu traumhaften Musikferien im exklusiven 5-Sterne-Wellnesshotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» auf der Seiser Alm in den Südtiroler Dolomiten.

Nach dem Erfolg der ersten Edition im vergangenen Oktober warten beim Stradivari Summit 2012 erneut spannende Begegnungen mit dem Mythos Stradivari, mit Künstlern von Weltrang und den schönsten Werken der Kammermusik auf Sie. Freuen Sie sich auf einen exklusiven Kreis interessierter Menschen, einen besonderen Konzertort und ein exzellentes Feriendomizil. Die an traumhafter Lage eröffnete «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa»\*\*\*\*\* zählt zu den besten Wellnesshotels Europas.

Europas schönstes und größtes Hochplateau – die Seiser Alm – ist berühmt als sonnenverwöhntes Wanderparadies inmitten des Naturparks «UNESCO Weltnaturerbe Dolomiten». Ob Sie den Tag mit Ausruhen und Wellness, einer Wanderung über die frühlingshaft gefärbte Alm oder einem Ausflug ins Tal, z.B. nach Bozen oder Meran, gestalten möchten, bleibt allein Ihnen überlassen. Am Abend jedoch erwarten Sie unsere Künstler zu einem musikalischen Gipfeltreffen von Weltklasse! Den roten Faden dieser Musikwoche bildet die Arbeit des Genius Antonio Giacomo Stradivari (1644–1737). Der wohl berühmteste Instrumentenbauer aller Zeiten schuf in Cremona Streichinstrumente, deren Qualität bis heute unübertroffen und deren Geschichte von zahlreichen Mythen umrankt ist. Gleich vier seiner aussergewöhnlichsten Meisterwerke sind beim Stradivari Summit 2012 zu erleben:

• Stradivarius-Violine «Ex Leslie Tate» (1710), eine private Leihgabe, gespielt von Susanna Yoko Henkel

- Stradivarius-Violine «Dancla» (1703) der Landesbank Baden-Württemberg, gespielt von Linus Roth.
- Stradivarius-Violine «Bennet» (1692) der Axa-Winterthur-Versicherung, gespielt von Hanna Weinmeister (1. Konzertmeisterin des Orchesters der Oper Zürich)
- Stradivarius-Violoncello «De-Kermadec-Bläss» (1698) der Stradivari-Stiftung Habisreutinger, gespielt von Anita Leuzinger (Solocellistin des Tonhalle-Orchesters Zürich)

Gerhard Wieser, Instrumentenfachmann und Stiftungsratsmitglied der Schweizer Stradivari-Stiftung Habisreutinger, wird im Rahmen eines Einführungsgesprächs die Instrumente der Stiftung vorstellen. Zu erleben sind zudem weitere herausragende Streicher wie die Bratschisten Tomoko Akasaka und Nils Mönkemeyer sowie der Cellist Nicolas Altstaedt, der von Gidon Kremer ab 2012 zum Nachfolger des renommierten Lockenhaus Festivals (A) benannt wurde. Der Zusammenklang der kostbaren Streichinstrumente wird ergänzt durch die Klarinette, welche nicht besser vertreten sein könnte als durch das Ensemble The Clarinotts, in dem sich Andreas Ottensamer (Soloklarinettist der Berliner Philharmoniker), sein Bruder Daniel Ottensamer (2. Soloklarinettist der Wiener Philharmoniker) und Ernst Ottensamer (1. Soloklarinettist der Wiener Philharmoniker) vereinen. Am Klavier werden die Streicher und Bläser durch die vielfach preisgekrönten Pianisten José Gallardo und Anton Kernjak kongenial begleitet.

## Weltwoche-Spezialangebot

### Stradivari Summit 2012

9. bis 17. Juni 2012, Seiser Alm, Dolomiten  
Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa»\*\*\*\*\*

### Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement

(pro Person und Zimmer, Preise Einzelbelegung auf Anfrage)

**DZ Dialer Superior**, ca. 50 m<sup>2</sup>, mit Balkon  
Doppelbelegung: EUR 2060.– (statt EUR 2200.–)

**DZ Saslong Exklusive**, ca. 50 m<sup>2</sup>, mit Terrasse  
Doppelbelegung: EUR 2260.– (statt EUR 2400.–)

**Molignon Suite**, ca. 75 m<sup>2</sup>, mit Balkon  
Doppelbelegung: EUR 2560.– (statt EUR 2700.–)

### Leistungen des Arrangements

- 8 Übernachtungen inkl. Halbpension mit 5- oder 6-Gang-Wahlmenüs
- Nutzung des Wellness- und Fitnessbereichs, der Tiefgarage und aller «Alpina»-Wohlfühlleistungen
- 10 Kammerkonzerte und ein Einführungsgespräch gemäss Tagesprogramm

### Informationen und Reservations

SÜDTIROL MOMENTE, Oberbozen–Ritten

Telefon: +39 0471 345 308

E-Mail: info@suedtirol-momente.com

www.suedtirol-momente.com

Bitte geben Sie bei der Bestellung das Stichwort «Weltwoche» an

# Justiz

## Das Verfahren gegen Nationalrat Christoph Blocher wirft Fragen auf.

Von Roger Köppel

Der Vorgang ist einzigartig und ungewöhnlich. Seit Journalistengedenken hat es so etwas noch nicht gegeben. Gegen SVP-Nationalrat Christoph Blocher wurde am Montag ein Strafverfahren eröffnet. Am Dienstag traf bereits ein Doppelkommando an Staatsanwälten und Polizisten bei ihm zu Hause und an einem Geschäftssitz zur Hausdurchsuchung ein. Ermittelt gegen Blocher wird wegen dringenden Verdachts auf Bankgeheimnisverletzung. Bei Redaktionsschluss war die Debatte über die Aufhebung von Blochers parlamentarischer Immunität in vollem Gang.

Einzigartig ist der Vorgang deshalb, weil Blocher nicht aufgrund privater Handlungen, sondern aufgrund eines politischen Akts als Nationalrat ins Visier der Behörden gerät. Im letzten Dezember kam Blocher in Kontakt mit geheimen Informationen über mutmasslich unstatthafte bis illegale Spekulationsgeschäfte des damaligen Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand. Der SVP-Vizepräsident entschied sich, die ungeprüften Informationen unter dem Siegel der Vertraulichkeit der damaligen Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey zu melden. Blocher ging weder an die Öffentlichkeit, noch informierte er die Presse. Er hielt sich an den Dienstweg und informierte die oberste Instanz.

Man muss es sich deutlich vor Augen führen: Blocher wird jetzt juristisch behelligt aufgrund von Handlungen, die zum Kern seiner Pflichten als Parlamentarier gehören. Gemäss Artikel 99 der Bundesverfassung ist der Bund verantwortlich für die Aufsicht der Schweizerischen Nationalbank. Zum Bund gehören Bundesrat und Parlament. Wenn also ein Parlamentarier über Misshelligkeiten in der Nationalbank informiert wird, dann ist es seine Pflicht, dies dem Bundesrat zu melden. Weil er dies getan hat, steht Blocher jetzt im Fadenkreuz der Richter.

Die Justiz wirft Blocher vor, er habe Informanten zur Verletzung des Bankgeheimnisses angestiftet. Blocher bestreitet dies vehement, mit plausiblen Argumenten. Es wird sehr interessant sein, zu beobachten, ob und auf welcher solider Basis die Staatsanwaltschaft ihre schwerwiegenden Anschuldigungen formuliert. Dass Blocher vertrauliche Bankinformationen erhielt, ist unbestritten. Es gehört zur Natur der Sache, dass gravierende Missstände meist nur unter Verletzung von Amts- oder anderen Geheimnissen ans Licht gebracht werden kön-



Seit Dezember regiert Mitte-Links.

nen. Man kann für den Zürcher Staatsanwalt nur hoffen, dass seine Vorwürfe Hand und Fuss haben.

Das Vorgehen der Zürcher Behörden wirft bereits jetzt allerdings eine Reihe von Fragen auf. Warum schlagen die Ermittler erst heute, über drei Monate nach der verübten Bankgeheimnisverletzung, los? Hausdurchsuchungen sind nur dann wirksam, wenn sie rasch und im unmittelbaren Umfeld der Taten stattfinden. Ebenfalls merkwürdig ist der Beginn der Untersuchungen so kurz nach Beendigung der parlamentarischen Debatte über die Nationalbank. Haben die Staatsanwälte das politische Verdikt gegen die SVP abgewartet, um juristisch nachzulegen?

Skandalös für die Zürcher Justiz ist zudem der Umstand, dass zum Zeitpunkt, als Blocher im Büro und seine Ehefrau zu Hause von den Beamten überrascht wurden, die ersten Radiostationen und sogar das Schweizer Fernsehen bereits über die Hausdurchsuchungen im Bilde waren. Den Ermittlungen über eine mutmassliche Verletzung des Bankgeheimnisses durch Blocher gingen ziemlich sicher Amtsgeheimnisverletzungen durch die Behörden voraus. Werden sie ebenso mitleidlos verfolgt?

Das Verfahren trägt bereits Züge eines Show-Prozesses mit privaten und staatlichen Medien, die möglicherweise gezielt mit Informationen gefüttert worden sind. Solche Vorgänge kannte man bisher aus Italien, wo die Justizbehörden

gewohnheitsmässig Interna an die Presse weiterreichen, um politische Stimmung zu machen gegen unliebsame Figuren.

Es hinterlässt kein gutes Gefühl, wenn Personen, die auf Missstände in mächtigen Institutionen des Bundes aufmerksam machen, mit zeitlicher Verzögerung strafrechtlich unter Druck gesetzt werden. Müssen Parlamentarier jetzt immer damit rechnen, dass ihnen die Richter an die Gurgel springen, wenn sie vertrauliche Informationen, die für den Staat kritisch sind, an den Bundesrat weitergeben? Stehen Geheimnisträger und Geheimnisüberbringer mit einem Bein bereits im Gefängnis, wenn sie den Politikern von Missständen berichten, die unsere obersten Behörden betreffen? Wer in der Schweiz den Staat auf dem ordentlichen Dienstweg kritisiert, muss mittlerweile mit dem Schlimmsten rechnen.

Blocher hat sich nach bisherigem Kenntnisstand korrekt verhalten. Er hat seine Informationen über die SNB bei der damaligen Bundespräsidentin vertraulich deponiert und öffentlich geschwiegen. Er wollte auf Probleme hinweisen. Es waren die Angeschuldigten selber – die SNB, der Bankrat –, die den Namen Blocher den Medien verrieten und damit den Fall auf die Stufe eines schmutzigen politischen Kleinkriegs hoben.

Tatsache ist zudem: Das von Blocher publik gemachte Fehlverhalten Philipp Hildebrands führte trotz dem konzertierten Versuch aller beteiligten Instanzen, die Verfehlungen trickreich für ordnungsgemäss zu erklären, zum Rücktritt des Notenbankpräsidenten. Es scheint allerdings in der mächtigen und einflussreichen Lobby Hildebrands in und um Bern die standhafte Weigerung zu geben, diesen Sachverhalt endlich zur Kenntnis zu nehmen.

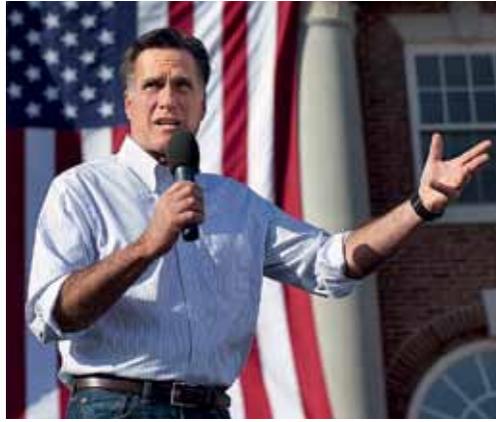
Innerhalb der SVP wird das Vorpreschen der Justiz einen düsteren Verdacht verstärken. Im letzten Herbst übernahm eine linksliberale Mehrheit in Bundesbern die Regie. Kurz darauf wurde der SVP der legitime zweite Bundesratsitz verweigert. Drei Monate später rollt die staatliche Justiz mit Brachialdruck gegen den einflussreichsten SVPLer, Christoph Blocher, aus politischem Anlass. Es herrschen zusehends gefährliche Zeiten für die wählerstärkste Partei der Schweiz.

Im Januar forderte Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf die «ganz knallharte» Verfolgung der «Drahtzieher» jener Bankgeheimnisverletzung, die Hildebrands unstatthafte Geschäfte aufdeckten. Der Aufruf produzierte das gewünschte Resultat. Vielleicht haben die Zürcher Staatsanwälte auch deshalb so lange mit ihrem Strafverfahren gewartet, weil es sonst wirklich so ausgesehen hätte, als handelten sie auf Kommando von Bern.

Man ist gespannt, wie die staatliche Justiz ihren ausserordentlichen Verdacht gegen Blocher belegt.



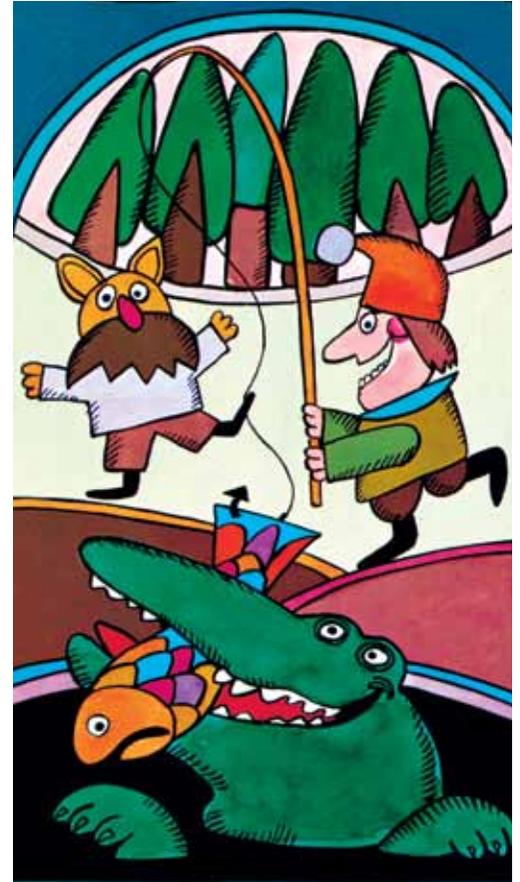
*Eindeutige Absichten: Drogendealer. Seite 20*



*Nächster US-Präsident? Mitt Romney. Seite 30*



*Massenhysterie: immer neue Ängste. Seite 36*



*Das Original: Kasperli-Geschichte. Seite 24*

## Kommentare & Analysen

5 [Editorial](#)

9 [Kommentar Zurück zum Tausch](#)

9 [Im Auge Gérard Depardieu, Sarkozy-Wahlhelfer](#)

10 [Defizite Gefeiertes Chaos](#)

10 [Bundesrat EU-Recht durch die Hintertüre](#)

11 [Personenkontrolle Ineichen, Pelli, Frehner, Rechsteiner, Germann, Barroso, Widmer-Schlumpf](#)

11 [Nachruf Edna Milton Chadwell](#)

### 12 Nationalbank-Groteske live

Die Parlamentarier machen aus dem ehemaligen Notenbankpräsidenten Philipp Hildebrand ein Opfer

14 [Die Deutschen Sieg des Ostens](#)

14 [Wirtschaft Mindestlohn für mehr Arbeitslose](#)

15 [Ausland Diskriminierung am Arbeitsplatz](#)

16 [Mörgeli Seltsame Revision, seltsamer Revisor](#)

16 [Bodenmann De Buman und die Buhmänner](#)

17 [Medien Unsere Sonntagsschüler](#)

17 [Kostenkontrolle 150 Millionen Franken für Schützenpanzer](#)

18 [Leserbriefe/ Darf man das?](#)

## Hintergrund

### 20 Dealer können bleiben

Viele Asylanten wollen in der Schweiz nur Kokain verkaufen

### 22 Präsident Perfekt

Martin Landolt, designerter BDP-Präsident, verkörpert die Kleinpartei so famos wie Vorgänger Hans Grunder

### 24 Das Drama um den Kasperli

Neue Abenteuer des Schweizer Märchenhelden provozieren den Erfinder Jörg Schneider

26 [Gesamtarbeitsvertrag Druck auf den Wirtschaftsminister](#)

27 [Finanzplatz Raymond J. Bär tritt überraschend ab](#)

28 [Swissness Wie viel Schweiz erträgt die Schweiz?](#)

29 [Graumarkt Generalimporteure sind die Leidtragenden](#)

### 30 Wieso Romney gewinnt

Was für Mitt Romney als neuen US-Präsidenten spricht

### 32 Hände weg von Syrien!

Der arabische Frühling gibt wenig Anlass zu Hoffnungen

34 [Politik Das Geschäft mit Schweizer Geiseln](#)

35 [Feminismus Faszination Macho](#)

### 36 Unsere tägliche Angst gib uns heute

Wie Massenhysterien in den Medien erzeugt werden

37 [Risiko Bei Gesundheitsängsten versagt die Aufklärung](#)

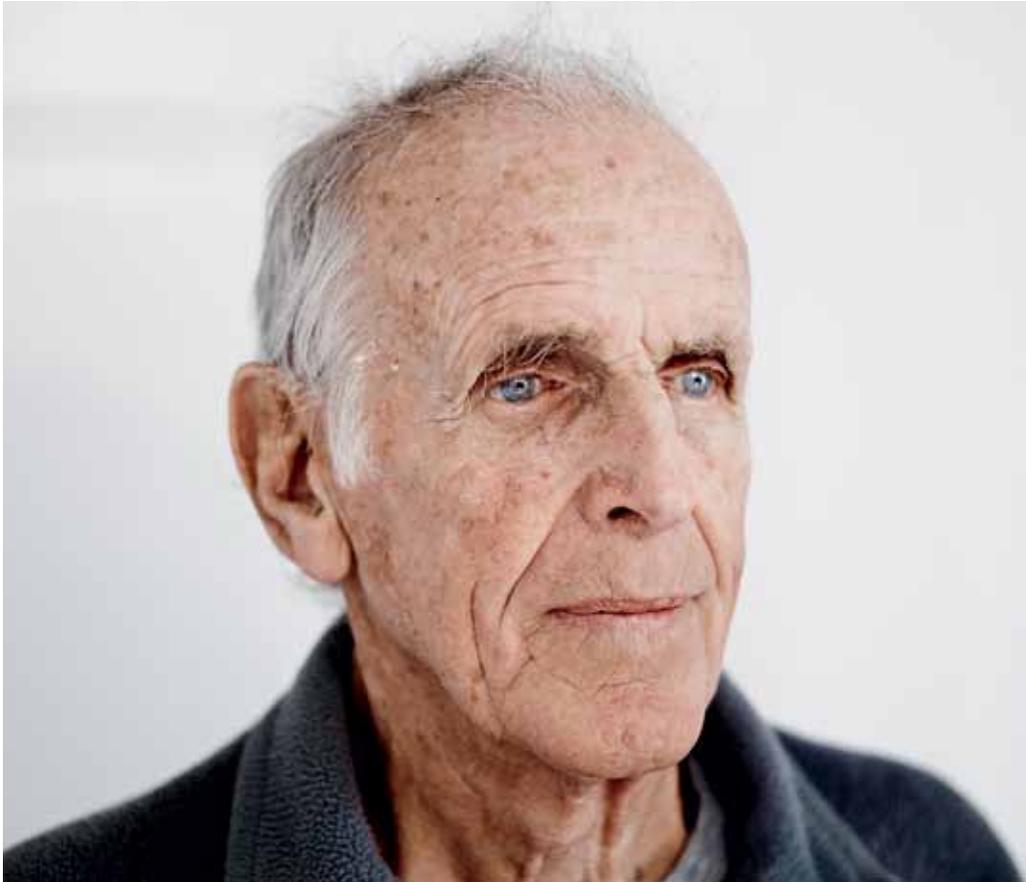
### 40 Intelligenz ist erblich

Die Wissenschaft zeigt, dass der IQ weitgehend vererbt wird

### 42 Die vergessenen Helden des Mount Everest

Vor exakt 60 Jahren hätten Genfer Bergsteiger um ein Haar die Erstbesteigung des Mount Everest geschafft

46 [Alpinismus Der Everest-Pionier und Sherpa Tenzing](#)



«Die menschliche Widerstandskraft ist unglaublich»: Bergsteiger Jean-Jacques Asper. Seite 48

## Interview

### 48 «Niemand ist je dort gewesen»

Jean-Jacques Asper hat während der Schweizer Everest-Expedition von 1952 ohne Essen und Trinken ein bergsteigerisches Meisterstück hingelegt

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Gerhard Richter, Maler

### 54 Bestseller

### 54 Wer zahlt, befiehlt

Der Widerspruch zwischen Anbieter und Publikumserferne lässt sich nicht durch eine Neuverteilung der Mittel auflösen

### 56 Weg damit!

Der Pro-Helvetia-Direktor Pius Knüsel schlägt vor, die Hälfte der Kulturinstitutionen zu schliessen. Wir sagen, welche

### 57 Jazz Tobias Preisig

### 58 Top 10

### 58 Kino «Take Shelter»

### 59 Fernseh-Kritik «Undercover Boss»

### 60 Namen Salon de l'Esprit

### 61 MvH Mein kleines Wunder

### 61 Gesellschaft Komischer Mann

### 62 Die Besten Hinter Glas: Black & Blue

### 63 Thiel Knüsels Verwaltungskunst

### 63 Wein Edelweiss. Ostschweizer Landwein aus resistenten Reben

### 64 Sport Tanzschule Messi

### 65 Auto Jeep Grand Cherokee

### 66 Hochzeit Claudia Opplinger und Stefan Bichsel

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Pierre Heumann, Kari Kälin,

Peter Keller, Andreas Kunz,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Patrick Kull (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

**Paperboy:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/paperboy](http://www.weltwoche.ch/paperboy)



# Rechtsberatung für KMU.

Ganz bequem per Telefon!

Vorteilspreis:  
**nur Fr. 99.–**  
Jetzt profitieren!

Nutzen Sie die Kompetenz des Beobachters für Ihr Unternehmen – profitieren Sie von allen KMU-Vorteilen! Jetzt anrufen unter Tel. 0800 83 0800 oder online auf [www.beobachter.ch/kmu](http://www.beobachter.ch/kmu)

**Das KMU-Beratungspaket des Beobachters. 6 Monate Rechtsberatung für nur Fr. 99.–**

- Individuelle juristische Beratung für alle Mitarbeiter bei Rechtsfragen, die Ihr Unternehmen betreffen. Per Telefon und E-Mail
- Private Rechtsberatung für den Geschäftsführer
- Zugang zu der Beratungsplattform HelpOnline.ch mit KMU-Themen
- Beobachter und BeobachterNatur im Abo
- Vorzugspreise auf Beobachter-Ratgeberbücher

## Unsere wertvollen Buchtipps für Sie als KMU!

Die erfolgreichen Business-Ratgeber vom Beobachter für kleine und mittlere Unternehmen.



### Erfolgreich als KMU

Liquidität planen, Forderungen eintreiben, zu neuem Geld kommen, Verträge korrekt ausfertigen, Kunden pflegen und gewinnen, Mitarbeiter optimal einsetzen: Dieses KMU-Handbuch hilft, bevor es brenzlig wird.  
**248 Seiten, Fr. 45.–** (Fr. 40.– für KMU-Mitglieder)



### Ich mache mich selbständig

Von der Geschäftsidee zur erfolgreichen Firmengründung. Fundierte Tipps weisen Ihnen den Weg zur erfolgreichen Selbständigkeit. Inklusive CD-ROM mit über 60 Vorlagen, Checklisten und Infos.  
**352 Seiten, Fr. 68.–** (Fr. 62.– für KMU-Mitglieder)

Jetzt bestellen: [www.beobachter.ch/buchshop](http://www.beobachter.ch/buchshop)

**Beobachter**  
KMU

## Zurück zum Tausch

Von Urs Paul Engeler — Wer Bargeld hält und weitergibt, ist potenziell gefährlich. Die Geldpolizei zielt darauf, die kleine Freiheit im Portemonnaie zu rauben. Was tun?



Bei Verdacht Intervention: Post-Bareinzahlung.

Vor zehn Tagen erreichte mich ein Mail eines alten Studien- und Fussballkollegen, um die sechzig Jahre alt, weltgewandt, Schweizer, erfolgreich, nicht vorbestraft, nicht bankrott, treuer Steuerzahler. Seine Bank hatte sich geweigert, das Konto, das er seit Menschengedenken hält, zu saldieren. Erst müsse er im Detail zwei Transaktionen rechtfertigen, darunter eine Barüberweisung im einstelligen Tausenderbereich: «Wieso wurden am [...] CHF 6500.– in Cash auf das Konto einbezahlt? Was ist der Hintergrund?»

Der aufgebrachte, ja erschütterte Bürger kam der Aufforderung der Geldschnüffler nicht nach. Er liess sein Konto bei der Grossbank nicht saldieren, sondern leerte es still und leise über regelmässige Bezüge via Schalter und Bancomat.

Was clever tönt, ist eine Kurzschlusshandlung, und zwar eine kontraproduktive. Denn was macht der gute Mann mit seinem Bargeld? Essen kann er es bekanntlich nicht. Zur Bank tragen nützt nichts; Cash wird nicht akzeptiert. Zur Post tragen ist ebenso heikel; die Schalterleute haben den Auftrag, Kunden bei Bareinzahlungen «ab einer gewissen Höhe» anzuhalten, zu röntgen und von ihnen schriftliche Erklärungen zu verlangen. Wo diese Limite liegt, gibt die Post explizit nicht bekannt. Nur so viel droht sie an: Wenn Ange-

stellte einen Verdacht schöpfen, können sie bereits bei «geringeren Beträgen» intervenieren. Und: Diese Anordnungen würden laufend verschärft.

Welche Weisungen bei Banken gelten, wollen die Medienstellen nicht mitteilen. Sie dürften noch restriktiver sein. Der Mensch, der Geldscheine von einigen hundert oder gar tausend Franken in seiner Brieftasche hält, mit diesen Waren oder Dienstleistungen kaufen oder sie auf ein Konto einzahlen möchte, macht sich verdächtig, ist potenziell kriminell. Zwar schreibt das Bundesgesetz über die Währung und die Zahlungsmittel vor, dass Münzen und Noten offizielle Tauschgüter sind: «Schweizerische Banknoten müssen von jeder Person unbeschränkt an Zahlung genommen werden.»

Was wörtlich im gültigen Gesetz steht, ist heute toter Buchstabe. Am Anfang war der hysterische Kampf gegen die Geldwäscherei, der alle höheren Bargeldtransaktionen kriminalisierte. Dann diente die Terroristenjagd nach 9/11 dazu, diese Massnahmen weiter zu verschärfen und die Überwachung der Geldflüsse zum universellen politischen Programm zu machen. Nun sind es die ausländischen und bald die einheimischen Steuerfahnder, die den weitgehend ungehinderten Blick auf die Bank- und Post-Transaktionen erzwungen haben und die nun jedes Notenbüschel, das sie nicht verfolgen können, als «mögliches Schwarzgeld» verunglimpfen.

Der Staatsapparat hat mittlerweile Zugriff auf alle Transaktionen, die er aus irgendwelchen Gründen durchsehen will. Er kann Herkunft wie Zielort einer Überweisung feststellen und seine polizeilichen oder politischen Schlüsse ziehen. Geblieben ist dem Bürger die kleine Freiheit im Portemonnaie. Jetzt greift die Geldpolizei gezielt auch dieses Refugium an. Parteispenden oder Zuwendungen in Familie oder Freundeskreis sind demnächst keine privaten Akte mehr, sie werden wohl meldepflichtig.

Dem Untertan, der sich gegen die totale Überwachung wehren will, bleibt dann nur die Flucht in die alte Tauschwirtschaft. Das System ist zwar viel umständlicher und ineffizienter als die flinke Geldwirtschaft. Dafür garantiert es dem Individuum Restautonomie. Und es kann kreative Kräfte wecken. Der Satiriker Ephraim Kishon hat ein Muster vorgegeben: «Tausche Tochter gegen Wohnung». Realistisch ist die Formel: Arbeit gegen Auto.

## Münchhausen



Gérard Depardieu, Sarkozy-Wahlhelfer

In Gérard Depardieus Obelix-Bauch hat es Platz für dicke Freundschaften und viel Wein, «eine Flasche mindestens pro Tag, manchmal zehn», sagt er. «Wenn ich Sarko anrufe, meldet er sich innert einer Viertelstunde», rühmte sich Frankreichs beliebtester Schauspieler während eines Dejeuners im Pariser Bistro «La Fontaine Gaillon», das ihm gehört, so wie er auch Weingüter an der Loire, im Burgund und im Bordelais, in Spanien, Sizilien, Marokko, Algerien und Argentinien besitzt. Ein Hinweis, weshalb er den langen Arm des Staatspräsidenten beanspruchen könnte: Nicolas Sarkozy habe sich für ihn «gevierteilt» und ihm einen «grossen finanziellen Verlust im Ausland» erspart. Der *Canard Enchaîné*, was keine Spezialität des Chefs, sondern ein Enthüllungsorgan ist, berichtete über das Tischgespräch. Monsieur le Président dementierte: G.D. sei ein «grossartiger Schauspieler, der den Franzosen viele Träume geschenkt hat», aber er, Sarkozy, habe «nie, weder direkt noch indirekt, Monsieur Depardieu bei Geschäften geholfen». Einer von beiden spielt den Lügenbaron Münchhausen.

Wahr ist, dass Sarkozy um seine Wiederwahl kämpft und Depardieu für ihn trommelt und nicht für den Sozialisten François Hollande, obwohl die Herzen in der Kulturschickeria naturgegeben links schlagen. Der lupenreine Proletarier Depardieu, der mit dreizehn die Schule verliess und mit sechzehn in Paris ankam, unterstützte Mitterrand und schwärmte für Castro, er bewahrte die Kommunisten mit einer Megaspense vor dem Untergang, lokal wählt er grün, öffentlich umarmt er seit 2007 Sarkozy, nur er «könne den Job». Aber eigentlich mochte er ihn wegen «Schneewittchen» Carla Bruni. In seinen 170 Rollen ist Depardieu, 63, nichts Menschliches fremd geblieben. Auch nicht im privaten Alltag, etwa als er in der abflugfertigen Air-France-Maschine auf den Teppich pinkelte und abgeführt wurde. Im nächsten Film mimt er den Salonlinken Dominique Strauss-Kahn, den als *dirty old man* abgestürzten Ex-Rivalen Sarkos, mit der Begründung: «Weil ich ihn verachte.»

Peter Hartmann

## Gefeiertes Chaos

Von Alex Reichmuth — Messies sind Menschen, die nie aufräumen. Das gibt Applaus.

Sogenannte Messies haben ein sagenhaftes «Puff» bei sich zu Hause. Ganze Stockwerke versinken unter dem Schrott und Gerümpel, den sie anhäufen. Jahrzehntlang nahm niemand von solchen Chaoten Notiz.

Das ist vorbei. Ulrich Grossenbachers Dokumentarfilm «Messies, ein schönes Chaos», der den Berner Filmpreis gewonnen hat und nun in den Kinos läuft, hat die mediale Mitfühlin­dustrie auf den Plan gerufen. In Zeitungsartikeln wird über die «ungewöhnliche Krankheit» informiert, in Talk-Sendungen über deren Hintergründe debattiert. Dabei gilt es, zuerst einmal Ordnung zu schaffen – zumindest begrifflich. Es gibt den trockenen und den feuchten Messie. Ersterer sammelt nur Material, das Rost ansetzt. Zweiterer auch solches, auf dem der Schimmel blüht und in dem die Würmer kriechen. Es gibt den Techno-Messie, bei dem sich der Elektronikschrott türmt, und den Informations-Messie, der Berge von Zeitungen sein Eigen nennt. Und es gibt den be­kennenden Messie, der Journalisten die Tür öffnet (sofern noch möglich), um auf das «Syndrom» aufmerksam zu machen, an dem er erkrankt ist. Zwei Prozent der Bevölkerung sollen daran leiden – oder zumindest an einer Vorstufe. Wer kennt schon nicht das Gefühl, sich von alten Schallplatten oder abgetragenen Jeans nicht trennen zu können? Jeder ist irgendwie Messie, so die Botschaft.

Messies sind Kult. Es gibt Selbsthilfegruppen. Und «Homemanager», die Messies «coachen». Und einen Messie-Verband («Less Mess»). Auf dass die «Messie-Bewegung» vorankomme. Aus dem Albtraum jedes Wohnungsvermieters sind «spannende Menschen» geworden (O-Ton «Club»). Ihre Schwäche geht uns «wahnsinnig nahe». Und rufen heimliche Bewunderung hervor. Schliesslich wehren sich Messies gegen die Wegwerfgesellschaft und halten uns Verschwendern den Spiegel vor.

Der mediale Messie-Wahn passt in den Zeitgeist. Der sagt uns, dass wir ein Volk von Bedrängten, Gestressten, Ausgegrenzten und Diskriminierten sind. Überall gibt es Opfer und Geschädigte. Symptome und Syndrome aller Art und Gattung. Und unerhört viele psychisch Kranke. (Es müssten sich viel mehr Menschen in psychiatrische Behandlung begeben, wurde uns kürzlich von Fachleuten gesagt.) Defizite und Schwächen werden gefeiert. Kann es sein, dass uns wirkliche Probleme abhanden gekommen sind?

## Durch die Hintertüre

Von Pierre Heumann — Der bundesrätliche Kompromiss für Brüssel höhlt die Schweizer Souveränität aus. Schritt für Schritt wird unser Recht der EU angeschmiegt.

Es war ein trüber Tag. Brüssel meldete Sprühregen bei knapp 12 Grad, als sich Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf anschickte, der EU einen Vorschlag zu machen, der Schweizer Recht obsolet machen könnte. Demokratische Regeln wären damit ausser Kraft gesetzt.

Später wird man vielleicht sagen: An jenem 20. März wurde in der Schweiz neues Recht eingeführt. Jenes Recht, das in der EU gilt. Was auf den ersten Blick als trockene juristische Übung daherkommt, kommt einem Verzicht auf Souveränität gleich.

### Zu mühsam, zu langsam

Es geht um Folgendes: Die Schweiz hat mit der EU rund 120 bilaterale Verträge geschlossen. Wenn die EU auf ihrem Hoheitsgebiet Paragrafen anpasst oder neue hinzufügt, stellt sich für die Schweiz die Frage: Muss auch sie diese Änderungen übernehmen? Wer einen einheitlichen Rechtsraum mit der EU will, muss dem zustimmen. Wer aber auf die Selbstbestimmung der Schweiz pocht, wird die automatische Anpassung ablehnen. Denn mit dem automatischen Nachvollzug von EU-Recht würden Volksrechte geopfert und die Mitwirkung der Kantone verunmöglicht. Zudem müsste die Schweiz auch die Urteile des Europäischen Gerichtshofs übernehmen. EU-Rich-

ter hätten auch in der Schweiz die Kompetenz, Streitfälle auf jenen Gebieten zu lösen, zu denen bilaterale Verträge bestehen.

Derzeit werden Weiterentwicklungen des EU-Rechtes, sofern sie die rund 120 bilateralen Verträge betreffen, von einem gemischten Ausschuss behandelt. Doch das ist der EU zu mühsam, und es geht ihr zu langsam. Deshalb besteht sie darauf, dass sich die Schweiz zu einer automatischen Übernahme von EU-Recht verpflichten soll. Die EU droht: Sie will nichts von neuen bilateralen Verträgen wissen, bevor diese institutionelle Frage nicht zu ihrer vollen Zufriedenheit gelöst ist. Das hat sie bereits vor einem Jahr unmissverständlich klar­gestellt. Eine Lösung der institutionellen Probleme sei entscheidend für die Fortsetzung der Integration der Schweiz in den Binnenmarkt der EU.

Ohne Lösung der Frage, wie die Anpassung an die Weiterentwicklung des EU-Rechts gelöst werden kann, bleibt der bilaterale Weg verbaut, warnt deshalb der Bundesrat. Aber den automatischen Nachvollzug lehnt er ab, weil er weiss, dass er damit bei Volk und Ständen nicht durchkommen würde.

Um einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, ist er am Dienstag mit einem Kompromissvorschlag nach Brüssel gereist. Der tönt zunächst nach allerhand. Die Schweiz will mit der EU über jenes Dossier verhandeln, zu dem die Vorarbeiten am weitesten gediehen sind: das bilaterale Stromabkommen. Dabei würde es auch um die sogenannt institutionellen Fragen gehen, also eben um das Kernproblem der Anpassung an das EU-Recht, das sich laufend weiterentwickelt.

Der Schweizer Vorschlag sieht vor, die Art und Weise der Anpassung an sich entwickelndes EU-Recht vorerst in einem spezifischen Fall zu lösen und nicht pauschal für alle bilateralen Verträge. Die EU erwartet in den nächsten Wochen von der Schweiz entsprechende Vorschläge.

Bei näherem Hinsehen taugt der Kompromiss freilich wenig. Er ebnet den Weg zu einer Rechtsanpassung durch die Hintertüre, ohne dass der Bundesrat das offen eingesteht. Die Taktik des Bundesrates zielt offenbar darauf, den Stimmbürger und die Kantone Schritt für Schritt daran zu gewöhnen, dass Kompetenzen nach Brüssel ausgelagert werden, dass Referendumsrechte wegfallen, kurz: dass Brüssel zunehmend bestimmt, was in der Schweiz Recht ist.



Widmer-Schlumpf, Rats-Präsident Van Rompuy.

## Personenkontrolle

### Ineichen, Pelli, Frehner, Rechsteiner, Germann, Barroso, Widmer-Schlumpf

Bis Ende März läuft die Sammelfrist für die Bürokratie-Stopp-Initiative der FDP, und noch immer fehlen ihr 10 000 Unterschriften (Stand 20.3.). Bei den Freisinnigen ist deshalb Hektik ausgebrochen: Der Luzerner Nationalrat **Otto Ineichen** verlangte vor einer Woche von sämtlichen Fraktionskollegen, seinem Beispiel zu folgen und selbst auf der Strasse auf Sammeltour zu gehen. Andernfalls wollte Ineichen jene Parteikollegen, die sich zu fein oder zu faul dafür sind, öffentlich outen. Bisher blieb es bei der Drohung. Als weitere Sofortmassnahme engagierte die Parteizentrale Sammelpromis, die für bare Münze die fehlenden Unterschriften zu-



*Drohung:* FDP-Nationalrat Ineichen.

sammentragen sollen. Noch im September hiess es im FDP-Sekretariat, man verfüge «weder über die Absicht noch über das nötige Geld, um im grossen Stil für Unterschriften zu bezahlen». Inzwischen scheint dies nicht mehr zu gelten: Alle Jungfreisinnigen erhielten in der vergangenen Woche einen flammenden Mail-Appell, unterzeichnet vom abtretenden FDP-Präsidenten **Fulvio Pelli**: Es gehe bei der Initiative «nicht nur» um das Thema Bürokratie, sondern auch um den sichtbaren Erfolg oder Misserfolg der freisinnigen Politik. «Leistung muss sich lohnen! Auch wir leben diesen Grundsatz, daher zahlt die FDP Schweiz jedem von euch direkt drei Franken pro Unterschrift! Lieberale Grüsse, Fulvio» (*cal*)

Plötzlich merkte der Basler Nationalrat **Sebastian Frehner** (SVP), dass es knapp werden könnte. Dass sein Vorstoss, Drogen dealende Asylbewerber vom Asylverfahren auszuschliessen, doch noch angenommen werden könnte (siehe Artikel, Seite 20). Doch dann stellte sich Frehner in der Frühlingssession gleich selber ein Bein. «In der Hitze des Gefechts» habe er bei der Abstimmung im Nationalratssaal den falschen Knopf gedrückt – und seine eigene Idee bekämpft. Zu Frehners Glück wurde das Geschäft nicht wegen einer einzigen Stimme



*Falsch gedrückt:* SVP-Nationalrat Frehner.

zu seinen Ungunsten entschieden. Der Rat verwarf den Vorstoss mit 97 zu 73 Stimmen. Wirklich bei der Sache scheinen unsere Volksvertreter in Bern jedoch nicht zu sein. Laut Frehner komme es «immer wieder vor», dass Parlamentarier falsch abstimmten. Sogar bei den eigenen Vorstössen. (*kk*)

Der St. Galler Ständerat **Paul Rechsteiner** (SP) hat in der letzten Sessionswoche deutlich gemacht, wen er vor allem vertritt: die Gewerkschaften. Als sein Ratskollege **Hannes Germann** den freisinnigen Bundesrat **Johann Schneider-Amman** vor das Parlament zitierte, um die geplante Ausweitung des Gastro-Gesamtarbeitsvertrags (GAV) zu erklären, übernahm Rechsteiner die Verteidigung des Volkswirtschaftsdepartements. Für seine Gewerkschaftsfreunde geht es bei dem GAV um Millionen. Mit der *Weltwoche* hingegen wollte Rechsteiner über das Thema trotz freundlicher Anfrage nicht sprechen. (*fsc*)

Der europäische Kommissions-Präsident **José Manuel Barroso** wird in den Medien immer wieder als «Freund der Schweiz» apostrophiert, weil er einige Zeit als Oberassistent an der Universität Genf gewirkt hat. Die Freundschaft ist allerdings ziemlich abgekühlt, wie Bundespräsidentin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) und Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) bei ihrem Arbeitsbesuch in Brüssel feststellen mussten. Für einen EU-Bürokraten fand Barroso überraschend deutliche Worte, um seine Unzufriedenheit mit der Schweiz im «Steuerstreit» auszudrücken. Er drohte mit dem Europäischen Gerichtshof. Beim Geld hört die Freundschaft eben auf. (*fsc*)



*Abgekühlt:* EU-Kommissions-Präsident Barroso.

## Nachruf



*Herz aus Gold:* Miss Edna, Puffmutter

**Edna Milton Chadwell (1928–2012)** — Miss Edna, wie sie jeder nannte, war eine nüchterne Businessfrau mit strengem Geschäftsgebaren. Ihr Rückgrat, sagt ihr Neffe, sei aus Stahl gewesen, ihr Herz aus Gold. Sie behandelte ihre Angestellten vorbildlich und stellte jeden Kunden, der betrunken war, fluchte oder gar handgreiflich wurde, vor die Tür. Sie galt als Wohltäterin der texanischen Kleinstadt La Grange und verhalf dem Ort zu Zehntausenden von Touristen. Wäre sie nicht Puffmutter gewesen, hätte man ihr ein Denkmal gesetzt. Prostitution war in Texas noch legal gewesen, als Ednas Vorgängerin das Bordell 1915 eröffnet hatte. Den Namen «Chicken Ranch» trug es erst nach dem Börsencrash, weil damals frische Poulets und Eier als Bezahlung auf der Ranch willkommen waren. Edna Milton kam 1952 als Prostituierte in die inzwischen illegale, aber weithin tolerierte Ranch und kaufte sie 1962. Der zuständige Sheriff T.J. Flournoy sagte: «Auch der kleinste Bauernjunge weiss, was auf der Ranch los ist. Aber ich bekomme nie Klagen.» 1973 schlossen die Behörden das Bordell, nachdem ein Reporter Verbindungen zur Unterwelt suggeriert hatte. Flournoy war so empört, dass er dem Reporter zwei Rippen gebrochen und triumphierend dessen Toupet geschwenkt haben soll. Am Broadway erhielt Miss Edna mit dem erfolgreichen Musical «The Best Little Whorehouse in Texas» doch noch ihr Denkmal. In der gleichnamigen Verfilmung wird sie von Dolly Parton gespielt. Edna Milton Chadwell starb an den Folgen eines Autounfalls in Phoenix, Arizona.

*Beatrice Schlag*

# Nationalbank-Groteske live

Von Pierre Heumann — Die Parlamentarier arbeiten die Affäre Hildebrand auf. Sie machen aus dem ehemaligen Notenbankpräsidenten ein Opfer, das unschuldig zum Rücktritt gezwungen worden sei. Seine Verfehlungen werden beschönigt.



«Heikle Geschäfte»: SNB-Direktoren Hildebrand, Danthine.



«Kampagne»: Vischer, Grüne.



«Zulässig»: Fetz, SP.

Das Fernsehen übertrug live aus dem Nationalratssaal. In der ausserordentlichen Session ging es offiziell um die «Wiederherstellung der Glaubwürdigkeit der Schweizerischen Nationalbank». Stattdessen diskutierten viele Parteigrössen erstaunlich luftig an den Fakten vorbei, verdrehten sie Tatsachen oder verniedlichten sie die Verfehlungen des zurückgetretenen SNB-Präsidenten Philipp Hildebrand. Eine Zurechtrückung im Licht der Tatsachen:

## 1 — «Inszenierte Kampagne»

Für Thomas Maier (Grünliberale) war es unentschuldig, wie die Affäre Hildebrand «inszeniert» worden sei. Markus Hutter (FDP) sprach von einem «verantwortungslosen, rufschädigenden, unschweizerischen Theater». Martin Landolt (BDP) führte den Rücktritt Hildebrands auf eine «diffuse Medienkampagne» zurück. Ins Visier der Kritiker geriet auch

die SVP: Daniel Vischer (Grüne) rügte die «beispiellose Kampagne der SVP gegen die Nationalbank als Institution». Die SVP habe versucht, «mit seltsamen und durchsichtigen Manövern einen Fall Hildebrand zu konstruieren», rügte ebenfalls Viola Amherd (CVP). Auch Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) sprach von einer «mit System inszenierten Polemik».

Tatsache ist: Hildebrand trat zurück, weil seine privaten Währungsgeschäfte prinzipiell unvereinbar waren mit seiner Stellung als oberster Währungshüter. Man darf nicht in Märkten geschäften, die man selber steuert. Zudem verlor er den Rückhalt seiner engsten Mitarbeiter im Direktorium sowie des Bankrats. Was den auf die *Weltwoche* gemünzten Vorwurf der Kampagne betrifft: Das Blatt veröffentlichte bis zu Hildebrands Rücktritt exakt einen Hintergrundartikel, der die frag-

würdigen Privatgeschäfte dokumentierte. Ein Artikel ist keine Kampagne.

## 2 — «Ungeschickter Fehler»

Laut Markus Hutter hat Hildebrand nur «einen ungeschickten Fehler» begangen, aber sicher «kein Vergehen oder Schlimmeres». Auch Landolt sah das so: Hildebrand habe seinen «eigenen Bankgeschäften – ohne böse Absicht – zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt».

Dieser Meinung war auch Ständerätin Anita Fetz (SP): Die Rechtmässigkeit sei in der Causa Philipp Hildebrand «nicht tangiert gewesen». Die «heiklen» Devisentransaktionen seien laut «einschlägigem Reglement zulässig» gewesen. Und für den Parteipräsidenten der Freisinnigen, Fulvio Pelli, stand fest: Die Berichte bestätigen, dass «es keine unkorrekten Handlungen von Mitgliedern des Direktoriums gegeben hat».

Tatsache ist: Sogar das alte, harmlose, von Hildebrand falsch kommunizierte und mittlerweile verschärfte SNB-Reglement verbietet den Erwerb von Devisenvermögen aufgrund von privaten Interessenkonflikten. Hildebrand besass nach bisherigem Kenntnisstand Devisenvermögen in mehrfacher Millionenhöhe (Dollar und Euro). Wie kann ein SNB-Präsident sein Amt ordnungsgemäss, also unabhängig versehen, wenn er mit seinen SNB-Entscheidungen sein privates Devisenvermögen in Millionenhöhe direkt beeinflusst?

### 3 — «Inszenierte Polemik»

Links von der Mitte witterte man Konspiration der Rechten gegen die SNB. Für Susanne Leutenegger Oberholzer (SP) war klar: «Die SVP hat unter Verletzung von Persönlichkeitsrechten die Schweizerische Nationalbank massiv destabilisiert, vor allem ihren Präsidenten. Und zwar so lange, bis er gehen musste.» Auch für Viola Amherd (CVP) stand fest: Es «ging dabei mehr als nur um die Person Hildebrand». Der Vorwurf gegen Hildebrand sei nur ein Mittel zum Zweck gewesen. Hildebrand, fasste Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf zusammen, wurde das Opfer einer «inszenierten Polemik».

Tatsache ist: Es ging nie um die SNB als Institution, sondern lediglich um die unhaltbaren Devisentransaktionen Hildebrands und den Versuch der Aufsichtsbehörden – Bankrat und Bundesrat –, dieses Fehlverhalten zu vertuschen bzw. für ordnungsgemäss zu erklären. Um ein Haar hätte sich Hildebrand dank dem massiven Schutz der Regierung und der Aufsicht sowie der meisten Medien halten können. Er stolperte am Schluss über seine eigene Abwehrstrategie. Hildebrand hatte behauptet, seine Frau hätte ohne sein Wissen auf seinem Konto spekuliert. Wenig später wurde dies aufgrund von E-Mails als Falschaussage entlarvt. Hildebrand wurde nicht Opfer einer Polemik, sondern seiner Fehler sowie seiner Unfähigkeit, zur Wahrheit zu stehen.

### 4 — «Vollständiger Einblick»

Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf sagte im Parlament, dass «die Transaktionen [Hildebrands, Anm. d. Red.] in mehreren Berichten aufgearbeitet worden sind, von Vertretern der Eidg. Finanzkontrolle (EFK) und dann noch von Pricewaterhouse Coopers und KPMG».

Tatsache ist: Der Bankrat hatte mit dem Segen des Bundesrates in seinem ersten offiziellen Communiqué tatsachenwidrig erklärt, «die Prüfer» hätten «uneingeschränkten und vollständigen Einblick in sämtliche Banktransaktionen von Philipp Hildebrand und seiner Familie». Die Prüfer aber gaben später zu, dass sie weder uneingeschränkten noch vollständigen Einblick hatten, schon gar nicht in alle Transaktionen der Familie, zu der auch die nächsten Verwandten gehören (Eltern).

Erst auf Druck der Medien und der Politik mussten weitere Untersuchungen nachgereicht werden. Sie förderten weitere heikle Transaktionen zutage: Direktionsmitglied Danthine hat laut KPMG-Untersuchungsbericht im Jahr 2010 zweimal grosse Mengen Euro in Schweizer Franken getauscht – zu einer Zeit, als die Nationalbank stark am Devisenmarkt interveniert und die Währungsreserven massiv gesteigert hat. Danthine tauschte eine Euro-Erbschaft in Franken um.

FDP-Präsident Pelli sah darin keine Übertretung des Reglementes. «Ein Direktor, der ein Amt antritt und in die Pensionskasse einzahlt, indem er Euro verkauft, macht nichts Unkorrektes.» Zuvor hatten auch Bankratspräsident Hansueli Raggenbass und Fritz Studer, Präsident des Prüfungsausschusses der SNB, Danthines private Devisengeschäfte als unbedenklich beurteilt.

Tatsache ist: Der KPMG-Bericht enthält keine Angaben darüber, wann Danthine das Geld geerbt hat. Wurden ihm die Euro eine Woche oder mehrere Jahre vor dem Wechseln gutgeschrieben? Je nach Zeitpunkt wäre der Umtausch anders zu beurteilen. Pelli übersah geflissentlich auch, dass Danthine über Informationen verfügte, die andere nicht hatten. Als Chef des Departementes III ist er verantwortlich für die Durchführung der Interventionen am Devisenmarkt. Im Frühjahr 2010, als die SNB massiv am Devisenmarkt intervenierte, sah er, wie nutzlos die Euro-Käufe waren. Was lag da näher, als sein professionelles Wissen gewinnbringend einzusetzen und private «Gegenoperationen» auszuführen, also Euro zu verkaufen und zwar zu einem vorteilhaften Preis?

### 5 — «Hervorragender Job»

Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf lobte Philipp Hildebrand «für seinen herausragenden Job», das sei in den meisten Kreisen unbestritten: «Er war ein hervorragend vernetzter Banker.»

Tatsache ist, dass Hildebrand versucht hat, mit Namedropping zu beeindrucken. Er sprach von «Christine», «Tim» oder «Mario», wenn er die Chefin des Währungsfonds, den amerikanischen Finanzminister oder den Präsidenten der Europäischen Zentralbank meinte. Vernetzt sein bedeutet aber noch lange nicht, eine gute Geldpolitik zu führen.

Dass Hildebrand mit vielen Finanzgrössen per du ist, hat vor allem mit seinem Job zu tun. Das Amt des Nationalbank-Präsidenten bringt es mit sich, dass man sich gegenseitig mit dem Vornamen anspricht. Ein Beweis dafür, dass man auch ernst genommen wird, ist das nicht.

### 6 — Politische Einmischung

Hildebrand sei zum Rücktritt genötigt worden, weil er «für verschiedene politische Kräfte wohl etwas zu stark, vor allem wohl auch etwas

zu wenig beeinflussbar» war, sagte Widmer-Schlumpf. Sie meinte damit vor allem die SVP. Noch bevor die Nachfolge von Hildebrand geregelt ist, setzt jetzt aber die Linke die SNB unter Druck und fordert eine Abschwächung des Frankens gegenüber dem Euro, mithin also eine politisch beeinflussbare Nationalbank. Für Leutenegger Oberholzer gehört das sogar zur «primären Aufgabe» der SNB. Die SP-Frau gab konkrete Zielvorgaben: «Wir wissen alle, was ein Kaufkraftparitätskurs für die Schweiz heissen würde; der Frankenkurs zum Euro muss in etwa bei 1.40, wenn nicht gar darüber liegen.» Paul Rechsteiner (SP) setzte sich in der Debatte für einen noch höheren Euro-Kurs zum Franken ein.

Tatsache ist: Die Kaufkraftparität gibt es nicht. Je nach Berechnungsarten und Annahmen ergeben sich andere Werte. Wer wie Leutenegger Oberholzer oder Rechsteiner konkrete Vorgaben machen will, bleibt den Beweis schuldig, dass seine Wechselkursziele besser seien als die Resultate, die am freien Devisenmarkt zustande kommen. Die Linke verstrickt sich zudem in einen grandiosen Widerspruch. Sie wolle an der Unabhängigkeit der SNB festhalten, beteuert sie. Gleichzeitig will sie aber vorschreiben, welchen Wechselkurs diese anstreben solle. Wie die Genossen diesen Widerspruch lösen wollen, bleibt vorerst ihr Geheimnis. ○

goldenpass

**DIE WELSCHWOCHE**

Καλώς ήρθατε  
\*Bienvenue\*

**20% RÉDUCTION**

**En mai, venez assister à leur réveil aux Rochers-de-Naye, 20% sur présentation de cette annonce aux guichets du Goldenpass à Montreux.\***

\*Erleben Sie im Mai das Aufwachen der Marmeltiere auf den Rochers-de-Naye. 20% Ermässigung beim Vorweisen dieser Anzeige bei unserem Schalter in Montreux.

[www.goldenpass.ch](http://www.goldenpass.ch)

## Sieg des Ostens

Von Henryk M. Broder — Mit Gauck ist das Ende der alten Bundesrepublik besiegelt.



Nun, da die Causa Wulff bei der Hannoveraner Staatsanwaltschaft ruht, können wir uns der Frage zuwenden, warum die Wahl von Joachim Gauck zum Bundespräsidenten

für so viel Aufregung gesorgt hat. Die einen wollten ihn unbedingt haben, die anderen mit aller Macht verhindern. Dafür gibt es einige rationale und viele emotionale Gründe.

Zunächst repräsentiert Gauck eine rare gewordene Tugend: den gesunden Menschenverstand, der sich in dem Satz «Das macht man nicht» artikuliert. Zweitens merkt man es ihm an, dass er das sagt, was er denkt, und das denkt, was er sagt. So was machen Politiker üblicherweise nur im Zustand der Volltrunkenheit. Der Hass, der sich über Gauck entlud, hat mit alten Rechnungen zu tun, die über zwanzig Jahre unerledigt herumlagen. Eine Woche vor der Wahl trat bei Anne Will der letzte Innenminister der DDR, Peter-Michael Diestel, als Kronzeuge gegen Gauck auf. Diestel, muss man wissen, war für die Vernichtung eines grossen Teils der Stasi-Akten verantwortlich und hätte das, was nach dem Zusammenbruch der DDR übrigblieb, auch gerne entsorgt. Gauck hingegen hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Opfer der Staatssicherheit die Möglichkeit bekamen, ihre eigene Geschichte anhand der Akten zu rekonstruieren. Noch heute werden jeden Monat Tausende von Anträgen auf Akteneinsicht gestellt. Als Präsident wird Gauck dafür sorgen, dass die zweite deutsche Diktatur, die ein Nationalsozialismus mit menschlichem Antlitz war, nicht in Vergessenheit gerät.

Mit Gauck im höchsten Amt des Staates ist das definitive Ende der alten Bundesrepublik besiegelt, die in ihrem Kern eine katholisch-rheinisch-bayrische Allianz war. Nun wird das Land von zwei Osis repräsentiert, zwei Protestanten, die jenseits des Limes aufgewachsen sind, wo für die Westler das Reich der Barbaren beginnt. Das ist eine Kränkung, die an Rhein und Ruhr und zu beiden Ufern der Isar nicht einfach hingenommen werden kann. Schon haben einige Bürgermeister aus dem Ruhrgebiet ein vorzeitiges Ende des Solidarpakts Ost gefordert. Der sei «ein perverses System, das keinerlei inhaltliche Rechtfertigung mehr» habe, das Geld werde im Westen dringender gebraucht.

## Mindestlohn für mehr Arbeitslose

Von Kurt Schiltknecht — Auch Löhne sind eine Frage von Angebot und Nachfrage. Eingriffe des Staates sind hier abzulehnen. Denn sie belasten zuerst den Arbeitsmarkt und dann den Wohlstand.

Ein wichtiger Grund, weshalb der Wohlstand in der Schweiz höher als in den meisten anderen Ländern ist, liegt im föderalistischen System und in der Tatsache begründet, dass den Bürgern bei vielen wirtschaftspolitischen Entscheidungen das letzte Wort zukommt. So haben die jüngsten Volksabstimmungen einmal mehr gezeigt, dass die Mehrheit der Bürger die Implikationen wirtschaftspolitischer Vorlagen relativ gut beurteilen kann. In der Vergangenheit kam es wiederholt vor, dass die Stimmbürger die besseren Entscheidungen als die Parlamente oder die Regierungen getroffen haben. Die Qualität der Entscheide nimmt zu, wenn eine grosse Zahl der Stimmbürger von den zur Abstimmung gelangenden Vorlagen direkt betroffen ist. In diesen Fällen setzt sich ein grösserer Teil der Bürger mit den Vor- und Nachteilen einer Vorlage auseinander. Sind die Vorlagen nur für einen Teil der Bürger relevant, kümmern sich die Nichtbetroffenen kaum um die Auswirkungen, und der Stimmentscheid wird emotional getroffen. Für die Annahme der Vorlage über die Einschränkung des Baus von Zweitwohnungen war dies sicher mitentscheidend.

Vor allem Kreise, die an einer Aushebelung des marktwirtschaftlichen Systems interessiert sind, haben diese Schwäche entdeckt und versuchen mit Vorlagen, die scheinbar nur einen kleinen Kreis der Stimmberechtigten betreffen, die freie Preisbildung auf den Märkten zu unterminieren und der Politik und Bürokratie einen grösseren Einfluss auf die Preisbestimmung zu geben. Typisch dafür sind die «Abzocker»-Initiative oder die Initiative für einen Mindestlohn. Beide geniessen grosse Popularität. Wer möchte den Schwächsten unserer Gesellschaft nicht ein höheres Gehalt gönnen, und wer möchte nicht die grössten Abzocker in die Schranken weisen? Es lässt sich nicht bestreiten, dass einzelne Manager ihre Unternehmung als Selbstbedienungsladen betrachten und sich exorbitante Gehälter zuhalten. Dass Arbeitgeber die Notsituation einzelner Arbeitskräfte mit der Bezahlung schäbiger Löhne ausnutzen, gehört ebenfalls zu den Schattenseiten der Marktwirtschaft. Doch einzelne Fehlentwicklungen sind kein ausreichendes Argument, um mit staatlichen Vorschriften in den Arbeitsmarkt einzugreifen und eine freie Lohnbildung zu verhindern. Bei

der Entschädigung des Managements hat der Staat nichts zu suchen. Es liegt an den Eigentümern, den Aktionären und Verwaltungsräten, den übersetzten Entschädigungen Einhalt zu gebieten und für eine vernünftige Entlohnung zu sorgen. Der Staat muss nur die Voraussetzungen schaffen, dass die Aktionäre sich bei Fehlentwicklungen zur Wehr setzen können. Wenn der Staat zu sehr in die Management-Entschädigungen eingreift, werden Anreize zur Sitzverlagerung von Gesellschaften ins Ausland geschaffen. Weniger Arbeitsplätze und weniger Steuereinnahmen sind die Folge.

### Initiative schadet den Schwächsten

Problematisch ist die Initiative zur Einführung von Mindestlöhnen. Künftig soll der Bund befugt sein, einen Mindestlohn festzulegen. Es ist mir schleierhaft, wie Beamte in der Lage sein sollten, den richtigen Mindestlohn festzulegen. Wird er zu niedrig angesetzt, hat er keine Wirkung. Bei einem zu hohen Mindestlohn wird es mehr Arbeitslose geben, weil einzelne Unternehmungen nicht in der Lage sind, den festgesetzten Lohn zu zahlen, es vorziehen, die Arbeitskräfte durch Maschinen zu ersetzen oder die Produktion ins Ausland zu verlagern. Davon werden in erster Linie die wirtschaftlich Schwächsten betroffen sein.



Es ist erschreckend, dass die Linken noch immer nicht begriffen haben, dass der Lohn das Ergebnis von Angebot und Nachfrage ist. Der Glaube ist unausrottbar, dass der Staat hohe Löhne ohne entsprechende Auswirkungen auf Beschäftigung und Arbeitslosigkeit verordnen könne. Genauso absurd ist die Behauptung, dass die negativen Einflüsse der grossen Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte auf das schweizerische Lohnniveau durch bürokratische Mittel verhindert werden könnten. Vor so viel ökonomischer Unkenntnis bleibt einem die Sprache weg. Es bleibt zu hoffen, dass die Stimmbürger erkennen, dass staatliche Eingriffe in die Lohnbildung und die Bürokratisierung der Lohnbildung nur die Wirtschaft schwächen und die Arbeitslosigkeit fördern. Sollte der Irrglaube verfangen, dass der Staat mit Eingriffen in den Arbeitsmarkt für höhere und gerechtere Löhne sorgen könne, wird es nicht lange dauern, bis auch die schweizerischen Arbeitslosenraten sich in Richtung zweistelliger Werte bewegen.

# Gesunder Menschenverstand

Von Boris Johnson — Die Aufregung in Grossbritannien war gross, als eine Angestellte von British Airways vom Dienst suspendiert wurde, weil sie ein Kreuz am Hals trug. Der Fall ist nicht ausgestanden.

Nadia Eweida denkt bestimmt: «Die spinnen doch alle.» Erinnern Sie sich an Nadia, die Mitarbeiterin von British Airways (BA), die 2006 wegen eines Kreuzes an ihrer Halskette vom Dienst suspendiert worden war? Jeder ergriff damals für sie Partei. Die britische Presse empörte sich, im Parlament kam ihr Fall zur Sprache.

Tony Blair appellierte an BA, die Entscheidung zu überdenken. Unfassbar, riefen wir, man kann doch niemandem verbieten, ein kleines Schmuck-Kreuz zu tragen. Schliesslich wird in unserem Parlament jede Sitzung mit einem christlichen Gebet eröffnet, und vor Gericht werden Zeugen auf die Bibel vereidigt.

Grossbritannien ist ein einziges Dokument christlicher Geschichte, von den Grabkreuzen bis zu den Kirchen, die unsere Dörfer prägen. Die Flugzeuge von British Airways sind mit dem Union Jack geschmückt – was für eine Heuchelei, das Leitwerk mit einem enormen Kreuz zu versehen, einer Angestellten aber zu untersagen, ein unscheinbares Kreuz am Hals zu tragen. Die Aufregung war so gross, dass BA schliesslich einlenkte. Mitarbeiter sollten nun kleine religiöse Symbole tragen dürfen. Kürzlich musste ich aber feststellen, dass die Sache keineswegs ausgestanden ist – und dass die Regierung die ursprüngliche Entscheidung von BA offenbar verteidigen will.

British Airways hat bis heute nicht begriffen, dass sie ihre Mitarbeiterin wegen ihres Glaubens benachteiligt und diskriminiert hat. Zufälligerweise bin ich der guten Frau unlängst in einem überfüllten Zug begegnet. Ich führte ein langes Gespräch mit ihr und kann bestätigen, dass sie keine religiöse Spinnerin ist und nicht auf Vergeltung sinnt. Man solle einfach anerkennen, dass sie unfair und falsch behandelt wurde. Und inzwischen ist Nadia Eweida so weit, dass sie ihren Fall nach Strassburg vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte bringen will. Die britische Regierung (deren Mitglieder im privaten Gespräch gewiss einräumen würden, dass BA wider alle Vernunft gehandelt hat) wird die Entscheidung der Fluggesellschaft wohl unterstützen.

Vermutlich wird sie argumentieren, dass BA berechtigt war, Eweida zu entlassen, weil es keineswegs zu den «Vorschriften» christlicher Glaubenspraxis gehöre, ein Kreuz am Hals zu tragen. Das sei, werden die Anwälte sagen, freiwillig und nicht zu vergleichen mit jenen Symbolen (Kopftuch, Armreif etc.), die zu tragen andere Religionen von ihren Angehörigen verlangen würden und die bei BA-Mitarbeitern daher toleriert würden.

Ich weiss nicht, weshalb die Anwälte der britischen Regierung dieses Vorgehen für sinnvoll halten, aber ich finde, man sollte sie eindringlich bitten, von dem Unsinn abzukommen. Anscheinend orientieren sie sich an Lord Justice Stephen Sedley, der den Fall 2010 im Berufungsverfahren mit der Begründung abwies, Eweida verfolge «religiöse Ziele».

Sedley ist ein kluger Mann und ein renommierter Jurist, aber er würde wohl nicht protestieren, wenn ich ihn als den linken Richter der letzten fünfzig Jahre bezeichne. Sein Urteil zeigt, wie ein brillanter Kopf, tief verstrickt in ideologischen Vorurteilen, den gesunden Menschenverstand ignoriert.

Sedley ist ein kluger Mann und ein renommierter Jurist, aber er würde wohl nicht protestieren, wenn ich ihn als den linken Richter der letzten fünfzig Jahre bezeichne. Sein Urteil zeigt, wie ein brillanter Kopf, tief verstrickt in ideologischen Vorurteilen, den gesunden Menschenverstand ignoriert.

## Gesunder Menschenverstand gefragt

Sein erstes Argument: Das Christentum verlangt von seinen Anhängern nicht, dass sie ein Kreuz tragen (so wie Sikhs einen Turban tragen müssen). Mrs. Eweida sei daher nicht benachteiligt worden, nur weil sie Christin sei. Dass Sedley nachdrücklich zwischen «optionalen» und «vorgeschriebenen» religiösen Symbolen unterscheidet, ist für Arbeitgeber wie BA natürlich sehr praktisch.

Mrs Eweida könnte sagen, sie sei aus Überzeugung verpflichtet, ein Kreuz zu tragen; eine

Kollegin könnte erklären, sie müsse aus Überzeugung Burka tragen. Kann BA das eine verbieten und das andere nicht? Was, wenn eine Kollegin angäbe (wie viele hierzulande), sie sei eine Anhängerin des Jedi-Ordens und müsse sich daher als Prinzessin Leia kleiden? Das mag logisch klingen, widerspricht aber gesundem Menschenverstand. Zwischen Burka oder Prinzessin-Leia-Kostüm und einer unauffälligen Halskette mit Kreuz besteht ein Riesenunterschied.

Die ursprüngliche Entscheidung von BA war weder vernünftig noch angemessen (wie das spätere Einlenken zeigt), und das hätte das Berufungsgericht erkennen können.

Sedleys zweites Argument: Kein anderer BA-Mitarbeiter habe darauf bestanden, ein Kreuz zu tragen, weshalb nicht bewiesen sei, dass Christen als Gruppe benachteiligt würden. Mag sein. Wenn Mrs Eweida aber tatsächlich die Einzige war, die ein Kreuz tragen wollte, zeigt das nur, dass es ihr wichtig war, und ihr dies zu gestatten, wäre ein harmloses Zugeständnis gewesen und kein Signal für andere, gegen die Kleidungs Vorschriften zu verstossen.

Mrs Eweida, die einer Gruppe (Christen) angehört, wollte diese Zugehörigkeit unaufdringlich zum Ausdruck bringen. Sie wurde deswegen vom Dienst suspendiert. Für einen Arbeitsplatz mit Publikumsverkehr komme sie nicht in Betracht. Sie wurde benachteiligt und diskriminiert. Das steht fest. Strassburg hin oder her – die Anwälte der Regierung sollten einlenken. Gefragt ist gesunder Menschenverstand.

**Boris Johnson** ist Bürgermeister von London.  
Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Unser Kolumnist Hansrudolf Kamer befindet sich auf längerer Auslandsreise.



Was für eine Heuchelei: British-Airways-Mitarbeiterin Nadia Eweida.

## Seltsame Revision, seltsamer Revisor

Von Christoph Mörgeli

Die Überprüfung der Nationalbank-Spitze oblag Daniel Senn von der Revisionsfirma KPMG. Im Internet pries sich Senn lange als «currently Lead Audit Partner for Bank Sarasin» – als «gegenwärtig leitender Prüfungspartner der Bank Sarasin». Unmittelbar nach einem entsprechenden Hinweis im *Tages-Anzeiger* verschwand das Wort «Audit», so dass Senn zum nichtprüfenden «Lead Partner» mutierte. Ein seltsamer Revisor. Denn die Revisionsgesellschaft der Bank Sarasin heisst Ernst & Young. Entweder stapelt Daniel Senn hoch. Oder er hat trotzdem ein Prüfungsmandat bei Sarasin. Und will jetzt mit Streichung des Wortes «Prüfer» den Eindruck von Interessenkonflikten vermeiden. Philipp und Kashya Hildebrand halten Konten bei der Bank Sarasin.

Die KPMG-Revision der Nationalbank durch Daniel Senn ist eine Schmierkomödie. Senn gab sich als vom Bankrat beauftragter Prüfer selber den Auftrag, die laut eigenen Worten «jederzeit zur Verfügung stehenden» Geschäftskonten von Kashya Hildebrand auszuklamern. Wegen des zu grossen Aufwands. Dabei hat Philipp Hildebrand seine Devisengeschäfte genau mit den Galeriekonten seiner Gattin erklärt. Während der Parlamentsdebatte über die Nationalbank verkündete die KPMG, sie wolle nun die Konten von Frau Hildebrand doch noch prüfen. Man werde aber nur die Jahre seit 2009 und Beträge über 100 000 Franken anschauen. Obwohl ab weit tieferen Summen gesetzlich und steuerlich problematisches Handeln vorliegen könnte. Wie lange lässt sich unser Parlament noch vorführen?

Zum Himmel stinkt auch die Tatsache, dass Senn den Sarasin-Vermögensberater des Ehepaars Hildebrand nicht befragte. Damit beugte er sich in vorsehendem Gehorsam deren Anwalt Peter Nobel. Genau wie Bankratspräsident Raggenbass. Genau wie Finanzministerin Widmer-Schlumpf. Die Gerüchte verdichteten sich, dass Daniel Senn selber ein höchst aktives Börsenkonto bei der Bank Sarasin unterhält. Das wäre mit seiner Funktion als «Lead Audit Partner» absolut unvereinbar. Senn muss zur Herstellung seiner Glaubwürdigkeit sofort sämtliche Geschäftsbeziehungen zur Bank Sarasin offenlegen. Wann endlich verlässt Eveline Widmer-Schlumpf ihren Galerieplatz als Wegschauerin? Für die ihr unterstehende Finanzkontrolle und Finanzmarktaufsicht herrscht jetzt wirklich Höchststufe an Handlungsbedarf.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## De Buman und die Buhmänner

Von Peter Bodenmann — Ausländer raus: Parlamentarische Tunfisch-Esser kämpfen für eine delfinfreie Schweiz.



Sehr erfolgreiches KMU: Freizeitpark Connyland.

Die Schweiz hat Sorgen. Nationalrat und Ständerat wollen mehrheitlich das Halten von Delfinen und Walen in der Schweiz verbieten. Entweder durch ein Halteverbot oder durch ein Importverbot. Beides kommt auf das Gleiche heraus, auf die Schliessung der Lagune des Connyland im Thurgau. Weil niemand in der Schweiz Wale züchtet. Und es Delfine nur in diesem Freizeitpark der Familie Gasser zu bestaunen gibt.

Zwei Delfine starben im Connyland, weil sie offenbar mit Antibiotika falsch behandelt wurden. In unseren Spitälern sterben jedes Jahr Hunderte von Menschen, weil Antibiotika nicht mehr wirken. Oder weil Ärzte nicht häufig genug die Hände waschen. Niemandem käme es in den Sinn, deshalb die Spitäler zu schliessen.

Geht es den Delfinen im Connyland schlechter als den Pinguinen im Zürcher Zoo? Die Meinungen sind geteilt. Im Gegensatz zur Haltung der Pinguine wird die Haltung der Delfine nicht vom Steuerzahler subventioniert. Im Gegensatz zu den Pinguinen machen die Delfine den Besuchern viel mehr Freude.

Die grosse Mehrheit der eidgenössischen Parlamentarier isst gerne Fisch. Wenig ist ihnen lieber als ein feines Tunfisch-Filet. Beim Fang der Tunfische gehen auch Delfine mit ins Netz der Fischer. Tunfisch-Fleisch enthält oft etwas Delfin-Fleisch. Weil wir Menschen unerbittliche fleischfressende Räuber sind.

Die parlamentarischen Tunfisch-Esser verbieten der Familie Gasser die Haltung von ein paar Delfinen. Obwohl deren Lagune im internationalen Quervergleich recht gut dasteht.

Der Freizeitpark Connyland ist eine der wenigen touristischen Attraktionen in der Ostschweiz. Jedes Jahr besuchen 300 000 Menschen den Park. Die meisten von ihnen wollen einmal im Leben Delfine und ihre Kunststücke sehen.

Der Freizeitpark Connyland ist deshalb ein bisher sehr erfolgreiches KMU. Alle bürgerlichen Parteien sind – auf dem Papier – für kleine und mittlere Unternehmen. Unter dem Druck von Tierschützern nimmt die Mehrheit des Parlamentes der Familie Gasser die Delfin-Lagune weg. Anstatt gemeinsam mit den Betreibern des Connyland nach möglichen Verbesserungen zu suchen, damit eine der wenigen touristischen Attraktionen des Thurgaus tierfreundlich weiterbetrieben werden kann.

Eine starke Minderheit der SVP stimmte mit Natalie Rickli gegen das Connyland. Genau wie die Mehrheit der CVP. Angeführt von Nationalrat Dominique de Buman. Seines Zeichens Präsident des Schweizer Tourismusverbandes.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Unsere Sonntagsschüler

Von Kurt W. Zimmermann — Am siebten Tage aber sollst du lesen.  
Eine kleine Gebrauchsanleitung zur Sonntagspresse.

In den neunziger Jahren war ich Chefredaktor der *Sonntagszeitung*. Ich galt damals in der Branche als recht erfolgreicher Chefredaktor, der für diesen Erfolg aber auch hart und intensiv arbeitete.

Heute kann ich es ja verraten: In Tat und Wahrheit hatte ich ein Herrenleben.

Es gab nur zwei Titel am Tage des Herrn. Neben uns war das der *Sonntagsblick*. Der Markt war paradiesisch. Wir überliessen dem *Sonntagsblick* die Führung bei Sport, Prominenz und Verbrechen. Wir hatten dafür das Lead in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Im Duopol florierten beide prächtig. Die *Sonntagszeitung* hätte damals auch mit Harry Hasler als Chefredaktor Erfolg gehabt.

Das änderte sich erst 2002, als erstmals die *NZZ am Sonntag* erschien. Heute gibt es schon sieben Sonntagsblätter in diesem einzigen Pressesegment, das noch wächst. Bald kommt als achttes Angebot das *St. Galler Tagblatt am Sonntag* hinzu, und auch der *Bund* hat demnächst eine Sonntagsausgabe im Abonnement.

Wenn man die Reichweiten dieser Deutschschweizer Sonntagsblätter zusammenzählt, kommt man auf drei Millionen Leser. Das ist enorm. Damit haben sie nur noch 250 000 Leser weniger als alle bezahlten Tageszeitungen zusammen.

Es ist also höchste Zeit für Konsumentenberatung. Wir machen ein kleines Rating der Sonntagspresse, gelistet nach Auflagehöhe.

**Sonntagsblick** — Stärke: Die Nummer eins ist im Sport weit voraus, weil das Blatt das beste *storytelling* betreibt, Sachverhalte also gezielt emotionalisiert. Schwäche: Ist im politischen Journalismus irrelevant geworden und hat sich auf eine selbst für linke Leser ermüdende Blocher-Obsession zurückgezogen.

**Sonntagszeitung** — Stärke: Die Nummer zwei hat das weiteste Themenspektrum und spricht rund um Lifestyle weibliche Leser am besten an. Schwäche: Hat die frühere Kompetenz beim Thema Wirtschaft völlig verloren. Lieferte zuletzt etwa nur noch peinliche PR-Artikel für die Nationalbank.

**Sonntag** — Stärke: Die Nummer drei will aufpassen, gewichtet darum Resonanz höher als Relevanz und produziert damit von allen am meisten Primeurs und Knaller. Schwäche: Als direkte Folge der Stärke neigt man zur Untergewichtung wichtiger Themen, wenn den Themen der gewünschte Knalleffekt fehlt.

**NZZ am Sonntag** — Stärke: Die Nummer vier ist das einzige Blatt mit einem Analyse- und Kommentarteil, der diesen Namen verdienen.



Primeurs und Knaller: Sonntag-Chef Müller.

**Schwäche:** Hat erstaunlicherweise von allen Blättern den höchsten Flop-Anteil. Produzierte schreckliche Fehlleistungen in Fällen wie Turina, Matter und Hildebrand.

**Zentralschweiz am Sonntag** — Stärke: Die Nummer fünf treibt mit Splitausgaben die Regionalisierung am konsequentesten voran. Das macht den Sonntag nachbarschaftstauglich. Schwäche: Bei den sogenannten Softnews fehlt die leichte Hand, die es an diesem speziellen Lesetag braucht.

**Basler Zeitung am Sonntag** — Stärke: Die Nummer sechs ist die Überraschung des Jahres. Über Nacht lanciert, überzeugt das Blatt mit einem gekonnten Mix aus harten News und luftiger Sonntagkost. Schwäche: Ist zu dürrftig bei politischem und ökonomischem Hintergrund. Man spürt die dünne Personalsituation.

**Südoschweiz am Sonntag** — Stärke: Die Nummer sieben betreibt eine perfekte Nabelschau. Zuerst kommt Graubünden, dann Graubünden und dann vielleicht die Welt. Schwäche: Betreibt eine perfekte Nabelschau. Zuerst kommt Graubünden, dann Graubünden und dann vielleicht die Welt.

Fassen wir zusammen. Falls ich von den landesweiten Sonntagszeitungen nur noch eine lesen dürfte, wäre es derzeit der *Sonntag*. Falls ich auf eine verzichten müsste, wäre es derzeit die *Sonntagszeitung*.

# 150 Millionen Franken für Schützenpanzer

Von Alex Reichmuth

Werden Tiere zur Schlachtbank geführt, schmerzt das den Tierschützer. Werden Panzer der Verschrottung zugeführt, bereitet das dem Waffenliebhaber Bauchweh. Derzeit schreddert die Firma Gotthard Schnyder AG in Emmen etwa 350 ausrangierte Schützenpanzer M113 der Schweizer Armee. Die Entsorgungsaktion hat die Gruppe Giardino auf den Plan gerufen, eine Gruppe konservativer Offiziere und Armeefans. Die Gruppe schießt scharf gegen das Verteidigungsdepartement VBS. Bei den Schützenpanzern handle es sich um «kampfwertgesteigerte» Fahrzeuge, die noch bestens im Schuss seien. Deren Vernichtung sei angesichts der mangelnden Ausrüstung der Armee ein Affront. Um die Verschrottung zu verhindern, wurden in mehreren Kantonen Vorstösse lanciert zur Übernahme der Unterhaltskosten der Panzer. Die Gruppe Giardino rief zudem Familien und Schulklassen auf, für ein paar hundert Franken im Jahr für einzelne Panzer Pate zu stehen. Mit einigem Erfolg: Bald sei eine dreistellige Zahl an (potenziellen) Patenschaften vergeben, meldete die Gruppe vor kurzem.



Die 45 Jahre alten Schützenpanzer böten keinen ausreichenden Schutz mehr für Soldaten, verteidigt man beim Bund die Verschrottung. Allerdings wurden die Fahrzeuge 1989 modernisiert. Die Panzerung sei absolut zeitgemäss, heisst es bei der Gruppe Giardino. Angeblich sollen die Fahrzeuge in zwei Militärkavernen im Wallis wiederentdeckt worden sein, nachdem sie dort lange vor sich hin gerostet waren. Doch auch das wird vom Bund bestritten. Nicht einmal über die Zahl der Schützenpanzer, die vernichtet werden, herrscht Einigkeit. Gemäss Bund sind es 330 Stück, laut Gruppe Giardino zwischen 350 und 386.

Klar ist nur, dass hier Material im Wert von Millionen von Franken vernichtet wird. Geht man vom sogenannten Etat-Wert von rund 430 000 Franken aus, mit dem die Armee einen Schützenpanzer intern führt, und multipliziert diesen Wert mit geschätzten 350 Stück, ergibt sich ein Wertverlust von rund 150 Millionen. (Der Schrottwert der Panzer von insgesamt drei bis vier Millionen ist fast vernachlässigbar.) Viel Geld, nur weil die Schützenpanzer offenbar nicht mehr ins Konzept der Armee passen.

## Leserbriefe

«Kinderkriegen im Pensionsalter ist egoistisch, verantwortungslos und eine Art von Torschlusspanik.» *Andrea Mordasini*



*Kinder auf Bestellung.*

### Die Gesetze der Natur

Nr. 11 – «Kinder für alle»; Philipp Gut und Alex Reichmuth über Omas, die Mütter werden

Kinderkriegen im Pensionsalter ist egoistisch, verantwortungslos und eine Art von Selbstverwirklichung und Torschlusspanik. Wo bleibt der gesunde Menschenverstand? Wer denkt bei einem solchen «Mami-Projekt» schon ans Kind? Wieso muss es ausgerechnet mit 60 plus sein? Ich bin überzeugt, dass die Zwillinge absolute Wunschkinder sind (sonst hätte sich die Frau nicht den Strapazen unterzogen!) und sie heiss und innig geliebt werden. Den Buben fehlt es weder an Liebe, Wärme, Nähe noch Geborgenheit, zumindest momentan – doch wie lange noch? Irgendwann wird die Mutter sterben, das ist nun leider mal so. Die Natur stellt ja nicht umsonst ab einem gewissen Alter die «natürliche Babyproduktion» ein. Nur schade, wollen das einige nicht wahrhaben und pfuschen in den Lauf der Natur hinein. Nichts gegen künstliche Befruchtung – aber bitte nicht im Rentenalter. *Andrea Mordasini, Bern*

Das Moralisieren verschiedener Experten über Mütter über fünfzig oder sechzig, die per Eizellenspende noch ein Kind bekommen, verstehe ich nicht. Herr Höffe schreibt, dass die 66-jährige Mutter ihre Kinder einer geballten Ladung von Erschwernissen aussetzt. Da kenne ich in meinem Umfeld einige junge Mütter, die ihren Kindern einiges mehr im Leben erschweren. Sei es, dass sie nie Zeit haben, keine

Geduld haben, finanziell dem Kind nicht mal das Nötigste bieten können oder dass sie frustriert sind, weil sie mit sich und der Situation unzufrieden sind. Einem Kind ist es egal, wie alt die Mutter ist, wenn es Liebe und Geborgenheit bekommt. Klar wird es auch Probleme geben wegen der speziellen Situation. Doch in jeder Familie gibt es kleinere und grössere Probleme. Ich bin überzeugt, dass ein gewünschtes Eizellenspende-Kind glücklicher aufwächst als ein unerwünschtes Kind, das zufällig, ohne Überlegung gezeugt wurde.

*Susi Gut-Schildknecht, Jönen AG*

Die Autoren Reichmuth und Gut machen mit diesem Artikel ihren Namen alle Ehre: Es gibt kein Recht auf ein Kind. Aber es gibt ein Recht der Kinder auf Eltern, die ihre Verantwortung wahrnehmen, auf einen Vater und eine Mutter. Aus davon abweichenden Ausnahmefällen und Defiziten lassen sich keine Normen und Ansprüche ableiten. Es ist wie ein zynischer Witz: Während massenhaft gesunde Kinder abgetrieben werden, werden andere mit riesigem Aufwand und Risiko produziert. Alles teilfinanziert durch die Gesellschaft. Biller-Andorno, die im Artikel zu Wort kommt, hat schon recht: Die Frage hängt stark davon ab, wie die Leute die Welt sehen. Nun: Eine Welt, in der Kinder entweder als abzutötender Unfall oder als zu produzierendes Lifestyle-Gadget betrachtet werden, kann ich nicht sehen. Meine Tränen verhindern dies.

*Christian Haslebacher, Märstetten*

### Israel braucht unsere Unterstützung

Nr. 11 – «Hauptsache gegen Israel»; Henryk M. Broder über Europäer, die die Vernichtung Israels in Kauf nehmen

Das ist der beste Zeitungsartikel der letzten zehn Jahre zum Thema «Israel und Antizionismus». Die Islamisten und die linken Antizionisten haben eines gemeinsam – sie sind gefangen in ihrer eigenen Ideologie und haben auch das gleiche Feindbild: die Juden. Dieses Volk wird für alles Unglück der Völker verantwortlich gemacht. In der gesamten Menschheitsgeschichte gibt es kein anderes Volk der Erde, das so gedemütigt, verfolgt, entmenschlicht und ausgegrenzt wurde wie das jüdische Volk. Die Juden haben sich unter widrigsten Umständen durchgekämpft und sind nach 2000-jährigem Exil wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Das Land Israel war grösstenteils eine Wüste, und niemand wollte dieses Land haben. Die Juden haben dieses Land aus nichts aufgebaut, ohne fremde Hilfe. Wie kann ein so kleines Volk von 18 Millionen Menschen (weltweit) in so kurzer Zeit ein Land aufbauen? Der Glaube an Gott und die Hoffnung sowie die Entschlossenheit haben ihnen die Kraft gegeben. Israel ist eine einzigartige Erfolgsgeschichte – und das ruft viele Neider auf den Plan. In den islamischen Staaten werden Tausende von unschuldigen Menschen abgeschlachtet, und die westliche Welt und die sogenannten Vereinten Nationen schauen untätig zu. Israel ist das einzige Land, dem öffentlich vom Iran mit Vernichtung gedroht wird. Wir dürfen nicht mehr wegschauen. Nicht die Palästinenser brauchen unsere Unterstützung, sondern die Israelis. *Heinz Bünteli, Zürich*

### Ein ganzes Volk wird diffamiert

Nr. 9 – «Mediterraner Schlendrian»; Andreas Kunz über die Negativ-Statistiken der Romands

In Ihrem Artikel konstatieren Sie, die Romands seien die «Griechen» der Schweiz. Wir möchten Ihnen klarmachen, dass dieser von Ihnen so nonchalant lancierte Ausdruck ein ganzes Volk, das momentan mit einer grossen Schuldenlast um sein Überleben kämpft, diffamiert. Da Sie ohne Zweifel die Geschehnisse über die Massenmedien verfolgen, wissen Sie bestimmt sehr genau, wer für diese Misere nicht nur in Griechenland, sondern auch in anderen europäischen Ländern die Hauptverantwortung trägt. Sicher ist das griechische Volk, wenn man es vorsichtig «global» ausdrücken darf, nicht nur das Opfer, aber auch nicht nur der Täter! Das sollte ein für alle Mal klargestellt werden! Weil Sie aber «die Griechen» im konkreten Fall offenbar des Müssiggangs bezichtigen, darf ich Sie vertrauensvoll an die einschlägigen Zahlen von Eurostat verweisen, wonach ein Grossteil der griechischen Bevölkerung, da er oft zwei oder mehreren Jobs nachgeht, mehr Arbeitsstunden zu verzeichnen hat als mancher «Spitzenreiter» der EU auf diesem Ge-

biet. Im Sinne eines fairen Journalismus wäre das gewissenhafte Hinterfragen von Vorurteilen daher besser gewesen. Stattdessen fällt es wertendem Populismus zum Opfer, und auf diese Weise kommen Elaborate zustande – wie das zur Diskussion stehende –, welche niemandem nützen und nur dazu angetan sind, Menschen in ihrer Würde zu verletzen! Der Verein Griechischer Akademiker in der Schweiz protestiert dagegen aufs schärfste!  
*Liana Fries-Bobou, Präsidentin Verein Griechischer Akademiker in der Schweiz, Zürich*

Bravo für den Artikel über die Welschen! Allerdings muss ich sagen, dass die Kritik noch sehr moderat ausgefallen ist. Ich habe 35 Jahre in der deutschen Schweiz gelebt, arbeitete 15 Jahre im Aussendienst und lebe seit 20 Jahren in Genf, weil meine Kinder und Enkelkinder in der Gegend wohnen. Ich vermisse hier die Sauberkeit, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Zuverlässigkeit, den Anstand und das Verantwortungsbewusstsein. In Genf wird wenig respektiert, weder im Asylwesen noch im Wohnungsbau, noch bei der Polizei. Beispielsweise heissen in Genf Zwei-Zimmer-Wohnungen partout «un 3 pièces». Wo sonst wäre solches möglich? Ich kenne beide Landesteile und erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, dass Sie mit Ihrem Artikel genau ins Schwarze getroffen haben. *M. Sprenger, Meyrin*

#### Mut und Hoffnung

Nr. 10 – «Verschwörung des Schweigens»; Urs Gehrig über die zunehmende Christenverfolgung

Ein ganz grosses und herzliches Dankeschön für den mutigen und bestens recherchierten Artikel. Das macht uns Mut und gibt uns Hoffnung, wenn jemand sich aufmacht, so wie Urs Gehrig dies tat. Es ist nur zu wünschen, dass

die *Weltwoche* weiterhin auf diesem mutigen Kurs bleibt, wo es doch in unserem eigenen Land nur so wimmelt von Verkehrtheiten und Verrat an unserer Kultur.

*Hans-Peter Kümmin Junker, Wollerau*

Zum Glück gibt es die *Weltwoche*. Sie haben ein Thema aufgegriffen, welches leider von den meisten Zeitungen totgeschwiegen wird. «Alle fünf Minuten wird ein Christ ermordet»: Das wäre es wert, einmal auf die Titelseite unserer Zeitschriften zu kommen. Die Passivität der Christen in der westlichen Welt ist erschreckend und gefährlich.

*Paul Rutishauser, Erlach*

#### Richtigstellung

Nr. 10 – «Ernüchterung im Therapeutenstadl» Alex Baur über die Justiz und die Verwahrung gefährlicher Straftäter

Alex Baur schreibt, ich hätte einen Text verfasst, der in der Vermutung gegipfelt habe, «dass mehr als die Hälfte der Täter zu Unrecht in der Verwahrung sitzen». Diese Aussage stammt nicht von mir, wie insinuiert wird, ich zitiere lediglich renommierte deutsche Psychiatrieprofessoren. Weiter wirft mir Baur vor, ich hätte die Akten und das Verhaltensmuster des Serienvergewaltigers Markus Wenger nicht geprüft. Dabei verschweigt er aber, dass die Recherchen zum Fall Wenger gar nicht von mir stammten, sondern von einer Ex-*Weltwoche*-Redaktorin. Zudem verbirgt Baur sein eigenes Denken. So mailte er mir im August 2010 folgenden Satz: «Ich habe den Eindruck, dass die Gefahr heute sehr gross ist, dass Verdächtige auf Vorrat weggesperrt werden – einfach weil kein Psychiater das geforderte Unbedenklichkeitszertifikat ausstellen mag.» Im Übrigen hat er mich zu all diesen Vorwürfen nicht Stellung nehmen lassen.

*Dominique Strebel, Beobachter, Zürich*

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine schöne Frau umwerben, teuer ausführen und betrunken machen, ohne was von ihr zu wollen?  
*Till Schneider, Basel*

Seit ich denken kann, jammern Frauen darüber, ständig an Männer zu geraten, die immer nur das eine wollen: keine Liebe, keine Beziehung, sondern nur Sex. Sie sind das pure Gegenteil. Sie wollen Ihre Zeit, Ihr Geld und viele Komplimente an eine Frau vergeben, ohne auf das eine abzielen. Damit sind Sie eigentlich der wahr gewordene Traum. Aber eben nur eigentlich: Stundenlanges Sich-schön-Machen, das Tragen von engen Kleidern und High Heels macht uns Frauen schon mehr Spass, wenn wir das Gefühl haben, wirklich begehrt zu werden. Zu merken, dass wir gar nicht anziehend sind, kann uns in grosse Selbstzweifel werfen. Ich verstehe, Sie wollen wahrscheinlich Ihren Marktwert ausloten und brauchen einen Ego-Kick, indem Sie sich mit einer schönen Frau zeigen. Oder Sie finden Ihre Begleitung einfach eine unheimlich spannende Person. Sagen Sie ihr das bei der nächsten Gelegenheit – so kann sie die unbequemen Schuhe zu Hause lassen und eine enge Freundin werden.

*Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

  
**CRESTA PALACE**  
*Osterfreuden*  
**FRÜHLINGSERWACHEN FÜR SKIHASEN**  
 Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.  
 7 Tage Zimmer/Frühstück ab CHF 1197.– im DZ pro Person  
 Wintersaison bis 15. April 2012  
 ★ ★ ★ ★  
 CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz  
 T +41 (0)81 836 56 56 . [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)  
 Elisabeth und Hanspeter Herren  


#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
 E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# Dealer können bleiben

Asylbewerber, die mit Drogen handeln, haben weiterhin nichts zu befürchten. Das Parlament lehnt eine parlamentarische Initiative ab, die sie vom Asylverfahren ausschliessen wollte. Dabei sind viele nur aus einem Grund in die Schweiz «geflüchtet»: um hier Kokain verkaufen zu können. *Von Kari Kälin*



**Sisyphusarbeit:** Nach einer halben Stunde ist er wieder frei.

In Winterthur bietet ein nigerianischer Asylbewerber einem Fahnder der Kantonspolizei Zürich Kokain an. In Aarau schnappt die Polizei Asylbewerber aus Guinea und Liberia, die mit Marihuana und Kokain handeln. In der Asylunterkunft Aarburg spürt die Kantonspolizei Aargau mehrere Portionen Kokain auf. Solche Meldungen gehören zur Tagespresse wie die Wetterprognosen. Es vergeht kaum ein Tag, an dem Asylbewerber keine Drogen-schlagzeilen produzieren. Und dass an der Zürcher Langstrasse ausländische *Chügeli*-Dealer zwar unzählige Male verhaftet werden, aber kurze Zeit später wieder unbehelligt durch die Strassen schlendern, weil sie nur mit Kleinmengen gefasst wurden, ist ein notorisches Ärgernis. Selbst wenn die Dealer einige Monate ins Gefängnis wandern, «ist ihnen das scheissegal», sagt ein Polizist. Die Schweizer Justiz wirke nicht abschreckend.

Nationalrätin Andrea Geissbühler (SVP, BE) arbeitet seit sechs Jahren bei der Berner Kantonspolizei. Sie spricht von Sisyphusarbeit: «Erwischt die Polizei einen *Chügeli*-Dealer, landet dieser vielleicht für eine halbe Stunde auf dem Polizeiposten. Die Staatsanwaltschaft spricht dann nach Wochen oder Monaten eine Busse aus.» Der Polizeialltag ist frustrierend: Geissbühler und ihre Kollegen greifen immer wieder die gleichen Dealer auf, darunter zahlreiche Asylbewerber aus Afrika. Doch nur kurze Zeit später bevölkern sie die Strassen abermals, um ihre illegalen Geschäfte zu betreiben. «Die dealenden Asylbewerber wissen, dass ihnen nicht viel passieren kann», ärgert sich Geissbühler.

Das wird auch in Zukunft so bleiben. Verantwortlich dafür ist der Nationalrat. In der abgelaufenen Frühlingssession lehnte er mit 97 zu 73 Stimmen eine parlamentarische Initiative

des Basler SVP-Nationalrats Sebastian Frehner ab. Dieser hatte gefordert, Asylbewerber, die wegen Drogenhandels rechtskräftig zu einer Freiheitsstrafe von drei Monaten oder mehr verurteilt wurden, vom Asylverfahren auszuschliessen. Einzig die BDP und die Grünliberalen votierten geschlossen mit der SVP. Die CVP und die linken Parteien stimmten dagegen. Gespalten waren die Freisinnigen. Doch selbst der Aargauer Asyl-Hardliner und designierte FDP-Präsident Philipp Müller bekämpfte die Gesetzesverschärfung.

## Zehn Monate für 0,8 Gramm Kokain

Die Begründung für das Nein, die Nationalrätin Ruth Humbel (CVP, AG) als Sprecherin der Staatspolitischen Kommission im Rat verlas, tönt eigenartig. Das Strafmass von mindestens drei Monaten Freiheitsentzug sei «nicht unbedingt die geeignete Richtgrösse, weil gerade die besonders im öffentlichen Raum auftretenden Kleindealer in der Regel geringere Strafen ausgesprochen bekommen». Somit könne eine

## Die dealenden Asylbewerber wissen, dass ihnen nicht viel passieren kann.

Ausschlussbestimmung bei dieser Personengruppe gar nicht angewendet werden.

Das Argument hinkt. Denn in einem wegweisenden Urteil verhängte das Bezirksgericht Zürich im März 2009 eine Strafe von acht Monaten unbedingt wegen Handels mit einem halben Gramm Kokain. Der damals 32-jährige Mann aus Gambia agierte als notorischer *Chügeli*-Dealer. Die harte Linie wurde mehrfach bestätigt. Im Frühling 2009 brummte das Bezirksgericht einem mehrfach vorbestraften Nigerianer, der im Kreis 4 drei Kügelchen mit 1,4 Gramm Kokain verkauft hatte, neun Monate unbedingt auf. Der Mann war mehrfach vorbestraft. Und im August 2009 verurteilte das Zürcher Obergericht einen Westafrikaner, der mit 0,8 Gramm Kokain gehandelt hatte, zu einer zehnmonatigen Freiheitsstrafe.

Frehners Vorschlag, mit Drogen handelnde Asylbewerber, die eine Freiheitsstrafe von drei Monaten und mehr kassieren, vom Asylverfahren zu verbannen, hätte durchaus Konsequenzen. Auch in der Stadt Biel fordert die Staatsanwaltschaft für vorbestrafte *Chügeli*-Dealer Freiheitsstrafen von bis zu acht Monaten. Das Strafmass sei vom Einzelfall

abhängig, sagt Peter Thoma, der leitende Staatsanwalt der Region Berner Jura-Seeland.

Wussten die Parlamentarier überhaupt, dass die Gerichte *Chügeli*-Dealer härter anpacken? «Ja», sagt Kommissionssprecherin Humbel. Dennoch erkennt sie in Frehners Idee kein taugliches Mittel, dem Problem der dealenden Asylbewerber Herr zu werden. «Je nach Kanton sprechen die Gerichte unterschiedlich harte Strafen aus. Nicht in allen Kantonen werden Kleindealer so stark sanktioniert wie in Zürich.»

### Kapitulationserklärung

Ruth Humbel geht zwar mit Nationalrat Frehner einig, dass jemand, der mit Drogen handelt, «kein Flüchtling sein kann». Ein Zeichen zu setzen, bringe aber nichts. «Was auf dem Papier gut tönt, ist in der Praxis gelegentlich nicht umsetzbar.» Die Einstellung eines Asylverfahrens führe eben nicht automatisch dazu, dass ein Asylsuchender die Schweiz verlassen müsse. «Ist eine Rückführung aus humanitären Gründen nicht durchführbar, muss auch dieser Person unter Um-



Gegen Gesetzesverschärfung: Philipp Müller, FDP.

ständen eine vorläufige Aufnahme gewährt werden.»

In Frehners Ohren klingt das wie eine Kapitulationserklärung. «Es gibt keinen Grund, nicht wenigstens einen Versuch zu wagen, einen Missstand zu beseitigen», sagt er. Dabei sei er sogar den linken Politikern entgegengekommen. Er habe Personen, die «nur» dealen, um sich den Eigenkonsum zu finanzieren, nicht vom Asylverfahren ausschliessen wollen, weil es sich nicht um Schwere Straftaten handle. Davon liess sich die Ratsmehrheit nicht beeindrucken. Für Polizistin und SVP-Nationalrätin Geissbühler ist deshalb klar: «Solange das Verfahren läuft, können Asylbewerber machen, was sie wollen.»

### Kriminelle westafrikanische Netzwerke

Dass ein Asylgesuch vielfach als Deckmantel dient, um in der Schweiz krummen Geschäften

nachzugehen, zeigt ein Blick auf die polizeiliche Kriminalstatistik. Im Jahr 2010 wurden in der Schweiz 6522 Personen des Drogenhandels beschuldigt. Davon waren 962 Personen Asylbewerber. Weitere 1623 Ausländer machten Kasse als Dealer, obwohl sie in der Schweiz gar kein Aufenthaltsrecht hatten. Zu einem bedeutenden Teil handelt es sich dabei um abgewiesene und untergetauchte Asylbewerber.

Auffällig häufig wurden Nigerianer wegen eines Verstosses gegen das Betäubungsmittelgesetz beschuldigt. 2010 waren es 1006 Personen, davon 541 aus dem Asylbereich und 378 Personen, welche die Schweiz längst hätten verlassen müssen. Zum Vergleich: Im gleichen Jahr betrug die Zahl der ständig in der Schweiz wohnhaften Nigerianer 2161. Und 1969 Nigerianer deponierten ein Asylgesuch.

Immerhin: Die Wahrscheinlichkeit, dass sie den Flüchtlingsstatus erhalten, tendiert gegen null. 99,5 Prozent der Nigerianer kämen ohne die geringste Chance, in der Schweiz bleiben zu können, sagte Alard du Bois-Reymond, damals noch Direktor des Bundesamtes für Migration, im Frühling 2010 in der *NZZ am Sonntag*.



Keine geeignete Richtgrösse: Ruth Humbel, CVP.

Du Bois-Reymond, den Bundesrätin Simonetta Sommaruga letztes Jahr aus dem Amt jagte, hat untertrieben. Zwischen 2008 und 2011 wurden lediglich sechs Nigerianer als Flüchtlinge aufgenommen. Gleichzeitig reichten 6638 Nigerianer ein Asylgesuch ein. In keinem Jahr betrug die Anerkennungsquote mehr als 0,3 Prozent. Um sämtliche nigerianischen Sympathien brachte sich du Bois-Reymond mit der Aussage, die Nigerianer kämen nicht als Flüchtlinge hierher, sondern, um illegale Geschäfte zu machen. «Ein grosser Teil von ihnen driftet in die Kleinkriminalität ab oder betätigt sich im Drogenhandel.» Erst mit einem mühsam ausgehandelten Migrationsabkommen konnten die Wogen wieder geglättet werden.

Dabei lag du Bois-Reymond inhaltlich richtig. Das Bundesamt für Polizei (Fedpol) bestätigt seinen Befund. Im Jahresbericht 2010

heisst es: «Die kriminellen westafrikanischen Netzwerke spielen in der Schweiz eine entscheidende Rolle im besonders lukrativen Handel mit Kokain. Die Mehrheit der aus Westafrika stammenden Personen, die 2010 in der Schweiz gegen das Betäubungsmittelgesetz verstossen haben, kommt aus Nigeria.» Interessant sind die Wege, über welche die Drogen zu den hiesigen Konsumenten gelangen. 25 bis 40 Prozent der geschmuggelten Drogen aus Lateinamerika landen via Westafrika in Westeuropa. Insbesondere nigerianische kriminelle Netzwerke seien in der Schweiz in allen Drogenmärkten aktiv, schrieb das Fedpol in seinem Jahresbericht 2009. Unterdessen sind sie vorsichtiger geworden. Da die Schweizer Polizei vermehrt westafrikanische Drogenhändler verhaftete, stellten sie kurzerhand Personen aus dem Balkan als Kuriere an. Insbesondere die Nigerianer selber zogen sich vom Kurierdienst zurück.

### Keine Priorität beim Obersten Gericht

Drogenhändler, die sich via Asylgesuch einen Aufenthalt in der Schweiz erschlichen haben, werden den Schweizer Behörden auch künftig auf der Nase herumtanzen. Sebastian Frehners Vorstoss ist vom Tisch. Dabei sticht auch das Argument, Asylbewerber könnten nicht zurückgeschafft werden, weil ihnen im Heimatland Folter und unmenschliche Behandlung droht, gerade im Fall der Nigerianer nicht. Von 2008 bis 2011 wurden lediglich 14 nigerianische Asylbewerber vorläufig aufgenommen, weil eine Rückkehr unzumutbar gewesen wäre.

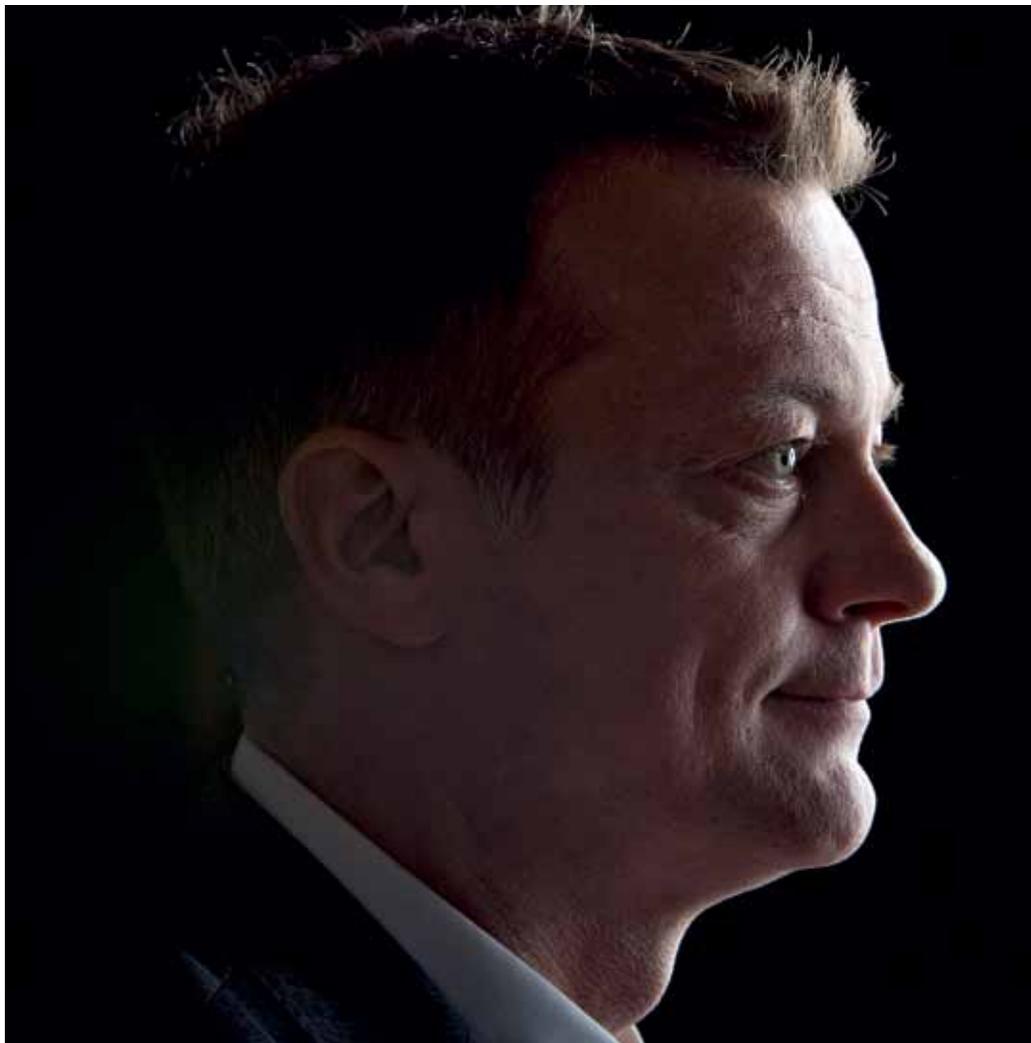
CVP-Nationalrätin Ruth Humbel hofft nun auf die Revision des Asylgesetzes. «Wir können das Problem in den Griff bekommen, indem das Bundesverwaltungsgericht Rekurse von delinquenten Asylsuchenden rascher behandelt.» Dieses will sich die Prioritätenliste aber nicht diktieren lassen. In der *Neuen Luzerner Zeitung* zeigte sich Markus Metz, Präsident des Bundesverwaltungsgerichts, nicht bereit, «mit Vorinstanzen Absprachen zu treffen, weil das unsere richterliche Unabhängigkeit beeinträchtigen würde».

Überhaupt brauchen sich Asylbewerber kaum grosse Sorgen zu machen, wegen kriminellen Aktivitäten ausgeschafft zu werden. Gemäss Artikel 53 im Asylgesetz erhalten sie zwar kein Asyl, wenn sie «wegen verwerflicher Handlungen dessen unwürdig» werden oder die innere und äussere Sicherheit der Schweiz gefährden. In den letzten zehn Jahren wurde aus diesem Grund aber lediglich 191 Gesuchstellern Asyl verweigert. Nigerianer waren nicht betroffen. Als «verwerfliche Handlungen» gelten Taten, die mit einer Zuchthausstrafe geahndet werden und damit unter den Begriff Verbrechen fallen. Keine «verwerfliche Handlung» ist einfacher Drogenhandel. ○

# Präsident Perfekt

Martin Landolt, der designierte Präsident der BDP, verkörpert die Bundesrats-Kleinpartei so famos wie Vorgänger Hans Grunder: eine Biografie mit Schatten, voller Wendigkeit, Ehrgeiz und Egoismus.

Von Urs Paul Engeler



*Beweglichkeit und Ehrgeiz:* Martin Landolt, Glarner BDP-Nationalrat.

Um den Anschein einer demokratischen Ausmarchung zu wahren und eine Fülle geeigneter Kandidaten vorzugaukeln, ist ein dreiköpfiger Suchtrupp unterwegs, der die richtige neue Nummer eins der Bürgerlich-Demokratischen Partei (BDP) aufspüren soll. Zu finden gab's allerdings von Anfang an nichts. Bereit steht ein einziger Anwärter: Am 5. Mai, am Tag vor der Glarner Landsgemeinde, werden die BDP-Delegierten in Glarus den Glarner Nationalrat Martin Landolt, 43, zum neuen Präsidenten der Bundesratspartei ernennen, wohl per Akklamation. Landolt repräsentiert die wetterwendisch erfolgreiche BDP so idealtypisch wie der amtierende Hans Grunder.

Am 31. März 1999 wurde Landolt, was er in keiner Biografie erwähnt, fristlos entlassen. Bis zu diesem Zeitpunkt arbeitete er in der Funktion eines «Segmentleiters Finanzprodukte» bei der Glarner Kantonalbank (GLKB),

bei der er als KV-Lehrling seine Karriere begonnen hatte. Mit zwei Kollegen, einem Mitglied der Geschäftsleitung und einem Kundenberater hatte er als «Hirn der Operation», wie Beteiligte sich erinnern, hinter dem Rücken der Bankleitung ein Risikospieleingefädelt, das, wäre es nicht entdeckt worden, die Bank in ihrer Existenz hätte gefährden können.

## «Massive Kompetenzüberschreitung»

Konkret hatte das Trio mit der kleinen Churer Finanzgesellschaft Unifin AG («Handel mit Wertschriften, Derivaten und Devisen») einen heimlichen Vertrag abgeschlossen, der es den Unifin-Leuten erlaubte, gewagte Intraday-Geschäfte zu tätigen und dabei die Kreditlimite der GLKB im Bankenverkehr von 50 Millionen Franken auszunützen. Das Dotationskapital der Bank betrug zu diesem Zeitpunkt 55 Millionen Franken. Die Churer

SpekulantInnen hätten mit Hilfe ihrer Glarner Verbündeten somit fast das gesamte Geld, das der Kanton in seine Bank gesteckt hatte, verzockt und die Bank in den Abgrund stürzen können. Intraday-Geschäfte gehören zu den Hochrisiko-Investitionen. Die Positionen werden innerhalb eines Handelstages eröffnet und wieder geschlossen. Ziel ist es, bereits von geringen Kursschwankungen von Aktien, Devisen oder Optionen zu profitieren. Dazu müssen grössere Summen eingeschossen werden. Eine Untersuchung in den USA hat ergeben, dass 77 Prozent aller Day-Trader Verluste machen.

Bei einer internen Revision wurde die erst wenige Monate alte Abmachung zwischen den Churer Händlern und den drei Glarner aufgespürt. Verluste für die Kantonalbank hatten sich (merkwürdigerweise) noch nicht ergeben. Warum die Churer Gesellschaft eine Trefferquote über jeder Norm erzielte (rund 90 Prozent positive Ergebnisse), wurde nie untersucht; die Eidgenössische Bankenkommision, die Vorgängerin der Finma, blockte, obwohl der Verdacht auf Manipulationen an sie herangetragen worden war. «Wegen massiven Kompetenzüberschreitungen», so die Mitteilung der Bank, mussten die Angestellten ihre Pulte räumen.

Mit diesem Rausschmiss war die üble Sache im Kanton, in dem jeder jede kennt, nicht erledigt. Im Gegenteil: Der arbeitsrechtlich klare Fall wurde politisch. Seit 1998 sass der damals dreissigjährige Landolt als strebender Vertreter der SVP schon im Glarner Landrat, dem kantonalen Parlament. Laut wehrte SVP-Ständerat und -Landrat This Jenny sich im Plenum für seinen jungen Kollegen: «Fehler machen muss erlaubt sein, ohne dass man gleich auf der Strasse steht.» Der verantwortliche Redaktor der Glarner Ausgabe der *Südostschweiz* eröffnete einen intensiven publizistischen Kampf für die drei Entlassenen. Und FDP-Ständerat Fritz Schiesser, der sich bis 1998 noch von der Kantonalbank hatte bezahlen lassen, vermittelte dem geschassten Trio zwei Zürcher Anwälte aus dem Hause Wenger & Vieli.

## Tipps für die UBS

Der Schulterchluss für Landolt und Co fielen den Bürgerlichen umso leichter, als der damalige SP-Nationalrat Werner Marti vor Gericht die Interessen der GLKB vertrat. Erstaunlicherweise hiess die erste Instanz den Rekurs der

drei gut; aber die Kantonalbank zog den Fall weiter. Als sich abzeichnete, dass das Obergericht zugunsten der Bankführung entscheiden werde, einigte man sich auf einen Vergleich; das neue Management wollte die Geschichte vom Tisch haben. Die Fehlbaren erstritten zwar eine Entschädigung, doch mussten sie das Schuldeingeständnis unterschreiben, ihre Kompetenzen überschritten zu haben.

Für Landolt selbst ist die Geschichte «nur eine persönliche Auseinandersetzung» zwischen dem Geschäftsleitungsmitglied und dem CEO, in die er hineingezogen worden sei und die vor Gericht ja zu seinen Gunsten ausgegangen sei.

In die Bank aber konnte er nicht zurückkehren. Parteikollege und Bauunternehmer Jenny fütterte in seinem Büro den arbeitslosen Familienvater während mehrerer Monate durch, bis das Stehaufmännchen im Jahr 2000 als Fondsmanager bei Swisscanto, einem Gemeinschaftsunternehmen der Kantonalbanken, auftauchte. 2007 wechselte er ins Kooperationsmanagement der Zürcher Bank Vontobel. Seit Herbst 2010 lässt er sich von der UBS AG als «politischer Berater» bezahlen.

Der *Sonntagszeitung* sagte er, er versorge die Bank in Zürich mit Tipps, wie sie bei seinen Berner Ratskollegen vorsprechen solle: «Ich empfehle unseren Leuten, auf welche Politiker sie wann und mit welcher Dosierung zugehen

sollen.» Dem *Tages-Anzeiger* diktierte er, er sei in genau umgekehrter Richtung tätig, indem er in Zürich die Berner Politik erkläre: «Mein Auftrag ist, die Sichtweise der Politik einzubringen und das Sensorium für das Verständnis der Politik zu schärfen.» Lobbyismus sei das nicht, meint der «politisch Unabhängige».

Dass der einzige Glarner Nationalrat vorrangig die Interessen der UBS wahrzunehmen hat, bewirkt bei den (moderaten) Linken des

## Dass ein Glarner Präsident einer schweizerischen Partei werden kann, weckt im Kanton Stolz.

Kantons bereits ein Schütteln der Köpfe. Dass er in zweiter Linie nun der BDP verpflichtet sein wird, für die er schon die Finanzen besorgt, irritiert jetzt auch weitere Kreise. UBS, BDP und im dritten Rang noch Glarus? Landolt sieht es genau umgekehrt: «Ich definiere mich zuerst als Glarner. Dass erstmals ein Glarner Präsident einer schweizerischen Partei werden kann, weckt im Kanton einen gewissen Stolz.»

«Er wird uns mehr weh tun als der Grunder» Beweglichkeit ist eine seiner Kernkompetenzen, Ehrgeiz eine andere. Als er nach seiner Entlassung wochenlang ohne Arbeit war, liess er sich von This Jenny über Wasser halten. Viel

Dank erntete der SVP-Ständerat für seine Kameradenhilfe nicht. Als Mitte 2008 Teile der SVP sich abspalteten und zur BDP wechselten, gehörte Landolt zur vordersten Reihe der Wendehälse. «Er spürte instinktiv, dass er nur so eine Chance hatte, ins Bundesparlament zu kommen», kommentiert Jenny die Pirouette. Tatsächlich eroberte Landolt ein Jahr später, als Werner Marti aus dem Nationalrat zurücktrat, den Sitz. Misstöne wurden am Tag danach laut. Landolt hatte den Wahlkampf als fürsorglicher Vater von drei herzigen Meiteli («die Prinzessinnen Nina, Sara und Vera») bestritten, obwohl er sich bereits vor der Wahl von seiner Familie abgesetzt und neu liiert hatte. Für böses Blut sorgten auch die Kosten seiner Kampagne. Einen schönen Teil samt Logo hatte Gastro Glarnerland aus einem Politfonds von Gastrosuisse beigesteuert – auch darum, weil die Eltern seiner Noch-Ehefrau Wirtsleute waren.

«Intelligent» sei er «und schlau, medien-gewandt und politisch ganz auf der SVP-Linie», warnt Jenny seine eigene Partei vor seinem alten Freund und Konkurrenten: «Er wird uns mehr weh tun als der Grunder.» Andere, die ihm begegnet sind, sagen das Gleiche etwas weniger freundlich: «Der Landolt ist einer, der sich rechtzeitig immer auf die nützliche Seite schlägt – und damit kein Problem hat.» Genau wie Hans Grunder. ○

### CHF 6.50% Barrier Reverse Convertible auf SMI®, Eurostoxx 50®, S&P500®

Valor: 14873472 / Symbol: BSRID

### EUR 7.50% Barrier Reverse Convertible auf SMI®, Eurostoxx 50®, S&P500®

Valor: 14873473 / Symbol: BSRIC

Zeichnungsschluss: 30. März 2012, 15 Uhr

Telefon +41 (0) 44 933 54 42

Zeichnungen nimmt die Clientis Bank in Ihrer Nähe gerne entgegen ([www.clientis.ch](http://www.clientis.ch)).

## Renditeoptimierung auf Top-Indices mit defensiver Ausgestaltung

Diese Barrier Reverse Convertibles bieten Ihnen im aktuellen Umfeld einen attraktiven Coupon bei seitwärts tendierender oder leicht sinkender Marktentwicklung. Solange keiner der Basiswerte das Barriere-Level berührt oder unterschreitet, sind die Produkte per Verfall kapitalgeschützt. Sollte einer der Basiswerte das Barriere-Level unterschreiten und am Verfall unter dem Ausübungspreis notieren, erfolgt eine Barabgeltung abzüglich der Performance des Basiswertes mit der schlechtesten Performance. Den Coupon erhalten Sie auf jeden Fall – halbjährlich ausbezahlt.

- Coupon CHF:** 6.50 % p. a., CHF 32.50 pro Zertifikat werden halbjährlich ausbezahlt
- Coupon EUR:** 7.50 % p. a., EUR 37.50 pro Zertifikat werden halbjährlich ausbezahlt
- Basiswerte:** SMI®, Eurostoxx 50®, S&P500®
- Barriere-Level:** 55 % der Anfangsfixierungslevels vom 30. März 2012 (indikativ)
- Währung:** Schweizer Franken und Euro, jeweils währungsgesichert
- Verfall:** 03. Oktober 2013
- Produkt:** Barrier Reverse Convertibles (SVSP 1230)
- Emittentin:** Bank Sarasin & Co. Ltd Guernsey Branch
- Nennwert:** CHF 1'000 resp. EUR 1'000 und ein Mehrfaches davon

Die Termsheets mit den rechtlich verbindlichen Angaben sowie weitere Informationen finden Sie unter [www.saraderivate.ch](http://www.saraderivate.ch)



Die publizierten Informationen und Erklärungen zu den Finanzprodukten dienen ausschliesslich der Information und stellen sowohl in der Schweiz als auch im Ausland weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Offertstellung zum Kauf oder Verkauf dar. Sie begründen auch nicht die Tätigkeit von Transaktionen, den Abschluss von Rechtsgeschäften, noch sind sie als Anlageempfehlung an Investoren zu verstehen. Ebenso stellen sie keine Entscheidungshilfen für rechtliche, steuerrechtliche oder andere Beraterfragen dar. Auch sollten aufgrund dieser Angaben allein keine Anlageentscheide gefällt werden. Allgemein gilt, dass Anlagen erst nach der gründlichen Lektüre der aktuellen Versionen von Rechtsprospekt, Kurzprospekt (vereinfachter Prospekt), sowie gegebenenfalls nach einer Beratung durch einen Fachspezialisten getätigt werden sollten. Die erwähnten Dokumente können Sie oder von der/den im (vereinfachten) Prospekt angegebenen Stelle(n) verlangen. Bevor Sie eine Anlageentscheidung treffen, empfehlen wir Ihnen, sich an eine(n) unserer Kundenberaterinnen oder Kundenberater zu wenden.

# Kasperlis letztes Gefecht

Eine Gruppe um den bekannten TV-Moderator Nik Hartmann veröffentlicht neue Abenteuer des Schweizer Märchenhelden – zum Ärger von Jörg Schneider und seiner Plattenfirma. Sie fühlen sich hintergangen und prüfen eine Klage wegen unlauteren Wettbewerbs. *Von Andreas Kunz*



Das Original: Erstausgabe der Kasperli-Reihe von Jörg Schneider.

Es ist nicht zu überhören: «Tra-tra-trallalla, der Kasperli ist wieder da!» Auf allen Kanälen wird derzeit Werbung gemacht für die neuen Kasperli-Geschichten, herausgegeben vom bekannten Fernseh- und Radiomoderator Nik Hartmann und seinen Kollegen David Bröckelmann («Giacobbo/Müller»), Andrea Jansen («SF unterwegs») und Nadja Zimmermann (Ex-«Glanz & Gloria»). Es ist die Rede von einem «Comeback» oder einer «Auferstehung» des «legendären Kasperli von Jörg Schneider»; die erste Folge mit den neuen Erzählungen soll ab dem 23. März in den Läden stehen. «Kasperli ist längst Kult», sagte Bröckelmann dem *Sonntagsblick*. «Es ist für mich eine grosse Ehre und Freude, in die Fussstapfen dieser grossen Figur treten zu dürfen.»

Nik Hartmann trommelte bei seinem Haus-sender DRS 3 zur besten Sendezeit für sein neues Projekt. «Schon lange» sei die Idee dage-

wesen, jetzt endlich habe man sich an die Arbeit gemacht, sagte Hartmann. Auf die Frage der Moderatorin, ob er damit nicht Denkmalschändung am Kasperli von Jörg Schneider betreibe, antwortete er: «Das fragten wir uns natürlich auch.» Deshalb sei es ihnen «sehr wichtig» gewesen, dass Jörg Schneider «grünes Licht» gegeben habe.

Die TV-Sendung «Glanz & Gloria» lud Jansen und Bröckelmann sogar ins Studio ein, wo sie ausführlich über ihre Kasperli-Erlebnisse berichten durften, während Moderator Dani Fohrler glühend mitfieberte («Das fad richtig afa läbe u funkle i de Ougel!»). In einem Filmbeitrag wiederholte Hartmann, es sei «Ehrensache» gewesen, beim originalen Kasperli das Einverständnis einzuholen. «Ich habe Jörg Schneider einen lieben Brief geschrieben, und es ist ein noch viel lieberer Brief zurückgekommen», sagte der TV-Wanderer. Natürlich sei

dieser «Segen» von oberster Stelle für ihn und alle anderen «befreiend» gewesen.

## «Potz Holzöpfel und Zipfelchappe!»

So weit die Einleitung zu einer Geschichte, die als Dialekt-Abenteuer wohl «De Kasperli und de furchtbar Plagööri Nik» heissen würde. Denn tatsächlich handelten die Produzenten der neuen Kasperli-Abenteuer ohne grünes Licht von Jörg Schneider und seiner Plattenfirma Tudor. Sie unterliessen es, bei Tudor überhaupt nachzufragen; sie hielten sich nicht an Versprechen, warben ungefragt mit Jörg Schneiders Namen und seinem Kasperli und müssen nun mit einer Klage wegen unlauteren Wettbewerbs rechnen. In der Summe geht es um Versäumnisse, die selbst dem alten Lausbuben Kasperli, nicht gerade bekannt für sein tugendhaftes Verhalten, ein lautes «Potz Holzöpfel und Zipfelchappe!» entlockten.

Der Reihe nach: Seit Frühjahr 2011 arbeitete die neue Kasperli-Crew an ihrem Projekt – aber erst im Februar dieses Jahres, rund sechs Wochen vor der Veröffentlichung des ersten Abenteuers, wandte sie sich in einem Brief an Jörg Schneider. «Sie erwarten bestimmt keine Post von mir und sind eventuell sogar ein wenig erstaunt», schreibt Nik Hartmann und fährt einseifend fort: «Ich bin der Nik Hartmann vom Fernsehen und Radio. Der, der mit dem Hund durch die Schweiz gewandert ist.»

Er gelange an ihn mit einem «heiklen Thema», schreibt der TV-Moderator. «Ehrfürchtig» wolle er ihn über seine Idee für neue Kasperli-Geschichten «informieren». Er sei sich der «grossen Fusstapfen» bewusst und könne ihm sagen, «dass wir uns vor Ihrer Reaktion am meisten fürchten», schreibt Hartmann. «Die grösste Freude, die Sie uns machen könnten, wäre, wenn Sie sogar ein wenig stolz darauf wären, dass Ihre Tradition weitergeführt wird», heisst es etwas holprig im Brief, welcher der *Weltwoche* vorliegt.

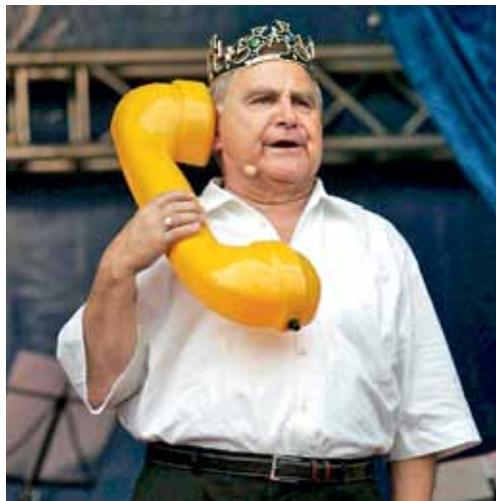
Er und seine Kollegen hätten sich «vorgängig über die Nutzungs- und Urheberrechtssituation kundig gemacht» und würden «alles nach bestem Wissen und Gewissen produzieren». Zudem erlaube er sich, «Ihnen im Vorfeld der Veröffentlichung eine Aufnahme zukommen zu lassen», schreibt Hartmann und bringt das schlechte Gewissen, das ihn offensichtlich plagte, abschliessend auf den Punkt: «So, jetzt ist es draussen! Uff.»

### Warten auf das Vorabexemplar

Im angeblich «noch viel lieberem Brief» (Hartmann) antwortete Jörg Schneider am 11. Februar, dass auf die Figur des Kasperli kein Copyright bestehe – dass jedoch sämtliche seiner Figuren, deren Namen, «also der gesamte Text und die besonderen Redewendungen, insbesondere aber das Tra-tra-trallalla» zu Beginn jeder Geschichte, «urheberrechtlich geschützt» seien. Damit «später keine Schwierigkeiten» entstünden, rät Schneider, «sich vor Ihrer Produktion» mit dem Produzenten bei der Plattenfirma Tudor, Wladek Glowacz, «zu besprechen». Es folgen dessen Telefonnummer und E-Mail-Adresse, bevor Schneider den Kollegen «viel Erfolg» wünscht und «mit einem fröhlichen Tra-tra-trallalla» schliesst.

Seither haben weder Schneider noch Glowacz von Hartmann oder seinen Mitstreitern etwas gehört. Es gab keinerlei Anfragen für die Nutzung der Rechte und für die Verwendung von Schneiders Kasperli für Promotionszwecke, ebenso warten sie immer noch auf das Vorabexemplar, das ihnen von Hartmann versprochen worden ist. Gleichzeitig wunderten sie sich immer mehr darüber, wie auf sämtlichen SRG-Kanälen für die neuen Kasperli-Abenteuer geworben wird. Neben den Auftritten auf DRS 3 und im «Glanz & Gloria» wird das von den SRG-Mitarbeitern privat produzierte

Hörspiel auf drei (!) SRG-Webseiten angepriesen. Es wird mehrfach direkt Bezug genommen auf den «legendären Jörg Schneider», dessen «Kult-Kasperli» nach 35 Jahren «zurück» sei. Die Kommunikationsagentur Andreas & Conrad, welche die neuen Kasperli-Abenteuer produziert, warb bei den Medien ebenfalls mit Jörg Schneiders Namen und seinem Kasperli –



«Ziemlich scheinheilig»: Schauspieler Schneider.



«Heikles Thema»: Moderator Hartmann.

sowie dessen urheberrechtlich geschütztem Satz: «Us und schlussdibus.»

Damit nicht genug: Bei Andreas & Conrad steht auch Dani Fohrler unter Vertrag, der seine Agenturkollegin Jansen sowie die neue Kasperli-Stimme Bröckelmann in seine Sendung «Glanz & Gloria» einlud, wo die traute Runde gemeinsam Werbung machte für das neueste Produkt aus dem eigenen Haus (auch Nik Hartmann und Nadja Zimmermann stehen bei Andreas & Conrad unter Vertrag). Im «Glanz & Gloria»-Beitrag ist auch zu sehen, dass Hartmann und Co das berühmte «Tra-tra-trallalla» übernommen haben. Bei der Titelgebung fallen die Autoren ebenfalls nicht durch besondere Originalität auf. Hiess Kasperlis erstes Hörspiel aus dem Jahr 1967 «De verzaubert Schpiegelweiher», nennen sie die neuen Abenteuer «S verzaubert Flugzüg» und «De Seegeischt im Fürwehrweiher».

«Wir sind etwas enttäuscht von den neuen Kasperli-Machern. Sie haben unser Original auf eher dreiste Weise instrumentalisiert», sagt Wladek Glowacz, Produzent bei der Plattenfirma Tudor. Nachdem Glowacz von Hartmann nichts gehört hatte, schrieb er ihm eine E-Mail – die Antwort kam von Michael Büchel, Partner bei Andreas & Conrad. «Es tut mir leid, wenn ein paar Dinge zu Missverständnissen geführt haben», schreibt Büchel. Glowacz antwortet: «Unserer Ansicht nach handelt es sich nicht um Missverständnisse oder Versehen.» Tudor werde nun «sämtliche fragwürdigen Elemente feststellen und abklären» sowie sich «alle rechtlichen Schritte vorbehalten, insbesondere wegen unlauteren Wettbewerbs», sagt Glowacz. Ein Brief an den SRG-Ombudsmann, in dem auf die «fragwürdige Informationspraxis» auf den SRG-Kanälen hingewiesen wird, sei bereits unterwegs.

### «Keinen Finger gekrümmt»

Michael Büchel von Andreas & Conrad bedauert die Aufregung. «Es war uns sehr wichtig, dass Herr Schneider von unseren Plänen erfährt.» Die rechtliche Situation sei «genauestens» geprüft worden. «Wir haben dafür gesorgt, dass unser Projekt weder Texte noch Figuren oder Illustrationen aus den alten Kasperli-Abenteuern übernimmt oder deren Rechte verletzt.» Das «Tra-tra-trallalla» habe man bei der Suisa angemeldet, Tudor werde dafür eine Lizenzschädigung erhalten. «Eine Kontaktaufnahme mit der Plattenfirma war für uns deshalb nicht mehr angezeigt», sagt Büchel. Zudem hätten sie Dani Fohrler keinesfalls den Auftrag gegeben, in der Sendung «Glanz & Gloria» Werbung zu machen für die Produktion. «Das war ein eigenständiger Entscheid der Redaktion», sagt Büchel. «Andere Medien haben ja auch darüber berichtet.»

Nik Hartmann sagt: «Ich habe niemanden instrumentalisiert, und es tut mir leid, wenn unsere Aussagen jemandem in den falschen Hals geraten sind.» Er habe «keinen Finger» gekrümmt, um das Kasperli-Projekt auf dem eigenen Sender zu propagieren. Ihm sei einfach wichtig gewesen, dass Jörg Schneider vorab Bescheid gewusst habe. Und über Schneiders Antwortbrief habe man sich derart gefreut, dass man ihn tatsächlich als «Segen» für das neue Kasperli-Projekt verstanden habe.

Und was hält Jörg Schneider von seinen angeblichen Erben? Die Kasperli-Stimme lacht und sagt: «Ich machte niemanden zu meinem Erben – der Erblasser ist ja noch immer *purlimunter!*» Schneider, der weiter auf das versprochene Vorabexemplar wartet, findet die Vorgehensweise seiner Nachfolger «ziemlich scheinheilig und unehrlich». Genauso wie seine Heldenfigur lässt er sich aber nicht beirren: «Auch der Kasperli musste einiges einstecken in seinen Abenteuern, und am Schluss hat er trotzdem immer gewonnen.» ○

# «Schleichende Ausdehnung»

Bürgerliche Parlamentarier machen Druck auf den Wirtschaftsminister. Sie wollen verhindern, dass der Gesamtarbeitsvertrag (GAV) der Gastronomie auf andere Branchen erweitert wird. In der Debatte geht es auch um die Kantine der Ammann-Gruppe in Langenthal. *Von Florian Schwab*

Hannes Germann (SVP) ist alarmiert. Der Schaffhauser Ständerat hat erfolgreich eine dringliche Interpellation gestartet. «Ich dachte anfangs nicht, dass das Präsidium die Dringlichkeit anerkennt», freut er sich. Am vergangenen Mittwoch wurde sein Anliegen im Rat behandelt. Parallel läuft die gleiche Interpellation im Nationalrat, vertreten durch die FDP-Fraktion und angeleitet durch Ruedi Noser.

Der Grund für die Aufregung: Die Gastronomiebranche möchte ihren Gesamtarbeitsvertrag (GAV) auf andere Wirtschaftsbereiche ausdehnen. Ihr Ziel: der Bundesrat soll den Gesamtarbeitsvertrag für weitere Branchen für «allgemeinverbindlich» erklären und damit in zehntausende Arbeitsverhältnisse eingreifen, die bislang frei zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern ausgehandelt wurden.

Neu sollen nicht nur Mitarbeiter von Restaurants und Hotels dem GAV unterstehen, sondern auch Angestellte von Kantinen, Bäckereien, Imbissbuden und Spitälern. Kurz: Jeder, der Mahlzeiten zubereitet oder Betten macht. Das entsprechende Gesuch haben die GAV-Parteien Gastrosuisse und Hotellerie-suisse sowie die Gewerkschaften Unia und Syna dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) zur Prüfung eingereicht.

Es erstaunt nicht, dass vor allem gemischte Betriebe gegen die Einschränkung der Vertragsfreiheit Sturm laufen, denn hier würde neu für jede Gruppe von Angestellten ein anderer GAV gelten. Die daraus entstehenden Abgrenzungsprobleme schaffen Rechtsunsicherheit und Bürokratie. Besonders laut und wahrnehmbar ist der Widerspruch der Swiss Retail Federation. Der politisch gutvernetzte Verband vertritt Detailhändler wie Ikea, Jelmoli und Manor. Präsident ist alt Ständerat Bruno Frick (CVP). Der Verband hat, wie rund hundert andere Betroffene, beim Seco Einsprache erhoben gegen die Ausdehnung der Allgemeinverbindlichkeit.

Unter den Gegnern ist auch der Schweizerische Bäcker-Konditorenmeister-Verband. Er hat seit Jahrzehnten einen bewährten Gesamtarbeitsvertrag auf rein privater Basis, der ohne bundesrätliche Allgemeinverbindlichkeits-erklärung auskommt. «Wir lassen uns keinen zweiten GAV von einer anderen Branche aufzwingen», sagt Verbandsdirektor Beat Kläy. Er kennt auch den Grund, weshalb die gegnerischen Verbände ihren GAV ausdehnen möchten: Sie könnten auch bei Nichtmitgliedern je 89 Franken pro Arbeitnehmer und je 89 Fran-

ken pro Firma an sogenanntem Vollzugskostenbeitrag einkassieren. Geht man davon aus, dass rund 40 000 Angestellte neu betroffen wären, dann geht es um zusätzlich 3,5 Millionen Franken für die Kassen von Verbänden und Gewerkschaften.

## «Ein bisschen gute Stimmung»

Auf solche Argumente achtet das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) bei der Prüfung nicht. Es überprüft nur, ob die gesetzlichen Voraussetzungen für eine Allgemeinverbindlichkeitserklärung gegeben sind. In dem Verfahren haben jene, die Einsprache erheben, die kürzeren Spiesse: Das Seco ist nicht verpflichtet, ihnen Einsicht zu gewähren in die Dokumente, welche die GAV-Vertragsparteien dem Seco zur Prüfung unterbreitet haben. «Die Chance, dass unsere Branche vom GAV nicht erfasst wird, schätze ich auf 50 Prozent», so die Analyse von Bäckermeister-Direktor Kläy.

Auf die Germann-Interpellation hin stand Wirtschaftsminister Johann («Hannes») Schneider-Ammann vor dem Ständerat Rede und Antwort. Er bestritt die «schleichende Ausdehnung» und verwies auf das ergebnisoffene Prüfungsverfahren. Verbindlich im Ton, sät Schneider-Ammann unter seinen bürgerlichen Freunden Zuversicht. So erinnerte der Bundesrat an seine eigene unternehmerische

Erfahrung in der Ammann-Gruppe in Langenthal: «Ich kann mir schlicht nicht vorstellen, dass eine Kantine in einem Metallbaubetrieb, wie es angesprochen wurde, dann auch dem GAV unterstellt werden soll.»

Etwas holperig wirkt die Charmeoffensive angesichts der Tatsache, dass die Kantine im Ammann-Betrieb von einem externen Dienstleister geführt wird, der dem GAV schon heute untersteht. Entsprechend vorsichtig bewertet Interpellant Germann den Auftritt: «Er hat ein bisschen gute Stimmung gemacht.» Vorsichtig optimistisch zeigt sich hingegen die Swiss Retail Federation. Präsident Bruno Frick sieht Anzeichen für erwachtes «Problem-bewusstsein» beim Bundesrat. Seine Ansage ist klar: «Das ist ein politischer Entscheid, und wir erwarten, dass Schneider-Ammann führt.»

Im Volkswirtschaftsdepartement hält man es für möglich, dass Schneider-Ammann am Schluss nein sagt. Sein Kommunikationschef Ruedi Christen: «Es kann durchaus sein, dass Bundesrat Schneider-Ammann den Vorschlag zurückweist, den ihm das Seco unterbreitet.» Alles hängt jetzt davon ab, ob sich die mächtigsten Arbeitgeberverbände einigen. Sofern die politisch organisierten Verbände es schaffen, ihren Kopf aus der GAV-Schlinge zu ziehen, wird auch die Entschlossenheit von Hannes Germann auf die Probe gestellt. ○



*Charmeoffensive:* Wirtschaftsminister Schneider-Ammann, Seco-Chef Gaillard.

# Geld und Geist

Mit Raymond J. Bär tritt der letzte Exponent der Deutschschweizer Privatbankiers als Präsident der gleichnamigen Zürcher Privatbank überraschend ab. Vielleicht, weil er im Dienste der Bank eine letzte familiäre Mission zu erfüllen hat. *Von René Lüchinger*

Er war der Letzte der grossen Familiendynastien von Privatbankiers zwischen Zürich und Basel, der noch an der Spitze der von seinen Vorvätern gegründeten Firma stand. Seit Montag ist dies Geschichte: Nach einem Vierteljahrhundert in der Bank Julius Bär kündigte Raymond Bär als Verwaltungsratspräsident seinen Rücktritt an, damit gibt es keinen Vontobel, keinen Sarasin und auch keinen Bär mehr, der noch als CEO oder Präsident einen Bank- und Familiennamen in sich vereinigt hätte.

Der nun erfolgte Rücktritt des Raymond Bär mit etwas über fünfzig, im besten Bankier-Alter also, besiegelt in der vierten Generation das Ende der Familie Bär als Bankiersfamilie. Einigermassen überraschend für eine Familie, welche die Tradition stets so hochgehalten hatte, dass noch jeder älteste männliche Familienspross stolz das Initial J für Julius im Namen trug, so eben auch Raymond Julius Bär, der Urenkel des Gründers. Stets haben die Bären um Familie und Bank, um Zusammenhalt und Zukunft gekämpft. Selbst dann, als die Nachkommenschar im Laufe der Generationen immer grösser, die Interessen der einzelnen Individuen immer disparater wurden. Schon die vierte Generation kam ohne Stiefkinder auf über dreissig Erben, und darunter fanden sich individuelle Lebensentwürfe, die Lichtjahre vom Banking entfernt waren.

und Denkmälern um sich zu sammeln, und er verstand es vortrefflich, dem Judentum auch nach aussen Achtung zu verschaffen». Exponenten der Familie Bär fanden sich auch unter den Präsidenten der Vereinigung Zürcher Kunstfreunde oder der Tonhalle-Gesellschaft.



*Zusammenhalt und Zukunft:* Raymond J. Bär.

Aber da war immer auch die Bank. 1990, zum hundertsten Geburtstag, wurde der familiäre Zusammenhalt noch mit folgenden Worten beschworen: «Eine hellhörige Familie mit drei gleichberechtigten Stämmen ist sowohl emotionell wie finanziell eng mit der Bank verbunden. Sie schöpft ihre Identifikation und ihren Zusammenhalt aus dem gemeinsamen Besitz.» Und das Bewusstsein, als Privatbankiers privilegiert zu sein, hat die Bankiers der

Wortwahl keinesfalls selbst erfunden, sondern dem für markige Sprüche bekannten Winston Churchill entlehnt und dies auch transparent gemacht hatte. Aus heutiger Sicht ist festzuhalten: Der Bankier lag goldrichtig.

## Vermittler im Steuerstreit mit den USA

So gesehen, ist schwer zu glauben, dass Raymond Julius Bär einfach Fahnenflucht begeht und die Bank ihrem Schicksal überlässt – obwohl die Familie Bär am Kapital nur noch ein paar Prozente hält. Möglicherweise hat er das Präsidium verlassen im Wissen, dass er mit Hand anzulegen hat, eine noch bedeutendere Aufgabe zu lösen: den Steuerstreit der Schweiz mit den USA zu befrieden.

So wird das zumindest in der Medienmitteilung zur Dimension als Präsident insinuiert. Raymond Bär, heisst es dort, «ist zum Vorsitzenden des Special Committee gewählt worden, das sich mit der laufenden Zusammenarbeit mit den US-Behörden befasst». Warum soll sich einer, der abtreten will, das antun? Es sei denn, er habe auch dafür persönlich-familiäre Motive. Der Name Bär hat in den USA nicht nur in jüdischen Kreisen einen guten Klang.

Raymonds Vater, Hans J. Bär, ist es gewesen, der Mitte der neunziger Jahre mit Erfolg in der sogenannten Volcker-Kommission als Ver-

Added value für  
Ihr Going Public

made by Gübelin.



  
**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

Da gab es unter den Bären den Berufsfotografen in New York oder die Schlittenhundeführerin in Alaska, die Kindergärtnerin und den Architekten, den Oboisten und die Opernsängerin. Geld und Geist waren bei der Familie Bär immer verheiratet, und die Säkularisierung von der Berufung des Bankiers war wohl auch immer Teil des Programms. Schon der Gründer Julius Bär war nicht nur ein gewöhnlicher Geldwechsler, wie das die Jüdische Pressezentrale Zürich im Jahre 1925 festhielt, sondern eben auch «ein idealdenkender Mensch, der es liebte, einen gediegenen Kreis von Gelehrten

Familie Bär nie davon abgehalten, in der Öffentlichkeit ein offenes Wort zu sprechen – etwa wenn es darum ging, auf kritische Entwicklungen auf dem Schweizer Finanzplatz hinzuweisen. Unvergessen Hans J. Bär, der Doyen seiner Generation und Vater von Raymond, der in seinen Memoiren darauf hinwies, dass das Bankgeheimnis die heimische Gilde der Geldverwalter «fett, aber impotent» mache, und damit im Jahre 2004 einen Sturm der Entrüstung entfachte. Damals interessierte sich kein Mensch dafür, dass Hans J. Bär diese für einen distinguierten Bankier so saloppe

mittler für einen Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten und der Schweiz in der Frage der Holocaust-Gelder eingesetzt wurde. Heute steht die Bank Julius Bär, neben anderen Schweizer Banken, im Visier der amerikanischen Steuerfahnder, die sie der Beihilfe zur Steuerhinterziehung im grossen Stil verdächtigen. Tritt dabei ein Raymond Bär als Vermittler auf den Plan, hilft das ganz sicher der Bank, die dessen Urgrossvater gegründet hat. Und möglicherweise hilft dies auch dem unter internationalem Druck stehenden Schweizer Finanzplatz. ○

# Wieviel Schweiz erträgt die Schweiz?

Der Swissness-Kult der Schweizer Politik treibt absonderliche Blüten. Unsere Produkte sollen immer «reinrassiger» werden. Während die Grenzen zum Ausland immer durchlässiger werden, grassiert im Bundeshaus der neue Heimatschutz. *Von Florian Schwab*



*Vermessung der Schweiz:* Wieviel Swissness ist genug?

Viel ist in den vergangenen Tagen über die «Swissness»-Vorlage geschrieben worden. Fast so viel, dass jeder Zeitungsleser die prozentualen Grenzen hersagen kann, die es braucht, damit ein Produkt das Label «Swiss made» tragen darf, wenn es nach dem Willen des Nationalrats geht: 100 Prozent für Milchprodukte, 80 Prozent für «schwach verarbeitete» Lebensmittel und 60 Prozent für «stark verarbeitete» Lebensmittel und alle anderen Güter von der Luxusuhr über den Schreibtisch bis hin zu hochkomplizierten technischen Geräten wie Nähmaschinen.

Es ist unbestritten, dass der Konsument nicht in die Irre geführt werden soll: Was auf der Packung steht, soll auch drin sein. Die Frage nach einer verlässlichen Herkunftsdeklaration stellt sich insbesondere bei landwirtschaftlichen Rohstoffen wie Milch und Rüeblli, deren Herkunft von blossen Auge nicht sichtbar ist. Aus bäuerlichen Kreisen kommt somit auch die Idee eines Gesetzes zur Sicherung der Swissness.

Was Bundesrat, Wirtschaftskommission und Nationalrat daraus gemacht haben, hat mit dem Anliegen einer angemessenen Information der Konsumenten nicht mehr viel zu tun. Aufgrund schwankender Ernten und eines zu geringen Produktionsvolumens in der Schweiz wäre es für etliche Nahrungsmittel-

hersteller eine neue bürokratische Hürde, jedes Jahr nachzuweisen, dass sie das 60-Prozent-Quorum erfüllen. Beispiele wie die Chips-Fabrik Zweifel haben in den Medien die Runde gemacht. Wenn in einem Jahr die Kartoffelernte in der Schweiz schlecht ausfällt, müsste die Firma das Schweizerkreuz von ihren Verpackungen entfernen.

## Bernina ohne Schweizerkreuz

Noch absurder wird es bei der Industrie, wo hochkomplizierte Produkte aus Hunderten von Einzelkomponenten gefertigt werden. Swissness steht hier für technologischen Erfindergeist und unternehmerisches Savoir-faire, weniger für die stumpfe Verwendung der spärlichen Schweizer Rohstoffe.

Ein Beispiel: Das Unternehmen Bernina produziert seit 1893 in Steckborn im Kanton Thurgau. Es ist das letzte Werk eines Herstellers von Haushaltnähmaschinen in der ganzen westlichen Welt, auch wenn inzwischen eine zweite Fabrik in Thailand dazugekommen ist. In der Schweiz sichert Bernina hunderte Arbeitsplätze: Zu den 290 Mitarbeitern in Steckborn kommen noch die Mitarbeiter der Vertriebsgesellschaft sowie die von Bernina abhängigen Fachhändler.

Bereits vor 1950 trat das Unternehmen mit Schweizerkreuz im Markenlogo auf. Niemand

käme auf die Idee, dem Traditionsbetrieb die Swissness abzusprechen, und doch müsste das Schweizerkreuz von der Nähmaschine verschwinden, wenn es nach dem Nationalrat ginge. «Wir hoffen jetzt auf den Ständerat und auf Herrn Spuhler», sagt Bernina-Sprecher Matthias Fluri. Nationalrat Peter Spuhler (SVP), der im thurgauischen Bussnang Rollmaterial herstellt, gehört zu den pointiertesten Kritikern der Vorlage.

## Zusatzbelastung im rauen Exportklima

Aus der Industrie gibt es, abgesehen von Teilen der Uhrenindustrie, die wie keine andere das Schweizerkreuz international zur Geltung bringt, und der grossindustriell geprägten Swissmem, wenig Zuspruch. Die Schweizer Industrie- und Handelskammern schätzen, dass dreissig bis vierzig Prozent der Exporte, die bisher als «Swiss made» exportiert wurden, in Zukunft dieses Label verlören. Besonders betroffen wären kleine und mittlere Unternehmen, die in der Schweiz hochwertige Produkte fertigen, aber ihre Komponenten grösstenteils aus dem Ausland beziehen. Für sie wären die betriebswirtschaftlichen Folgen unerfreulich: Schätzungsweise ein bis zwei Prozent höhere Preise können Unternehmen wie Bernina und Stadler Rail dank ihrer nun in Frage stehenden Swissness und dem Label «Swiss made» verlangen. Es geht also um Milliarden.

In Zeiten, wo das Klima für die Exportfirmen ohnehin rau ist (Stichwort: starker Franken), ist die Zusatzbelastung besonders unwillkommen. Dabei hätten Bundesrat und Parlament das Rad nicht neu erfinden müssen: Im internationalen Warenverkehr muss seit rund hundert Jahren das Ursprungsland eines Produktes deklariert werden. Von Anfang an waren in der Schweiz und in anderen Ländern die Handelskammern für die entsprechende Zertifizierung zuständig, die sogenannte Ursprungsbeglaubigung («Swiss origin»), die auch für den Zoll relevant ist.

Auch bei der Ursprungsbeglaubigung wird mit einer Anforderung gearbeitet, wonach 50 Prozent des Gutes in dem entsprechenden Land gefertigt sein müssen. Dieses Ursprungsquorum von 50 Prozent wurde von den Gerichten bislang auch bei wettbewerbsrechtlichen Streitigkeiten mit viel Augenmass angewandt. «Die Handelskammern haben sich hier das nötige Wissen und die Routine angeeignet», sagt Kurt Weigelt, Direktor der Industrie- und Handelskammer St. Gallen. ○

# Ab Autohalde in Tschechien

Parallelimporteure locken mit Neuwagen zu Tiefstpreisen. Nicht immer sind diese aber neu. Die Generalimporteure und die Markengaragen sind die Leidtragenden. Sie müssen Leistungen erbringen, um die sich der Graumarkt futiert. *Von Christoph Landolt*

Hunderte Autos stehen auf dem Gelände von Auto Discount Uster herum, vom Kleinwagen bis zur Limousine, rot, schwarz, silber-metallisch. «Das Geschäft boomt», sagt der Verkäufer. Das Unternehmen kauft in ganz Europa Autos zusammen und führt sie an den offiziellen Vertriebsstrukturen vorbei in die Schweiz ein, als Parallelimport. Seit der Frankenkurs stark gestiegen ist, herrsche dauernd Hochbetrieb, erklärt der Verkäufer. Derzeit sind die Parallelimporte konkurrenzlos billig: Ein Kombi vom Typ Hyundai I40 ist bei der Autobahnausfahrt Uster Nord für 32 800 statt 45 280 Franken zu haben.

Die offiziellen Markenimporteure kontern mit Euro-Rabatten. Dennoch sinkt ihr Marktanteil stetig. Gemäss Auto Schweiz, der Vereinigung der Schweizer Automobil-Importeure, ist der Marktanteil der Parallelimporte in den ersten zwei Monaten dieses Jahres 2012 auf 10,7 Prozent gestiegen. Noch vor vier Jahren betrug er 1,2 Prozent.

Für die Generalimporteure und die Markengaragen ist die Situation verheerend. Mit ihrem Händlernetz sorgen sie für die automobilen Grundversorgung, unterhalten Ersatzteillager, bilden Lehrlinge aus und schalten Werbung. Exklusivrechte für die Schweiz dürfen die Generalimporteure aber nicht mehr erwerben. Da sie an langfristige Lieferverträge gebunden sind, können sie den Kampfpreisen auf dem Graumarkt wenig entgegensetzen.

Die Sonderstellung der Generalimporteure hat sich zum Nachteil entwickelt. «Die Parallelimporteure stehen unter der Schirmherrschaft des Bundes», sagt Andreas Burgener, Direktor von Auto Schweiz. Sie könnten Rosinen picken, während die offiziellen Importeure keinerlei Rechte mehr, aber immer noch viele Pflichten hätten. Bei Auto Schweiz überlegt man sich deshalb einen politischen Vorstoss. «Zurzeit sind wir in unserer Konkurrenzfähigkeit eingeschränkt, da wir wichtige Aufgaben von Gesetzes wegen wahrnehmen müssen», sagt Gerhard Schürmann, Geschäftsleitungsvorsitzender der Emil-Frey-Gruppe, einem der grössten Generalimporteure des Landes.

Besonders bitter ist für die offiziellen Importeure, dass sie Aufgaben wahrnehmen müssen, die der Graumarkt-Konkurrenz erspart bleiben. Beispiel Neuwagen: Während die Markengaragen einen Vorführwagen, der einige Kilometer unter den Rädern hat, mit saftigem Abschlag als Occasion verkaufen müssen,

gehen auf dem Graumarkt auch Autos als neu durch, die es nicht mehr sind. Um die eigenen Verkaufszahlen zu frisieren, lösen ausländische Händler die Fahrzeuge für einen Tag ein. Danach werden die Nummernschilder wieder entfernt. Bis der Wagen in die Schweiz verfrachtet wird, ist er oft schon Monate auf einer Autohalde herumgestanden. In der Schweiz wird er dennoch als neu angepriesen.

## Ein Drittel der Garantie schon abgelaufen

Zwei Fahrzeugscheine eines parallel importierten Suzuki Swift – der neue aus der Schweiz sowie das Original aus Tschechien – zeigen: Obwohl der Wagen im EU-Land bereits im Oktober 2010 immatrikuliert worden ist, wurde er im November 2011 in der Schweiz als Neuwagen verkauft. Ein Drittel der Garantie ist damit bereits abgelaufen. Wie können sich Kunden darüber informieren? «Kilometerstand und Zustand des Fahrzeuges geben einen guten ersten Überblick», rät Guido Biemann vom Bundesamt für Strassen (Astra). Viel mehr ist nicht zu machen. Den Autokäufern fällt meist erst auf, dass die Werksgarantie abgelaufen ist, wenn sie mit einem Schaden in der Garage stehen.

Obwohl die Garagisten unter dem Graumarkt leiden, müssen sie als Markenvertreter auch an jenen Autos Garantiarbeiten durchführen, die nicht von ihnen verkauft wurden. Sie werden

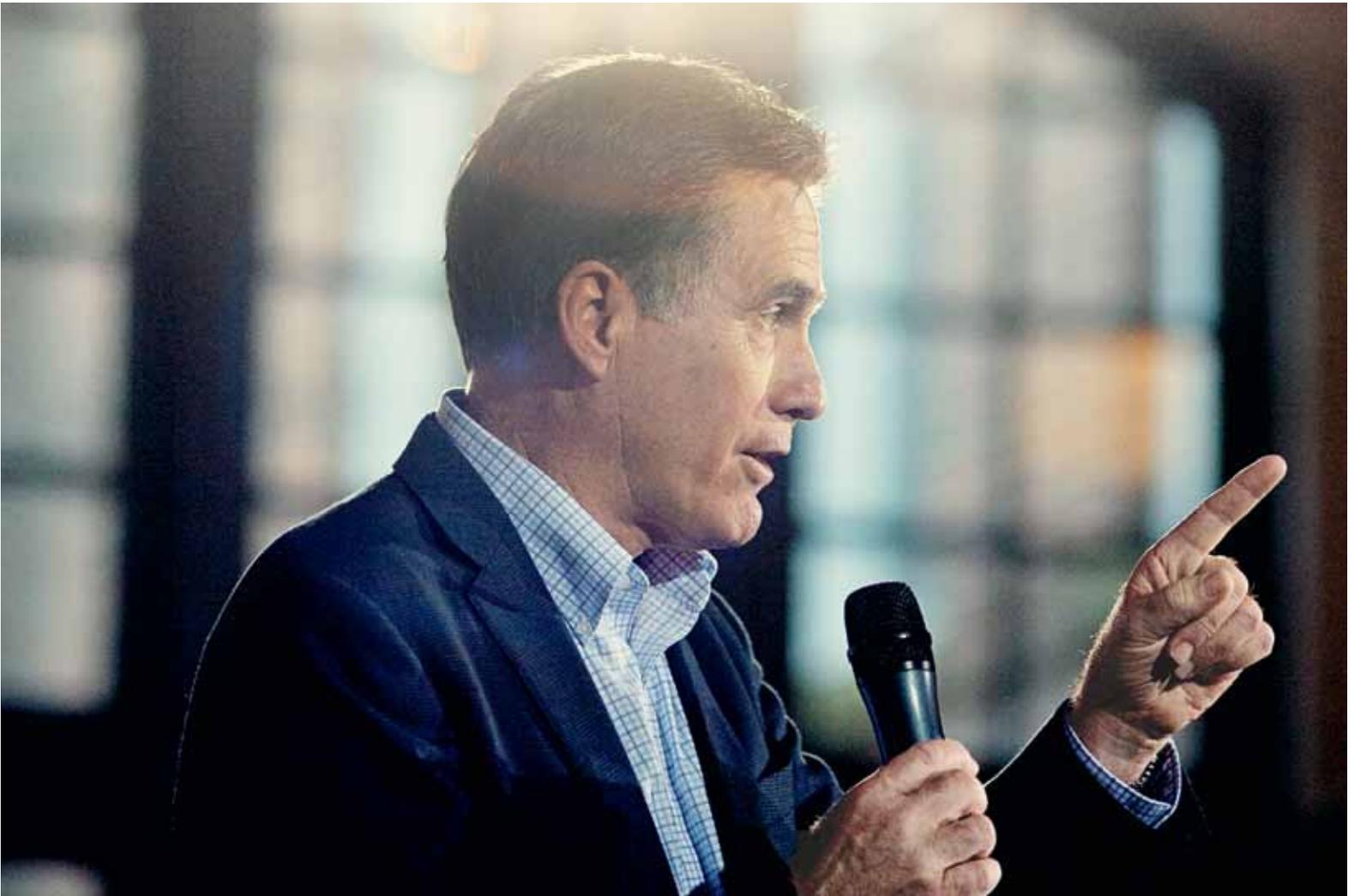
vom Hersteller mit einem fixen Betrag entschädigt. «Unter dem Strich sind die Garantie-Rückzahlungen aber nicht kostendeckend», sagt Gerhard Schürmann von Emil Frey.

Trittbrettfahrerei beklagen die Generalimporteure auch bei jenen Fällen, wo eine Serie von Autos aus Sicherheitsgründen in die Garagen zurückgerufen werden. Firmen wie Suzuki Schweiz gehen davon aus, dass sie sämtliche Suzuki-Fahrer über Rückrufaktionen informieren müssen – auch solche, deren Auto aus anderen Kanälen stammt. Den Dienst an der Sicherheit muss Suzuki Schweiz teuer bezahlen. Die Halterliste mit den Adressen verkauft das Astra für 2500 Franken. Das Bundesamt hält dazu fest, Importeure müssten diese Daten nicht bei ihnen beziehen, sondern «sie dürfen». Das Astra stellt sich auf den Standpunkt, dass die Parallelimporteure für Rückrufe ihrer eigenen Fahrzeuge zuständig sind.

In der Praxis funktioniert es anders. Bei Auto Discount Uster etwa macht man keinen Hehl daraus, dass man sich im Falle eines Fabrikationsfehlers für nicht zuständig hält. «Wir haben noch nie Kunden wegen eines Rückrufs in die Garage geschickt», sagt der Verkäufer. Und der Geschäftsführer von Auto Letzi Züri, einem anderen Parallelimporteure, empfiehlt freundlich, sich diesbezüglich an eine Markenvertretung zu wenden. ○



*Eingeschränkt konkurrenzfähig: Autoimport in der Schweiz.*



Kein Mann der grossen Würfe, aber ein Mann für schwere Zeiten: Präsidentschaftskandidat Romney.

## Wieso Romney gewinnt

Fast alle Politologen, Kommentatoren und Wettbüros sehen Barack Obama als praktisch wiedergewählt. Es gibt trotzdem gute Gründe für die Annahme, dass der Konservative Mitt Romney neuer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wird. *Von Hanspeter Born*

Die gängige Meinung lässt kaum Zweifel offen: Barack Obama wird im November als Präsident wiedergewählt werden. Die meisten Kommentatoren und Politologen, wenn sie denn so vermessen sind, Voraussagen zu wagen, prophezeien es. Die Firma Intrade, die eine Plattform für Politprognosen betreibt, rechnet ihm eine 61-prozentige Chance aus, Romney eine 33-prozentige. Bei britischen Wettbüros ist die Quote 2:5 für Obama, 9:4 oder 2:1 für Romney. Trotzdem denke ich, dass Romney von der Republikanischen Partei nominiert werden und Obama schlagen wird. Drei Gründe:

### 1 — Die Wirtschaftslage ist desolat

Zwar erholt sich die amerikanische Wirtschaft von der tiefsten und längsten Rezession, die sie 2008/09 heimsuchte. Die Arbeitslosigkeit – gegenwärtig 8,3 Prozent – wird jedoch am Wahltag aller Voraussicht nach immer noch deutlich

höher liegen als bei den 6,7 Prozent vom November 2008. Die Situation auf dem Immobilienmarkt bleibt desolat: Ende letztes Jahr lag der Case-Shiller-Häuserpreisindex 33 Prozent unter dem Höchststand von 2006. Zwei Drittel aller Amerikaner wohnen im eigenen Haus oder in der eigenen Wohnung, die seit Obamas Amtsantritt weiter an Wert verloren haben. Für die meisten Amerikaner ist das eigene Haus ihre grösste Investition, und wenn dessen Preis sinkt, schwindet ihr Vermögen.

«Seid ihr besser dran als vor vier Jahren?» Dies fragte am Vorabend der Wahlen von 1980 Herausforderer Ronald Reagan. Die Amerikaner waren es nicht (oder glaubten es nicht zu sein) und wählten Jimmy Carter ab. Ähnlich 1992: Laut Wahltagsbefragungen meinten 75 Prozent, die Wirtschaft sei in «schlechtem» oder «ziemlich schlechtem» Zustand, und Präsident Bush senior, der ein Jahr zuvor in der

Wählergunst einen haushohen Vorsprung gehabt hatte, unterlag Herausforderer Bill Clinton. In Clintons Wahlhauptquartier in Little Rock hing ein Schild mit der Aufschrift «It's the Economy, Stupid», das Clinton und sein Team anhielt, im Wahlkampf immer wieder auf die schwache Wirtschaft sprechen zu kommen. Carter und Bush (die seit 1928 einzigen sich zur Wiederwahl stellenden amerikanischen Präsidenten, die abgewählt wurden) schuldeten ihre Niederlage hauptsächlich der als unbefriedigend empfundenen Wirtschaftslage. Andere Faktoren als die Politik der Regierung mögen für den schlechten Zustand einer Wirtschaft verantwortlich sein, den amerikanischen Wähler interessiert das nicht: Er oder sie schiebt die Schuld dem Präsidenten in die Schuhe.

Alarmglocken müssen letzte Woche im Weissen Haus geläutet haben, als die Ergebnisse einer ABC/*Washington Post*-Umfrage bekannt-

wurden. 65 Prozent der Befragten missbilligten die Benzinpreispolitik Obamas. Der durchschnittliche Benzinpreis ist in diesem Jahr um 49 Cent auf \$ 3,79 pro Gallone angestiegen. Es wird damit gerechnet, dass im Sommer, der traditionellen *driving season*, dieser Preis weiter in die Höhe schnellen wird, möglicherweise auf über 5 \$. Die Wähler wissen, dass Obama – mit Blick auf die Umweltschützer, die zu seiner Basis gehören – die Ölindustrie stiefmütterlich behandelt hat. Der vom Präsidenten verhängte Baustopp für die Keystone-Pipeline, die Rohöl aus dem westlichen Kanada in die USA hätte führen sollen, ist von Kommentatoren als riesiger politischer Fehler bezeichnet worden. Der Entscheid hat zwar auf den aktuellen Benzinpreis keinen Einfluss, schadet aber Obama, weil viele darin ein Schulbeispiel für eine verfehlte Energiepolitik sehen. Amerika mit seinen grossen Distanzen und einem rudimentären öffentlichen Verkehrssystem ist ein Autofahrerland. Die Leute wissen, was sie Woche für Woche an der Tankstelle bezahlen. In einer Zeit hoher Arbeitslosigkeit und nur schwach steigender Löhne ist für viele die Schmerzgrenze erreicht, und sie werden es dem Präsidenten an der Urne heimzahlen.

Seit ein paar Jahren machen sich immer mehr Amerikaner Sorgen über die rasch ansteigende Staatsverschuldung. Unter Obama ist die nationale Verschuldung von 10,7 Billionen Dollar im Jahr 2008 auf 15,5 Billionen im Februar 2012 angestiegen. Die Tea Party, die entscheidenden Anteil an der Niederlage der Demokraten bei den Kongresswahlen 2010 hatte, entstand als spontane Protestbewegung gegen die staatliche Schuldenmacherei.

Nach vier Jahren Amtszeit wird es Obama schwerfallen, die hartnäckige Arbeitslosigkeit, die anhaltende Häuserkrise, die steigenden Benzinpreise und die ungebremste Staatsverschuldung weiter seinem Vorgänger Bush anzuhängen. Was er ins Feld führen wird, ist das Argument, dass erstens ohne sein Ankurbelungsprogramm alles noch schlimmer wäre und dass zweitens die republikanische Mehrheit im Repräsentantenhaus Kompromisslösungen sabotiert habe. Letztlich werden aber die Wähler Obama für den Zustand der Wirtschaft verantwortlich machen. Eine Faustregel der amerikanischen Politik besagt, dass es für einen Amtsinhaber schlecht ist, wenn seine Amtsführung (und nicht die allfälligen Schwächen des Herausforderers und dessen Programms) zum zentralen Wahlkampfthema wird.

## 2 — Obamas Lack ist ab

In der Wahrnehmung der amerikanischen Wähler verkörperte Barack Obama 2008 die Hoffnung auf eine neue, von keinen kleinlichen Grabenkämpfen gezeichnete Politik. Sie sahen in ihm einen Heilsbringer, der nicht wie Bush das Land in blutige Kriege verwickeln würde. Sie hofften, dass ein frischer Präsident

dringliche Probleme wie die Erneuerung des Gesundheitssystems, die Bändigung der aus den Fugen geratenen Finanzmärkte und die Bekämpfung des Klimawandels anpacken würde. Von der erstmaligen Wahl eines Afroamerikaners versprachen sie sich ausserdem die Überwindung des im Lande tief verwurzelten Rassismus. Obama war jung, unverbraucht, dynamisch, ein mitreissender Redner.

Heute ist der Vergötterte wieder zum Sterblichen geworden. Die Gesundheitsreform, die er gegen den Mehrheitswillen der Bevölkerung durchgepeitscht hat, entpuppt sich als bürokratischen Albtraum, als Hemmschuh für kleine und mittlere Unternehmen. Seine Umweltpolitik beschränkt sich auf wenige symbolische Akte. Der Subventionsegen für erneuerbare Energie war – wie der Konkurs der Firma Solyndra zeigte – ein Rohrkrepieler. Die Medien, die Intelligenzija, die Unterhaltungsindustrie, die progressiven urbanen Eliten der Ost- und der Westküste halten zwar weiter zu Obama, aber mehr aus Abneigung gegen die republikanischen Hinterwäldler denn aus Begeisterung für ihren Bannerträger. Teenager fallen nicht mehr in Ohnmacht, selbst die Frauen, von denen 2008 über 53 Prozent für ihn stimmten (gegenüber 47 Prozent der Männer), sind laut neuen Umfragen kritischer geworden. 2008 hörten die Wähler und Wählerinnen Obama verzückt zu, heute ödet er viele mit seinen vom Teleprompter monoton abgelesenen Plattitüden nur noch an. Zweifellos wird der von einem abgebrühten Team unterstützte, begabte Wahlkämpfer sich im Herbst steigern, aber der Lack ist ab.

## 3 — Romney wird unterschätzt

Mitt Romney, der «Multimillionär», gilt gemeinhin als schwacher Kandidat, als das geringste Übel unter den noch im Rennen verbleibenden republikanischen Bewerbern. Bei Primärwahlen schneidet er in traditionell konservativen Staaten des Südens oder des Mittleren Westens schlecht ab. Die waschechten Konservativen, die bei Santorum oder Gingrich warm werden, die Sarah-Palin-Anhänger, mögen Romney nicht. Er teilt zwar ihre Ansicht in für sie wichtigen soziokulturellen Fragen – *red button issues* – wie Abtreibung, Homosexuellenehe, Waffenkontrolle, aber wegen der Gesundheitspolitik, die er als Gouverneur des linken Bundesstaates Massachusetts betrieb, trauen sie ihm nicht über den Weg. Er hat ihnen zu wenig (oder gar kein) Feuer im Bauch.

Begeistern tut Romney niemanden. Seine Reden strotzen von Gemeinplätzen. Auch wenn er sich locker gibt, wirkt er steif. Mit seiner Mutterfamilie – gepflegte Ehefrau, fünf wohlgeratene Söhne sowie Enkel, die er kaum mehr zählen kann – und in seinem altmodisch-dezenten Auftreten erinnert er an Nachkriegsfilmstars wie Cary Grant oder Gregory Peck, den «Mann im grauen Flanel». Ein Mann von gestern. Immerhin – dies schätzen die Amerikaner – hat

er im Leben Erfolg gehabt: mit einem Abschluss in Jus und Business-Management in Harvard, als erfolgreicher Unternehmer in einer Private-Equity-Firma und Sanierer der Olympischen Winterspiele von Salt Lake City, der als Republikaner im erdemokratischen Staat der Kennedys zum Gouverneur gewählt wurde. Kompetent ist er oder wie die Briten sagen: «ein sicheres Paar Hände». Nicht unberechenbar oder hitzköpfig, wie McCain es gewesen war. Kein Mann der grossen Würfe, aber ein Mann für schwere wirtschaftliche Zeiten, dem man zutraut, dass er die Wirtschaft von ihren Regulationsfesseln befreien und die Staatsschulden in den Griff bekommen wird. Er verspricht eine starke, aber vorsichtige Aussenpolitik.

Michael Barone, seit vierzig Jahren Mitautor des «Almanac of American Politics» und selber ein lebendes Lexikon, hat kürzlich festgestellt, dass bei den bisherigen Primärwahlen Romney in den Vororten sehr gut abgeschnitten hat. Die behaglichen Suburbs von Städten wie Philadelphia mit einer wohlhabenden, aufgeklärten Bevölkerung wählten früher (mindestens bis 1988) meist republikanisch. Weil sie mit Cowboys wie George W. Bush oder Hinterwäldlern wie Sarah Palin nichts anfangen können, stimmten sie in den letzten Wahlen vorwiegend demokratisch. Dies kann sich ändern. Barone schreibt: «Ich spüre, dass wohlhabende Wähler Romney als Gleichgesinnten betrachten – sprachlich gewandt, aber politisch links, selbstdiszipliniert, aber erfolgreich, fähig, scharf zu argumentieren, aber höflich.»

Wahlen werden in den USA von den Wechselwählern entschieden. Bekennende Demokraten wählen den demokratischen Kandidaten, bekennende Republikaner den republikanischen, egal ob diese ihnen als Person passen oder nicht. Von 80 Prozent der Staaten weiss man schon heute, wem sie ihre Wahlmännerstimmen geben werden. Undenkbar, dass New York den Republikaner wählt, undenkbar, dass Oklahoma den Demokraten wählt. Das Wahlsystem bringt es mit sich, dass einige wenige umkämpfte Staaten den Ausschlag geben. In diesen Staaten – Pennsylvania, Ohio, Florida, Virginia – sind die Vorstädte das Zünglein an der Waage. Wenn diese Vorstädte von Obama abfallen und zu Romney – einem der Ihren – umschwenken, gewinnt Romney.

Mit Unwägbarkeiten muss man immer rechnen. Krisen oder Kriege können das Wählerverhalten beeinflussen. Skandale ebenfalls. Der Wahlkampf im Herbst ist nicht unerheblich. Aber nach mehr als drei Jahren, in denen die Wähler ihren Präsidenten beobachtet haben, sind die Meinungen gemacht. Auch in den Vororten von Philadelphia, Cleveland, Richmond und Miami, die Obama 2008 ihre Stimme gaben und sie ihm im November vermutlich nicht mehr geben werden. Wetten, dass Romney gewählt werden wird? ○

# Hände weg von Syrien!

Es häufen sich die Stimmen, die eine Intervention in Syrien fordern. Nicht nur das Morden an der Bevölkerung soll gestoppt werden – man träumt auch vom Aufbau der Demokratie. Die Lehren aus dem arabischen Frühling geben keinen Anlass zu solchen Hoffnungen. *Von Urs Gehrig*



*Lumpenarmee ohne erkennbare Kommandostrukturen: syrische Rebellen der Freien Syrischen Armee (FSA).*

Um ein Fondue-Set geht es in dem Mailverkehr, und es ist viel von Shopping die Rede und von Musik. Mit zärtlicher Widmung sendet der Herrscher seiner First Lady einen Country-Song voller tiefenden Herzscherzes. Diese wiederum vergnügt sich in Paris auf Einkaufstour: 10 000 britische Pfund für Kerzen und Kronleuchter, eine Blumenvase für 2650 Pfund. Auch kristallbesetzte Damenschuhe für 3800 Pfund gönnt sie sich, derweil sie das Los ihres Gatten nicht vergisst. Sorgenvoll schickt sie ihm einen Link für kugelsichere Herrenjacken.

Es ist eine seltsame Korrespondenz, welche die britische Tageszeitung *Guardian* von der syrischen Opposition erhalten hat, 3000 E-Mails, angeblich gehackt aus dem privaten Account des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad. Ob sie echt sind oder ein gezieltes Komplott von Assad-Gegnern, bleibt unklar, spielt jedoch keine Rolle – sie passen in das Bild des kranken

Diktators, das sich in den Köpfen der Weltöffentlichkeit festgesetzt hat: Assad als moderner Nero, der sich Popsongs auf den iPod lädt, während vor der Palasttür das Land in Flammen steht.

---

## Je länger das Leiden anhält, desto stärker fühlt der Westen moralischen Handlungsdruck.

---

Die Berichte, die täglich aus Syrien nach aussen dringen, offenbaren Grausames. 9000 Menschen sollen ermordet worden sein, seit der Aufstand vor einem Jahr begonnen hat. 31 Martermethoden staatlicher Folterknechte hat Amnesty International aufgelistet. Dennoch bleibt das Bild diffus. Wie breit verankert ist der Widerstand? Wer steht noch zu Assad? Welche anderen Kräfte sind im Spiel? Nie-

mand kennt die Antworten, doch immer weniger scheinen sich dafür zu interessieren. Abscheu, Ohnmacht und Ratlosigkeit wachsen, und mit ihnen die Forderung, man müsse doch endlich «etwas» tun.

Der Syrische Nationalrat (SNC), das Sammelbecken der Opposition, füllt das diffuse «etwas» mit konkreten Forderungen. Assad zu verurteilen, genüge nicht mehr. «Starke Massnahmen» müssten endlich getroffen werden: Sicherheitskorridore, Flugverbotszonen, eine Militärintervention der internationalen Gemeinschaft seien dringend nötig, um «Assad-Banden» am Massakrieren zu hindern.

Der Westen zögert. Gewiss, Luftschläge könnten das Regime in die Knie zwingen. Anders jedoch als in Libyen müssten sich die Angreifer auf Verluste einstellen. Syrien hat eine schlagkräftige Luftwaffe, eine wehrhafte Luftabwehr, die Armee ist gut gerüstet, trotz

Desertationen scheint sie immer noch loyal zum Präsidenten zu stehen.

Bisher haben die ausländischen Gegner Assads zwei sich offenkundig ausschliessende Ziele verfolgt: Sie wollen, dass die Tyrannenriege abtritt, aber auf kontrollierte Weise und ohne offizielle Intervention von aussen. Doch je länger das Leiden anhält, desto stärker fühlt der Westen moralischen Handlungsdruck. John McCain, vor vier Jahren Herausforderer von Barack Obama im Rennen ums Weisse Haus, fordert eine «Eventualplanung» für eine Intervention. Man dürfe «keine Option ausschliessen, die unschuldige Leben in Syrien retten könnte».

Eine wachsende Zahl von Strategen plädiert für eine Unterstützung der Rebellen. «Die Welt hat selten solchen Mut, Tapferkeit und Zurückhaltung gesehen», schreibt Stephen J. Hadley, ehemaliger Sicherheitsberater von George W. Bush, in der *Washington Post*. Die moralische Pflicht zur Bewaffnung der Syrer, welche für ihre Freiheit sterben, sei überwältigend geworden. «Wenn der Effort erfolgreich ist», so Hadley hoffnungsvoll, «wird er nicht nur Assad stürzen, sondern auch helfen, ein stabiles, demokratisches Syrien zu kreieren.»

Die Gedanken wirken wie ein Hirngespinnst. Wer glaubt heute noch an die Vision eines «stabilen» und «demokratischen» Staates im Nahen Osten? Die letzten zwölf Monate haben gelehrt, dass das «Erwachen» der arabischen Massen weder Toleranz noch Pluralität – beides Grundpfeiler westlicher Demokratien – etablierten. Wo demokratische Wahlen stattfanden, wählte das Volk überwiegend radikal und männlich. So in Tunesien, noch deutlicher in Ägypten, wo Muslimbrüder und Salafisten zwei Drittel der Parlamentssitze eroberten und kein Politiker von Rang sich mehr findet, der den Frieden mit Israel verteidigt.

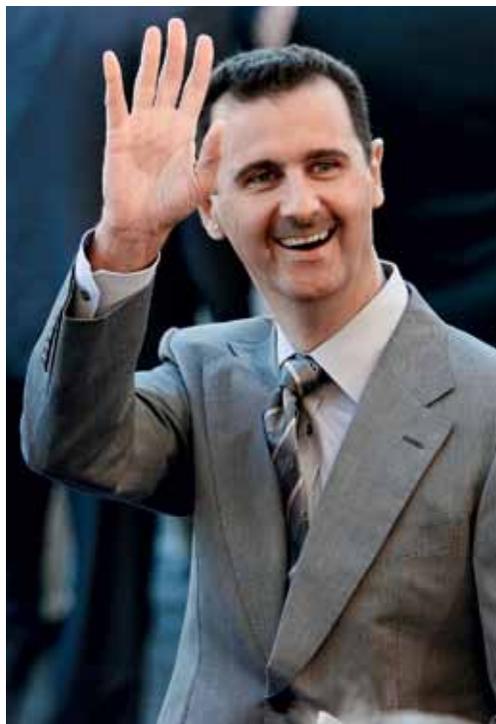
### Fragen über Fragen

Wenn von Intervention die Rede sei, werde zu schwarz gemalt, kritisiert Max Boot, ausgewiesener Militärhistoriker am renommierten Council on Foreign Relations. Die syrische Luftabwehr zum Beispiel werde überschätzt. Als die Israeli 2007 den Atomreaktor von al-Kibar bombardiert hatten, sei sie ohne Gegenwehr geblieben. Boot gehört zu der wachsenden Gruppe von Militärstrategen, Kolumnisten wie Anne Applebaum und Tageszeitungen wie die *Washington Post*, welche die «Option Intervention» nicht länger ausschliessen will. Die 330 000-Mann-Armee werde massiv überschätzt, ist Boot überzeugt. Die meisten Soldaten seien unmotivierte sunnitische Pflichtsoldaten, lausig ausgerüstet und unmotiviert, dem Alawiten-Regime weiter zu dienen.

Doch wo sollte man denn den militärischen Hebel ansetzen? Die kleinen Rebellenester eignen sich dafür nicht. Und ein syrisches Bengasi, eine halbautonome Rebellenhochburg, wie sie im Osten Libyens als Sprungbrett für

den Kampf gegen Gaddafis Armee diene, gibt es keines. Abgesehen davon: Wie steht es eigentlich um die Bilanz der westlichen Libyen-Intervention? Obwohl Gaddafi längst gestürzt worden ist, haben sich die Milizen nicht entwaffnen lassen. Revolutionäre Kräfte bekämpfen sich oder verkaufen ihre vom Westen gelieferten Waffen an islamistische Gruppen in Mali, Niger und dem Tschad. Vor zwei Wochen hat der Osten des Landes eine halbautonome Republik ausgerufen. Libyen droht zu zerbrechen.

Und überhaupt: Wen sollte der Westen denn unterstützen, falls er interveniert? Den Syrischen Nationalrat (SNC), der sich nach dem Vorbild des libyschen Übergangsrats um Anerkennung als alleinige Vertretung des syrischen Aufstands bemüht? Er bietet ein desolates Bild. Gleich mehrfach hat sich der Widerstandsrat ge-



*Moderner Nero:* syrischer Präsident al-Assad.

spalten. Gemäss dem Sender al-Arabiya planen achtzig SNC-Mitglieder nun die Bildung einer neuen Organisation, um die Bewaffnung der Rebellen zu beschleunigen. Welcher Rebellen? Die Freie Syrische Armee (FSA)? Ihr haben sich Schätzungen zufolge 10 000 bis 20 000 Soldaten angeschlossen. Aber auch sie vermittelt einen disparaten Eindruck, gleicht einer Lumpenarmee ohne erkennbare Kommandostrukturen.

### Versteckter Krieg gegen den Iran

Militärische Eingriffe sind selten ausschliesslich «humanitärer» Art. In Syrien geht es den Befürwortern einer Intervention auch um handfeste Interessen: Hinter Syrien steht der Iran, der das Land mit Waffen, Logistik und Beratung unterstützt. Gleichzeitig nutzt Teheran das syrische Territorium, um die Hisbollah und die Hamas mit Waffen zu versorgen. Wie US-Verteidigungsminister Leon Panetta ist

General James Mattis, Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte im Nahen Osten, überzeugt: «Wenn das Assad-Regime fallen sollte, wäre das der grösste strategische Rückschlag für den Iran seit zwanzig Jahren.» Den könnte man herbeiführen – durch einen Stellvertreterkrieg via syrische Rebellen.

Stellvertreterkriege sind indessen bereits im Gang. Allen voran der zwischen dem schiitischen Iran und den sunnitischen Saudis. Die Türkei soll ebenfalls ihre Interessen via Kämpfer vor Ort verfolgen. Und auch Ayman az-Zawahiri, Nachfolger Bin Ladens an der Spitze von al-Qaida, erfreut sich an der Präsenz kampffreudiger Dschihadisten in Syrien.

Durch Syrien verlaufen viele Fronten. Das Potenzial für einen wirren Bürgerkrieg ist gross in dem Vielvölkerstaat. Vor allem die Minderheiten – Christen, Alawiten, Drusen und Kurden – sind verunsichert. «Was wird aus uns?», fragen sie klamm. Der *Economist* bilanziert: «Der politische Islam ist in der Region heute stärker präsent als je zuvor seit dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches.» Kurz: Die Region war noch nie so aufgewühlt und gewaltgeladen wie heute. Prognosen sind praktisch unmöglich, die Zukunft unberechenbar.

«Manchmal muss man sich an den Eid der Ärzte halten: «Füge vor allem keinen Schaden zu», sagt ehemalige US-General John Philip Abizaid im Interview mit der *Zeit*. «Selbst wenn wir herausbekämen, wem unter den Aufständischen an einem demokratischen Syrien gelegen ist, würde ich zur Vorsicht raten», warnt Abizaid, der nach der Irak-Invasion das US-Centcom kommandierte, zuständig für die Region von Afrika bis Zentralasien. «Meine Erfahrung mit dem Mittleren Osten sagt mir, dass der indirekte Ansatz besser ist als der direkte.»

Wenn, wie John McCain es fordert, alle Optionen auf dem Tisch bleiben sollen, dann darf man insbesondere die Nachbarländer Syriens nicht davon ausschliessen. Warum soll es immer der Westen richten? Bereits in Libyen hatte die Arabische Liga ein Einschreiten am lautesten gefordert. Doch die türkischen und saudischen Jets blieben auf dem Boden. Könnten diesmal nicht die arabischen Staaten ran? Schliesslich haben sie ein erheblich dringlicheres Interesse am Schicksal ihres Nachbarn Syrien als der Westen.

Vergangene Woche haben syrische Oppositionelle auf der Facebook-Seite «The Syrian Revolution 2011» zu einer «sofortigen Militärintervention der arabischen und muslimischen Staaten» aufgefordert. Die Reaktion ist bis jetzt ausgeblieben. Warum wohl? Man könnte dem Westen nicht mehr die Schuld in die Schuhe schieben, sobald etwas schief läuft.

Für den Westen lautet das Fazit: «Hände weg von Syrien!» Jedes denkbare militärische Szenario birgt unwägbar Konsequenzen. Etwas zu tun, nur um etwas zu tun, ist keine kluge Strategie. ○

# Das Geschäft mit Schweizer Geiseln

Zwei in Pakistan entführte Berner sind endlich frei. Der Bundesrat atmet auf und bereitet ein Gesetz vor, das freigekauften Geiseln eine Kostenbeteiligung aufzwingt. Doch das wirkliche Problem ist, dass sich die Schweiz überhaupt erpressen lässt, auch wo es nicht um Geiselnahmen geht. *Von Kurt Pelda*



**Anreize für neue Entführungen:** Die freien Geiseln Daniela W. (l.) und David O. (r.) in Pakistan.

Ende gut, alles gut? Daniela W. und David O., die beiden im letzten Sommer entführten Berner Touristen sind wieder in der Schweiz. Bern arbeitet derweil ein Gesetz aus, damit Entführungsoffer künftig die Kosten mittragen müssen, die dem Staat durch die Bemühungen zur Freilassung entstehen. Davon erhofft sich das Aussenministerium eine abschreckende Wirkung auf Touristen, die seinen Reisewarnungen nicht Folge leisten.

Inzwischen verdichten sich die Hinweise, dass sich die beiden Entführungsoffer in Pakistan aus eigener Kraft befreien konnten. Quellen in den pakistanischen Stammesgebieten an der Grenze zu Afghanistan berichten, dass die pakistanischen Behörden zuvor einige Gefangene aus den Reihen der Taliban freigelassen und die Forderungen der Entführer damit teilweise erfüllt hätten. Das habe die Situation der Geiseln entspannt und erkläre den seltsamen Umstand, dass das Tor zum Gebäude, in dem die beiden Schweizer festgehalten wurden, nicht verschlossen war. Ein Lösegeld sei dagegen nicht bezahlt worden. Der Wahrheitsgehalt dieser Quellen lässt sich nicht überprüfen.

Noch vor der Selbstbefreiung in Pakistan ist in Jemen eine Schweizer Sprachlehrerin verschleppt worden, wahrscheinlich von al-Qaida. Laut der chinesischen Nachrichtenagentur Xin-

hua fordern die Geiselnehmer ein Lösegeld von umgerechnet mehr als einer Million Franken.

Beim Grossteil der Entführungen sind inzwischen monetäre Motive mitentscheidend, selbst wenn die Kidnapper islamistische Terroristen sind. Schätzungsweise 1,5 Milliarden Dollar werden jedes Jahr weltweit für den Freikauf von Entführungsoffern bezahlt – Tendenz steigend. Schätzungen gehen von bis zu 30 000 Geiselnahmen pro Jahr aus. Nach wie vor am meisten gibt es in Lateinamerika, und fast immer geht es dabei um einheimische Opfer. Eine längere Tradition hat das Entführungsgeschäft zum Beispiel aber auch im Irak, in Pakistan, auf den Philippinen und in Somalia, wo Piraten mit der Gefangennahme von ganzen Schiffsbesatzungen millionenschwere Lösegelder erpressen. Geht es um westliche Opfer, verdient eine Menge lokaler Vermittler, ausländischer Verhandlungsspezialisten und Sicherheitsexperten mit.

Und was tut die Schweiz? Ihre prominentesten Entführungsoffer waren bisher die in Gaddafis Libyen festgehaltenen Geschäftsleute Max Göldi und Rachid Hamdani. Auf die durchsichtigen Erpressungsmanöver des libyschen «Bruderführers» antwortete Bern mit einem peinlichen Kotau des Bundespräsidenten. Mitte 2010 wurden 1,5 Millionen Fran-

ken auf ein Bankkonto von Hannibal Gaddafi überwiesen, als «vertrauensbildende Massnahme», damit Tripolis Max Göldi ziehen liess, wie sich das Aussendepartement ausdrückte. Die Summe war nichts anderes als ein Lösegeld. Die Liste lässt sich leicht verlängern: Die Schweiz ist erpressbar, nicht nur wenn es um Geiselnahmen geht, sondern auch beim Streit um Steuern und das Bankgeheimnis.

## Lösegelder gefährden Leben

Als 2009 das Adliswiler Ehepaar Greiner im malisch-nigrischen Grenzgebiet entführt und Monate später von al-Qaida wieder freigelassen wurde, sagte die damalige Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, dass die Schweiz nie Lösegeld bezahle. Rein technisch gesehen, hatte die SP-Politikerin damit recht, denn das Lösegeld wurde von lokalen Vermittlern übergeben und mutmasslich von der malischen Regierung bezahlt. Und was hatte Mali davon? 2008 betrug die schweizerische Entwicklungshilfe zugunsten des Sahelstaats noch weniger als 12 Millionen Franken. 2010, kurz nach der Entführung, waren es dann schon fast 17 Millionen Franken, und im laufenden Jahr sind mehr als 21 Millionen Franken geplant. In Mali profitieren eben nicht nur die Terroristen von den Entführungen.

Noch krasser sah es im Fall der vier Touristen aus, die von islamistischen Terroristen 2003 in der algerischen Sahara entführt und nach Mali verschleppt worden waren. Ein Schweizer Diplomat, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will und der damals die Anstrengungen zur Freilassung aus nächster Nähe verfolgte, erinnert sich, dass Bern ein Lösegeld in Millionenhöhe bezahlt habe. Die Summe sei am Schluss aufgeteilt und in verschiedenen Budgetposten des Aussendepartements versteckt worden – und zwar mit Wissen der parlamentarischen Finanzdelegation. Offiziell habe man die Zahlungen für Aufwandsentschädigungen, Vermittlerprovisionen, Beraterhonorare und Ähnliches verbucht.

Lösegelder mögen im Einzelfall Leben retten, doch setzen sie zugleich massive finanzielle Anreize für neue Entführungen. Terroristen und kommerziell orientierte Kidnapper wissen, dass Schweizer Bürger leichte Opfer sind, hinter denen zudem ein zahlungswilliger Staat steht. Das ist fatal. Mit Lösegeldzahlungen wie in Mali gefährdet Bern Schweizer Entwicklungshelfer, Diplomaten und Journalisten in Krisengebieten rund um den Globus. ○

# WEITERBILDUNG

INVESTITION IN DIE ZUKUNFT

MÄRZ 2012

## MBA

*Karrierebeschleuniger*

## Sprachen

*Lieber Fachfranzösisch als Jägerlatein*

## Führungskompetenzen

*Zuckerbrot oder Peitsche?*

smartmedia



# Ruth Derrer Balladore

*«Die Beurteilung von Weiterbildungen ist eine knifflige Sache»*

### Arbeitnehmer

Heute erfinde ich mich neu

### Kommunikation

Chancen und Tücken

### Arbeitgeber

Fordern und Fördern

Anzeige

# EUROCENTRES

Weltweite Sprachaufenthalte

[www.eurocentres.com](http://www.eurocentres.com) 0800 855 875



# Weiterbildung in der Schweiz

Weiterbildung hilft der persönlichen Karriere. Berufliche Weiterbildung und höhere Berufsbildung sind das wichtigste Vehikel, um neue Technologien und Methoden in der Wirtschaft zu verbreiten.



Dr. h.c. Rudolf Strahm  
Präsident  
Schweizerischer Verband für  
Weiterbildung SVEB

Wer hat bereits vor zwanzig Jahren einen Computer beherrschen können? Wer hat schon etwas von neuer Rechnungslegungstechnik, Bilanzierungstechnik, Controlling, Qualitätsmanagement, Materialtechnologie oder Nanotechnologie verstanden? Heute sind es in jedem dieser Bereiche Zehntausende, die dank Weiterbildung zu Fachkräften wurden.

Die neuen Technologien und Methoden sind nicht bloss über Schüler und Studierende ins Arbeitsleben eingedrungen. Ein grosser Teil des Know-hows wird über Weiterbildung vermittelt. Über eine Million Menschen bilden sich in der Schweiz, in rund 100 000 Weiterbildungsangeboten weiter. Allein auf der Kursdatenbank «AliSearch», werden pro Jahr über 40 000 Bildungsveranstaltungen ausgeschrieben. Der Weiterbildungsmarkt erwirtschaftet einen Jahresumsatz von 5,3 Milliarden Franken. Finanziert wird sie meist privat oder durch den Arbeitgeber und nur zum klei-

nen Teil durch die öffentliche Hand. Die Investition lohnt sich aber, denn Weiterbildung ist der Schlüssel zur persönlichen Karriere. Berufliche Weiterbildung und höhere Berufsbildung ha-

**» Berufliche Weiterbildung und höhere Berufsbildung haben die höchste Bildungsrendite. Das heisst, sie ermöglichen das höchste Zusatzeinkommen nach Abschluss.**

Rudolf Strahm

ben die höchste Bildungsrendite. Das heisst, sie ermöglichen das höchste Zusatzeinkommen nach Abschluss.

Der Schweizerische Verband für Weiterbildung SVEB vertritt die Interessen von fast 600 Mitgliedern und setzt sich für eine professionelle und qualitativ hochwertige Weiterbildung ein. Das kommt den Kursteilnehmern zugute. Beispielsweise mit ausgebildeten Kursleitenden (AdA) oder mit qualitätszertifizierten Institutionen (eduQua). Gesetzlich ist der Weiterbildungsbereich in der Schweiz kaum geregelt, deshalb setzt sich der SVEB als treibende Kraft für das Weiterbildungsgesetz ein. Der Bundesrat hat nun einen Gesetzesentwurf vorbereitet, den er noch dieses Jahr dem Parlament zur Beratung zuleiten wird. Das Gesetz soll Transparenz in den Weiterbildungsmarkt und dessen Diplome bringen, die Qualität der Angebote sichern und die Weiterbildung teilweise formalisieren. Daneben ist auch eine bessere Titelanerkennung nötig, beispielsweise muss den Absolventen der Höheren Fachschulen der Titel eines «Professional Bachelor» verliehen werden.

## LESEN SIE MEHR...



**04** Zuckerbrot oder Peitsche?

**05** Übers Wetter und Gehaltserhöhungen

**06** Karrierebeschleuniger

**08** Ruth Derrer Balladore - Die Vogelperspektive

**10** Nicht nur fordern, sondern auch fördern

**11** Heute erfinde ich mich neu

**12** Lieber Fachfranzösisch als Jägerlatein

**13** Die Krux mit dem Geld

**14** Der Erbsenzähler muss längst nicht mehr nur Erbsen zählen

## WEITERBILDUNG

**Projektleiterin:** Alexandra Brändli, alexandra.braendli@smartmediapublishing.com  
**Produktionsleiterin:** Sarah Brandenberger, sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com  
**Text:** Raoul Abea, Michael Jud, Melanie Kollbrunner  
**Produktion:** Smart Media Publishing Schweiz GmbH  
**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG  
Veröffentlicht mit der Weltwoche im März 2012.

Für mehr Informationen, Fragen oder Inserate, Charlotte von Knorring, charlotte.vk@smartmediapublishing.com, Smart Media Publishing Schweiz GmbH, Tel. 044 258 86 00

## ÜBER SMART MEDIA

Smart Media entwickelt, produziert und veröffentlicht themenspezifische Zeitungen, die gemeinsam mit führenden Medien auf dem jeweiligen Markt vertrieben werden. Dank unseren kreativen Medienlösungen helfen wir unseren Kunden, Aufmerksamkeit zu erzeugen, Marken zu stärken und Interesse sowie Wissensstand über die Unternehmen in ihrem jeweiligen Geschäftsbereich zu erhöhen. Unsere Veröffentlichungen zeichnen sich durch hohe Qualität und inspirierende redaktionelle Inhalte aus.

Follow us:



smartmedia

Anzeige

Executive School of Management,  
Technology and Law (ES-HSG)  
 Universität St. Gallen

## Berufsbegleitende Weiterbildung an der Schnittstelle von Management und Recht

### Certified Global Negotiator (CGN-HSG)

**Neuer Lehrgang in Verhandeln  
für Anwälte, Führungskräfte und  
Verwaltungsräte**

Zertifikatskurs: 23 Tage (CHF 18'400)  
Kursstart: 12. November 2012

**i** Detailinformationen:  
tanja.widemann@unisg.ch  
Tel. 071 224 75 04

www.es.unisg.ch/cgn

### Management for the Legal Profession (MLP-HSG)

**Betriebswirtschaft für Juristen**

Zertifikatskurs: 25 Tage (CHF 18'000)  
Diplomlehrgang: 45 Tage (CHF 32'000)  
Kursstart: 17. September 2012

**i** Detailinformationen und Anmeldung  
zum Infogespräch in Zürich (13.3./18.4.):  
tanja.widemann@unisg.ch  
Tel. 071 224 75 04

www.es.unisg.ch/mlp

### Wirtschaftsrecht für Manager (WRM-HSG)

**Für Führungskräfte und  
Verwaltungsräte ohne  
juristisches Erststudium**

Zertifikatskurs: 24 Tage (CHF 17'000)  
Diplomlehrgang: 42 Tage (CHF 29'000)  
Kurseinstieg: 7. Mai oder 2. Juli 2012

**i** Detailinformationen:  
rahel.schoeni@unisg.ch  
Tel. 071 224 75 18

www.es.unisg.ch/wrm



# Passion for Excellence. Commitment to Delivery.

## Herr Fischer, was ist der Unterschied zwischen Lodestone und anderen Consultingfirmen?

Wir sind eine junge, stark wachsende und damit sehr dynamische Beratungs-firma. Für uns stehen der Mehrwert für den Kunden und sein Erfolg im Zentrum. Deshalb beraten wir unabhängig und ergebnisorientiert. Die Kombination von fundierter Fachkompetenz und langjähriger Erfahrung unserer Berater, unsere Fähigkeit, in enger Partnerschaft mit unseren Kunden zusammenzuarbeiten, sowie die aktive Beteiligung unseres Senior Leadership Teams sind hierbei zentral.

## Was ist besonders an der Firmenphilosophie bei Lodestone?

Bei Lodestone dreht sich alles um den Kunden, sie sind das Herzstück unserer Firmenkultur. Dabei setzen wir auf die Kernwerte Excellence, Teamwork und Leadership. Gemeinsam mit den Kunden arbeiten wir für deren Erfolg. Wir sind unabhängig und unvoreingenommen; das Ziel des Kunden ist auch unseres. Unser Beratungsansatz ist ergebnisorientiert und pragmatisch, unser Arbeitsstil offen und transparent. Intern setzen wir auf flache Hierarchien und schlanke Prozesse. Wir sind überzeugt, dass unsere Mitarbeitenden die richtigen Entscheidungen treffen.



Peter Fischer, Partner bei Lodestone

## Beschreiben Sie einen typischen Lodestone-Consultant.

Unsere Berater blicken im Durchschnitt auf über zehn Jahre Erfahrung zurück und verfügen über die optimale Mischung aus unternehmerischen und fachlichen Fähigkeiten. Dies beinhaltet je nach Einsatzgebiet Branchen- und Prozesskenntnisse, eingehendes SAP-Know-How, Change-Management-Kompetenzen sowie Projektmanagement-Erfahrungen.

Selbstverständlich stellen wir auch jüngere Berater und Studienabgänger ein und bereiten diese in internen und

externen Ausbildungsprogrammen auf ihre Aufgaben vor.

## Wie fördern Sie Ihre Mitarbeitenden?

Wir setzen bei der Förderung unserer Mitarbeitenden auf drei Säulen: Erstens bieten wir im Rahmen unserer Projekte allen unseren Mitarbeitenden ein spannendes Arbeitsumfeld in grossen multinationalen Unternehmen, die in ihren Märkten führend sind. Intern sind wir in sogenannten „Communities“ organisiert. Dies erlaubt unseren Mitarbeitenden, auf unsere globalen Erfahrungen zurückzugreifen und von anderen Projekten zu lernen.

Zweitens setzen wir bei der Mitarbeiterführung auf einen Coaching-Ansatz. Das Modell ist darauf ausgerichtet, sowohl die individuelle Entwicklung wie auch die Eigenverantwortung jedes einzelnen Mitarbeitenden zu fördern. Ein innovativer Personalentwicklungsansatz ist erforderlich, um sicherzustellen, dass sich unsere Berater konstant entwickeln, um die täglichen Herausforderungen optimal zu meistern. Diese Entwicklung bedeutet nicht nur, hierarchisch eine Karrierestufe nach der anderen zu erklimmen, sondern auch, sich persönlich weiterzuentwickeln. Jeder Lodestone Mitarbeitende wird bei seiner Karriere innerhalb der Firma von einem Coach begleitet. Mitarbeiter-

coaching und Karriereentwicklung sind fester Bestandteil unseres HR-Cycles.

Abgerundet wird unsere Mitarbeiterförderung durch unser umfassendes internes und externes Trainingsprogramm. Die Schulungen und Trainings beinhalten sowohl fachspezifische Themen, unterstützen aber auch im Bereich Mitarbeiterführung, Coaching oder Kommunikation. Unsere Mitarbeitenden profitieren zudem von grosszügigen Beteiligungen und Unterstützung für höhere Ausbildungen wie MBAs.

## Über Lodestone

Die Lodestone Management Consultants AG mit Hauptsitz in Zürich ist eine global tätige Beratungs-firma, die international ausgerichtete Unternehmen im Bereich der Strategie- und Prozessoptimierung sowie bei IT-Transformationen berät. Spezieller Fokus der Beratungsaktivitäten liegt auf den Branchen Life Sciences, Finanzdienstleistungen, Bankwesen, Automobilindustrie sowie Investitions- und Konsumgüter. Lodestone wurde im Jahr 2005 gegründet und zählt heute über 800 Mitarbeitende in 17 Ländern auf fünf Kontinenten. 2011 erzielte Lodestone einen Umsatz von 207 Mio. CHF.

[www.lodestonemc.com](http://www.lodestonemc.com)



Università  
della  
Svizzera  
italiana

## EXECUTIVE EDUCATION

**Master of  
Advanced Studies  
in Humanitarian  
Logistics and  
Management  
(MAS HLM)**  
*“The way forward  
for your humanitarian  
career”*

[www.mashlm.usi.ch](http://www.mashlm.usi.ch)

**Master of  
Advanced Studies  
in Intercultural  
Communication**  
*“Handle the challenges  
and opportunities of a  
multicultural society”*  
[www.mic.usi.ch](http://www.mic.usi.ch)

Executive School of Management,  
Technology and Law (ES-HSG)



Universität St.Gallen



## Weiterbildung für Politik (WfP-HSG)

4. Durchführung

## Zertifikatskurs Universität St.Gallen

### Zielgruppe

Politikerinnen und Politiker, Mitarbeitende von Public Affairs-Abteilungen, Verbänden, Verwaltungen und NGOs

### Kursaufbau

3 Module während insgesamt 15 Kurstagen

### Leadership, Zürich

Führung, Entscheidungsfindung und Management

### Communication, Bern

Medienarbeit und Kommunikationsschulung

### Economics, St.Gallen

Gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge

[www.es.unisg.ch/wfp](http://www.es.unisg.ch/wfp)

**Veranstaltungsorte**  
Zürich, Bern, St.Gallen

### Kursbeginn

21. Juni, 25. Oktober 2012  
oder 14. Februar 2013

### Anmeldung und Informationen

Executive School der  
Universität St.Gallen  
Tobias Trütsch, MSc. Econ.  
Telefon: 071 224 75 14  
[tobias.truetsch@unisg.ch](mailto:tobias.truetsch@unisg.ch)

Anmeldung ab sofort  
möglich, begrenzte Teil-  
nehmerzahl!



Nebst den Hard Skills sind Soft Skills unabdingbar

## Zuckerbrot oder Peitsche?

Ob mit straffer Hand oder Samthandschuhen – es gibt verschiedene Arten, ein Team zu leiten. Über Führungskräfte, ihr Anforderungsprofil und die nötigen Kompetenzen.

TEXT RAOUL ABEA

Bei autoritärer Führung eines Unternehmens hat der Mitarbeiter wenig zu melden und das auszuführen, was der Chef diktiert. Das gibt es kaum, dafür Kritik oder gar Sanktionen. Eine militärische Unternehmensführung sorgt für eine hohe Entscheidungsgeschwindigkeit, aber kaum für eine entspannte Arbeitsatmosphäre oder zufriedene Mitarbeiter. Das Gegenteil ist jedoch auch tückisch. Lässt ein Vorgesetzter seinen Mitarbeitern freien Lauf, kann das schnell zu Rivalitäten, Kompetenzüberschreitungen und Chaos

führen. Die optimale Führung liegt dazwischen und ist stark vom jeweiligen Unternehmen abhängig.

### FÜHRUNGSKOMPETENZEN

Jedes erfolgreiche Unternehmen erfordert eine massgeschneiderte Führung, die von Faktoren wie Unternehmenszielen, Führungskräften und Mitarbeitern abhängt. Gewisse Kompetenzen sollte jedoch jede Führungskraft aufweisen oder entwickeln. Laut Prof. Dr. Waldemar Pelz, Leiter des deutschen Instituts für Management-Innovation in Bad Soden am Taunus gehören dazu zum einen persönliche und intellektuelle Kompetenzen wie etwa analytisches und strategisches Denkvermögen und die Fähigkeit, realistische Ziele zu verbalisieren und umzusetzen. Für die Umsetzung braucht es unternehmerische Haltung, ein gutes Team und die Fähigkeit, das Poten-

zial seiner Mitarbeiter zu erkennen und zu fördern. Emotionale Intelligenz ist das Stichwort. Als Chef erfüllt man zudem eine Vorbildfunktion – was gefordert wird, muss vorgelebt werden.

### HARTE SCHALE, WEICHE QUALIFIKATIONEN

All das und mehr braucht es, um ein Unternehmen langfristig erfolgreich leiten zu können. Vieles lernt die Führungskraft im Zuge der Tätigkeit von selbst – manches will erlernt sein. Eine gute Basis bietet der Master of Business Administration (MBA). Interdisziplinäres Wissen – etwa ein geschäftsrelevantes Basiswissen in Jurisprudenz – gehört heutzutage dazu. Nebst den Hard Skills, also dem Fachwissen sind Soft Skills wie Kommunikations-, Team- und Organisationsfähigkeit unabdingbar. «Diese kann man erlernen und trainie-

ren», sagt Joachim Hoffmann, Seminarleiter und Coach für Manager in Zürich. Dafür eigne sich primär der soziale Alltag. Förderlich seien Vereinstätigkeiten oder Teamsportarten. Professionelle Trainings in Seminaren und Weiterbildungen geben nochmals gezielt Impulse und eine Plattform, auf der konkrete Situationen nachgestellt werden können. «Selbstreflexion und Lernbereitschaft sind natürlich Voraussetzung», sagt Hoffmann.

### + Smart Facts

Wer eine Einschätzung seiner Führungskompetenzen möchte, kann das über folgende Online-tests tun:

[www.fuehrungskompetenzen.com](http://www.fuehrungskompetenzen.com)  
[www.umsetzungskompetenzen.com](http://www.umsetzungskompetenzen.com)

Publireportage

## Was richtig ist

Welche Rolle spielt Ethik in der Wirtschaft? Was profitiert eine Führungskraft von ethischer Kompetenz? Im Gespräch mit Dr. Ivo Wallimann-Helmer, Studien- und Geschäftsleiter der Advanced Studies in Applied Ethics der Universität Zürich ([www.asae.ch](http://www.asae.ch)) über Ethik und Arbeit.

### Herr Wallimann-Helmer, was war ihre letzte unmoralische Tat?

Keine leichte Frage. Wenn man der Meinung ist, durch Versprechen moralische Verpflichtungen zu schaffen, dann verhalte ich mich jedes Mal meiner Familie gegenüber unmoralisch, wenn ich ihr verspreche, zum Abendessen Zuhause zu sein und dann doch zu spät komme – also gestern.

### Die Ethik ist ein philosophisches Teilgebiet, das sich mit der Moral und ihrer Begründbarkeit beschäftigt. Welche Rolle spielt sie in der Wirtschaft?

Da ist sie in verschiedenen Bereichen relevant. Es ist zum Beispiel eine ethische Frage, ob es legitim ist, dass wir Rohöl aus diktatorisch regierten Staaten beziehen. Welche Rolle die Ethik aber faktisch bei der Beurteilung solcher Sachlagen spielen darf, hängt vom Einfluss ab, den die Gesellschaft und Politik der Ethik zugestehen.

### Wie schätzen Sie den Stellenwert von Ethik in aktuellen kapitalistischen Strukturen ein, wenn es um Geld geht?

Da nimmt sie eine zentrale Rolle ein – etwa bei der Frage nach gerechter Entlohnung. Die Debatte um Managergehälter ist eine solche Frage. Gleichzeitig führen viele ethische Forderungen – wie zum Beispiel die Forderung nach einer angemessenen Gesundheitsversorgung für alle – zu Umverteilungsfragen, die das Privateigentum eines jeden betreffen.

### Die Universität Zürich bietet berufsbegleitende Weiterbildungsstudiengänge und -kurse in angewandter Ethik an. Wer sollte dieses Angebot nutzen und weshalb?

Unser Weiterbildungsangebot richtet sich an alle, die in ihrem (beruflichen) Alltag mit ethischen Fragen konfrontiert sind. Die Studiengänge und Kurse machen mit unterschiedlichen Standpunkten aus aktuellen Debatten der angewandten Ethik vertraut. Das erlaubt, die eigene Meinung kritisch zu hinterfragen, aber auch, besser dafür argumentieren zu können.

### Was kann eine Führungskraft von diesen Weiterbildungen profitieren?

Im unternehmerischen Alltag sind ethische Themen und Aufgabenstellungen nicht mehr wegzudenken. In unseren Weiterbildungen vermitteln wir die Kompetenz, ethische

Problemstellungen zu erkennen, wissenschaftlich fundiert zu analysieren und eine breit abgestützte Entscheidungsgrundlage zu erarbeiten.

### Welche ethische Maxime würde Sie ihrem Kind mit auf den Weg geben?

„Erkenne Dich selbst!“ Als liberaler Ethiker bin ich der Meinung, dass jede und jeder einen Anspruch darauf hat, sein Leben mit der notwendigen Unterstützung selbstbestimmt zu gestalten. Doch da damit die Bürde auferlegt wird, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, ist es wichtig, in Auseinandersetzung mit seinen Wünschen und Wertvorstellung den eigenen Weg festzulegen.



**Advanced Studies in Applied Ethics**  
Weiterbildung in Angewandter Ethik –  
eine wertvolle Investition!

Weitere Informationen & Anmeldung unter: [www.asae.ch](http://www.asae.ch)

# Übers Wetter und Gehaltserhöhungen

Viele verbringen wach mehr Zeit im Büro als mit den Liebsten - umso wichtiger ist ein angenehmes Arbeitsklima. Smalltalk etwa hilft. Über Kommunikation am Arbeitsplatz und ihre Tücken sowie Chancen.

TEXT RAOUL ABEA

Das Jahr hat etwa 230 Werktage. Bei acht Stunden Arbeit pro Tag verbringen wir jährlich um die 1840 Stunden im Büro. Weshalb ein angenehmes und funktionierendes Arbeitsumfeld so wichtig ist, dürfte mit dieser Zahl beantwortet sein. Ein erfolgreiches Unternehmen mit einem angenehmen Arbeitsklima basiert auf guter Kommunikation aller Beteiligten. Klingt trivial, wird jedoch unterschätzt. Kommunikation ist ein komplexes Gebilde aus Sprache, Intonation, Mimik, Gestik und Körperhaltung. Zudem treffen im Geschäft Menschen aus verschiedenen Hierarchien, Kulturen und sozialen Hintergründen aufeinander, was den Informationsaustausch nicht vereinfacht. Ein weiterer Faktor sind die unterschiedlichen Redekonstellationen, die ein entsprechendes Verhalten und einen passenden Jargon verlangen. Beim semiprivaten Kaffeeklatsch mit dem Büronachbarn ziehe ich ein anderes sprachliches Register als bei einer geschäftlichen

Verhandlung mit dem Chef oder einem Vortrag vor dem gesamten Unternehmen.

## UM VERSTANDEN UND GEMOCHT ZU WERDEN

Für den Sprachphilosophen H. P. Grice ist Kommunikation kooperatives Handeln. Es geht darum, gegenseitig verstanden zu werden. Um das zu gewährleisten, müssen die Gesprächsbeiträge vier so genannten Konversationsmaximen genügen: Erste Maxime Quantität: Sag so viel wie nötig und nicht zu viel. Zweite Maxime Qualität: Sag nichts, was du nicht für wahr hältst oder signalisiere den Grad der Wahrscheinlichkeit des Gesagten. Dritte Maxime Relation: Sei relevant. Vierte Maxime Modalität: Sag deine Sache

in angemessener Art und Weise und so klar wie nötig. In geschäftlichen Situationen gelten diese Maximen doppelt: Bringen Sie Ihr Anliegen oder die Information prägnant an den Mann respektive die Frau, verheimlichen oder leugnen Sie nichts Relevantes und seien Sie in Tonfall, Gestik und Mimik angemessen. In semiprivaten Situationen mag das etwas lockerer gehandhabt

» Kommunikation ist ein komplexes Gebilde aus Sprache, Intonation, Mimik, Gestik und Körperhaltung.

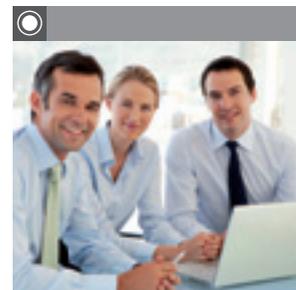
werden, beispielsweise beim Smalltalk – eine nicht zu unterschätzende Gesprächsform, besonders beim Networking! Achten Sie dabei auf ihre Körperhaltung. Verschränken Sie die Arme nicht – das signalisiert Abwehr – und vermeiden Sie polarisierende oder schwere Themen wie Religion, Politik, Krankheit, Eheprobleme und so weiter. Das Wetter, der Alltag oder ein ernst gemeintes Kompliment eignen sich besser, um ein Gespräch zu eröffnen. Und lächeln! Einem freundlichen Gesicht antwortet man lieber als einem miesepetrigen.

## KONVERSATION WILL GELERNT SEIN

Mit Übung und Schulungen lässt sich die Kommunikationsfähigkeit erlernen und ausbauen. Eine gute Smalltalk-Übung im Alltag, die anfangs Überwindung kosten mag, ist das Ansprechen von Fremden an Bushaltestellen, im Zug oder an privaten Veranstaltungen. Machen Sie ein Kompliment über die Aktentasche, fragen Sie nach dem Verkaufsort und stellen Sie weitere Fragen, die nicht nur mit Ja oder Nein beantwortet werden können – schon haben Sie ihr Gegenüber in ein kurzes Gespräch verwickelt. Professionelle Trainingsmöglichkeiten bieten zahlreiche Seminar und Weiterbildungskurse (Siehe Infobox).



Mit Übung und Schulungen lässt sich die Kommunikationsfähigkeit erlernen und ausbauen



## Weiterbildungsdschungel

Wer sich für Rhetorik-Ausbildungen und Kommunikationskurse unterschiedlicher Anbieter interessiert, ist mit der Webseite [ausbildungen-weiterbildungen.ch](http://ausbildungen-weiterbildungen.ch) gut bedient. Dort lassen sich je nach Stadt und Thema unterschiedlichste Aus-, Weiter- und Fortbildungen suchen und finden.

## Der richtige Ton

Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften bietet etwa den Weiterbildungskurs «Rhetorik: Den richtigen Ton treffen» an. An drei Wochenenden soll erlernt werden, wie man aktiv zuhört, non-verbal kommuniziert und die eigene Kommunikationsfähigkeit verbessern kann. Für 480 Franken will der Kurs für einen sicheren Auftritt sorgen. Weitere Informationen online [zhaw.ch](http://zhaw.ch) unter «Weiterbildung».

Anzeige



## Executive Master of Public Administration MPA Universität Bern

Infoabend zum 6. Lehrgang 2013 - 2015  
Bern: 28. März 2012 / Zürich: 29. März 2012

- International anerkannter Executive MPA für Kaderpersonen aus dem öffentlichen Sektor und damit verbundenen Institutionen
- 2-jähriger, berufs begleitender Weiterbildungsmaster mit Universitätsabschluss
- Interdisziplinär entwickelte Lehrinhalte aus den Bereichen Politikologie, Wirtschaft, Recht, Psychologie und Soziologie
- International ausgewiesene Dozierende aus Wissenschaft, Politik, Verwaltung und Wirtschaft
- Teamwork in Klassen mit top motivierten und sorgfältig ausgewählten Kolleginnen und Kollegen



Kompetenzzentrum für Public Management  
der Universität Bern  
Telefon +41 (0)31 631 53 18



Informieren Sie sich frühzeitig, die Studienplätze sind begrenzt! [www.mpa.unibe.ch](http://www.mpa.unibe.ch)



Universität  
Zürich <sup>UZH</sup>

## Weiterbildung an der Universität Zürich

Wo Forschung und Wissenschaft die berufliche Praxis prägen.

Unser Weiterbildungsangebot umfasst 50 Weiterbildungsstudiengänge und über 40 ein- bis mehrtägige Weiterbildungskurse.

Fordern Sie bei uns Unterlagen an unter 044 634 29 67 oder informieren Sie sich auf unserer Website.

[www.weiterbildung.uzh.ch](http://www.weiterbildung.uzh.ch)



MBA: Ausbildung zur Führungskraft

## Karrierebeschleuniger

Master of Business Administration - Ein Studium, das Führungskompetenz, gute Kontakte und hohe Gehälter verspricht. Über Chancen, Rankings und mögliche Wege zum MBA.

TEXT RAOUL ABEA

Angefangen hat es zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als sieben Absolventen des Dartmouth College in New Hampshire den Titel «Master of Commerce Science» entgegen genommen haben. 1921 bot die Harvard University als zweite Hochschule einen solchen Studiengang an. Heute ist der Titel Master of Business Administration nicht mehr aus der Wirtschaft weg zu denken. Kein Wunder, da ein MBA viele Vorteile verspricht. Mit dem MBA soll man zur Führungskraft ausgebildet werden. Zu den Pflichtfächern gehören meist Betriebs- sowie Volkswirtschaft, Finanz- und Rechnungswesen, Marketing und Management-techniken. Es ist ein praxisnaher und international ausgerichteter Studiengang. Exkursionen, Projekte, Vorträge von Top-Managern und Teamarbeit an Fall-

studien aus dem aktuellen Unternehmensalltag gehören zum Standard. Wichtig sind zudem die Mitstudenten, die nebst einem Hochschulabschluss durchschnittlich zwei bis fünf Jahre Arbeitserfahrung mitbringen und aus unterschiedlichen Bereichen und Ländern kommen. Das macht den Austausch und das Networking besonders wertvoll.

### QUALITÄT HAT IHREN PREIS

Je nachdem, ob man den MBA in einem Voll- oder Teilzeitstudium absolviert, variiert die Studiendauer von einem Jahr bis hin zu sieben Jahren. Das berufsbegleitende Teilzeitstudium nennt man Executive MBA. Für Studieninteressenten, die sich keine Präsenzstudienphasen leisten können, könnte ein Fernstudium interessant sein.

Was die Qualität und den Preis eines MBAs anbelangt, gibt es grosse Unterschiede. Die günstigsten Angebote für einen MBA liegen bei rund 15 000 Franken. Diese sind jedoch meist nicht akkreditiert und deshalb auf dem Arbeitsmarkt minderwertig. An Eliteschu-

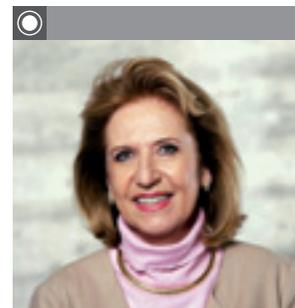
len, etwa in den USA, kostet die Ausbildung um die 80 000 Franken, in der Schweiz um die 60 000 Franken. Doch woran erkennt man ein gutes MBA-Programm? Zum einen anhand der Gütesiegel von unabhängi-

»Was die Qualität und den Preis eines MBAs anbelangt, gibt es grosse Unterschiede.

gen Organisation wie der US-amerikanischen Association to Advance Collegiate Schools of Business (AACSB) oder der Brüsseler European Foundation for Management Development (EFMD), die das Gütesiegel EQUIS vergibt.

### SCHWERWIEGENDE ENTSCHEIDUNGEN

Weitere qualitative Anhaltspunkte liefern Rankings wie das der «Financial Times». Auf der diesjährigen globalen Rangliste belegen drei Hochschulen aus den Vereinigten Staaten die obersten Plätze: Die Stanford Graduate School of Business in Kalifornien, die Harvard Business School in Massachusetts und die University of Pennsylvania: Wharton in Philadelphia. Doch die Rankings sollten nicht als einziges Entscheidungskriterium herangezogen werden. Inhaltliche Schwerpunkte, die für die eigene Karriere Sinn machen, sind stärker zu gewichten. Die Seminarangebote müssen zu den Karriereplänen passen, genauso wie die Zusammensetzung des Lehrkörpers und des Teams. Faktoren wie Ehemaligen-Netzwerke und vorgesehene Studienszeit müssen ebenfalls berücksichtigt werden. Natürlich ist selbst der optimalste MBA noch kein Garant für Traumjob und Reichtum. Nach Absolventenaussagen trägt der MBA jedoch zur persönlichen Entwicklung bei, was mehr wert ist als Gold.



### 2 FRAGEN AN PROF. DR. ANDREA SCHENKER

#### ■ Wem würden Sie ein Executive MBA an Ihrer Universität empfehlen?

Unser berufsbegleitendes EMBA richtet sich primär an höhere Führungskräfte aus Wirtschaft und Verwaltung. Konkret sind dies Persönlichkeiten, welche sich für ihre Tätigkeit profunde Kenntnisse in der Gesamtführung von Unternehmen in einem internationalen Wettbewerbsumfeld erarbeiten und ihr Netzwerk erweitern wollen.

#### ■ Was zeichnet Ihr Programm aus?

Das Erkennen gesamtwirtschaftlicher Zusammenhänge und das Verständnis für Institutionen und Kulturen fremder Märkte stehen im Zentrum. Nebst der General-Management-Ausrichtung befassen wir uns mit Intercultural Management. Hier organisieren wir nebst Kursen in Zürich mit erfahrenen Dozenten aus den entsprechenden Kulturkreisen auch Studienaufenthalte an der Yale University in New Haven (USA), der Fudan University in Shanghai (China) und in Hyderabad (Indien). Ein Aufenthalt in Afrika ist in Planung. Ziel ist es, eine authentische Auseinandersetzung mit globalen Fragestellungen und fremden Businesskulturen zu ermöglichen.

Prof. Dr. Andrea Schenker-Wicki, Direktorin, Executive MBA, Universität Zürich

Anzeige

## 1 Executive MBA STUDIUM

7 Vertiefungsrichtungen

5 Zeitmodelle

2 Sprachen

- Modulares Executive MBA Studium (in Deutsch)
- Executive MBA Studium nach der flexiblen AKAD Methode
- Executive MBA programme in English with Focus on International Marketing or Applied International Management and Affairs

Termine für Infoanlässe: [www.kalaidos-fh.ch](http://www.kalaidos-fh.ch)

Kalaidos Fachhochschule Wirtschaft AG  
8048 Zürich, Tel. 044 200 19 19

 Eidgenössisch genehmigte und beaufsichtigte Fachhochschule

 Kalaidos  
Fachhochschule  
Schweiz

Die Hochschule für Berufstätige.



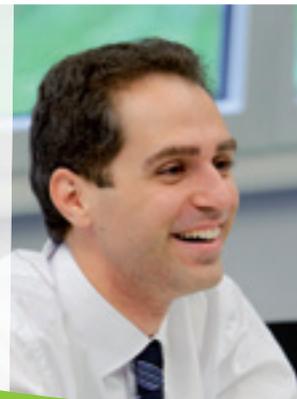
Vom Denker zum Lenker.

**Building Competence.  
Crossing Borders.**

Dank unserem Angebot:  
[www.sml.zhaw.ch](http://www.sml.zhaw.ch)

*"Thanks to the HSG alumni network, large in Switzerland but also extended across Europe, USA and Asia, MBA students have the possibility of interacting with alumni in more senior positions who can guide, challenge and support them in their next career step: a clear USP of the St. Gallen MBA."*

**Filippo Mulinacci**, Italy (2011)  
Business Development Associate, Roche



## The St. Gallen MBA

DEVELOPING RESPONSIBLE LEADERS



- 12 months full-time, 24 months part-time
- Fully integrated MBA soft-skills curriculum
- Includes 12 week company based project
- Join Switzerland's strongest business network

+41 (0)71 224 24 78 | [mba@unisg.ch](mailto:mba@unisg.ch) | [www.mba.unisg.ch](http://www.mba.unisg.ch)

## EIDG. DIPL. TECHNIKER/IN HÖHERE FACHSCHULE DIETIKON

### LOGISTIK



LOGISTIK MANAGEN - WELTWEIT

### MECHATRONIK



SYSTEM-ENGINEERING ERLEBEN

### Executive MBA International Organisations MBA Bachelor en emploi

#### Diplomas / Certificates in Advanced Studies

##### En français

- Contrôle de gestion
- Entrepreneurship & Business Development
- Gestion d'Entreprise (Bachelor & diplôme)
- Gestion des ressources humaines
- Gestion des risques d'entreprise
- Gestion et management dans les organismes sans but lucratif
- Gestion quantitative de portefeuille
- Management de projet
- Management dans les institutions de santé
- Management des institutions sociales
- Management durable - Gestion de l'environnement et entreprise
- Management stratégique Achats, Logistique et Approvisionnements
- Sécurité de l'information
- Stratégie marketing, communications & e-business

##### In English

- Aviation
- Commodity Trading
- Corporate Social Responsibility
- International Organisations
- Marketing & Methods
- Modern Management for Non-Profit Organizations
- 2.0 Telecommunication & Internet

# Die Vogelperspektive

Was denken die Arbeitgeber über Weiterbildungen? Diese und weitere Fragen werden folgend von Ruth Derrer Balladore beantwortet. Sie ist Mitglied der Geschäftsleitung des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes und zuständig für das Ressort Arbeitsrecht und Arbeitsmarkt.

TEXT RAOUL ABEA

Wir arbeiten in schnelllebigen Zeiten. Die Bevölkerung wächst und damit die Konkurrenz. Die Halbwertszeit des Wissens verkürzt sich zunehmend, wohingegen sich unsere Lebensspanne – und damit wahrscheinlich auch unsere berufstätige Zeitspanne – verlängert. Wenn man als Arbeitnehmer arbeitsmarktfähig bleiben möchte, sind Weiterbildungen elementar. Wie stellt sich der Arbeitgeber dazu? Ruth Derrer Balladore aus der Geschäftsleitung des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes nimmt Stellung dazu.

**Frau Derrer Balladore, wann hatten Sie das letzte Mal eine Weiterbildung?**

Im Dezember. Da habe ich in Brüssel an einer Tagung über europäisches Migrationsrecht teilgenommen.

**Wer ist finanziell dafür aufgekommen?**

Mein Arbeitgeber.

**Welchen Mehrwert hat es für das Unternehmen, in die Bildung seiner Mitarbeiter zu investieren?**

Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben in der Regel gegenseitiges Interesse an einer gezielten Weiterbildung, damit der Mitarbeiter den Anschluss an die Entwicklung nicht verliert. Das sind zum einen Weiterbildungen, die sich aus Veränderungen in den Produktionsmethoden ergeben. Bei nicht prozessbedingten Weiterbildungen geht es hingegen oft da-

rum, Angestellte auf eine höhere oder andere Position vorzubereiten. Insbesondere bei Kaderbesetzungen ist das wichtig. Führungskräfte brauchen Theorien und Handlungsmodelle, auf denen sie ihren eigenen Führungsstil aufbauen können.

» Der Ausbildungswunsch sollte nicht als Forderung vorgebracht werden, sondern als verhandelbares Anliegen.

Ruth Derrer Balladore

**Wie ist die Umsetzung? Bringen Weiterbildungen wirklich etwas in der Praxis?**

Ja, sie bringen etwas. Für das Unternehmen birgt das aber einen Haken: Wenn ich meinem Angestellten eine Weiterbildung ermögliche, die er bei mir nicht oder nur schlecht anwenden kann, weil ich ihm keine entsprechende Aufgabe anbieten kann, ist die Gefahr gross, dass dieser mich verlässt. Darum gibt es Ausbildungsvereinbarungen.

**Damit verpflichtet man sich für eine gewisse Zeit dem Unternehmen, oder?**

Genau. Interessant ist dabei ein Sachverhalt, der nur selten thematisiert wird. Bei einem jungen Angestellten – also 30 oder 40 Jahre alt – ist es selbstverständlich, dass dieser Ausbildungen machen möchte und oft auch zugesprochen bekommt – obwohl man weiss, dass die Gefahr da ist, dass er nach einer Weiterbildung einen Karriereschritt machen möchte, der nicht selten aus dem Betrieb herausführt. Bei einem 55-jährigen zögert man für grössere Weiterbildungen – das lohne sich doch nicht mehr. Aber, dass der Ältere die verbleibende Zeit wahrscheinlich im Unternehmen bleiben wird, das wird nicht bedacht. Die Altersfrage verdeckt da den Blick auf die Rentabilität.

**Was ist üblich: Dass der Chef bezüglich einer Weiterbildung auf den Arbeitnehmer zukommt oder umgekehrt?**

An dieser Stelle sollten wir vielleicht grundsätzlich klären, was wir unter Weiterbildung verstehen. Einen Grossteil unserer Weiterbildungen machen wir effektiv «On-the-job» mit so genannter informeller Bildung. Sei es, indem wir die Umstellung von einem Betriebssystem auf ein anderes mitmachen oder uns für ein Projekt in ein neues Gebiet einarbeiten. Solche betrieblichen Weiterbildungen gehen in der Regel vom Arbeitgeber aus und sind meist Pflicht.

Dann gibt es Weiterbildungen wie



Ruth Derrer Balladore gibt einen Einblick in die Art

Anzeige

**bfh.ch**

**Berner Fachhochschule**

**Mehr erreichen.**

Unsere Studienangebote sind vielfältig und praxisorientiert: 20 Master-, 28 Bachelorstudiengänge und zahlreiche Weiterbildungsangebote bringen Sie beruflich weiter.

Institute of Insurance Economics

**University of St.Gallen**

Executive MBA in  
Financial Services and Insurance

A truly global experience for managers in the financial services industry  
Next edition starts 4 November 2012

[www.mba-fsi.com](http://www.mba-fsi.com)  
[www.ivw.unisg.ch](http://www.ivw.unisg.ch)  
tel +41 71 224 7944

In partnership with

Vlerick Leuven Gent Management School

HEC MONTRÉAL

## » Zuerst muss man sich fragen, weshalb man diese Ausbildung machen will und wohin sie führen soll.

Ruth Derrer Balladore

Kurse, Seminare, Tagungen, also non-formales Lernen, oder formelle Bildung, etwa im Rahmen der höheren Berufsbildung oder eines Fachhochschulstudiums.

Da ist es unterschiedlich. Bei manchen Betrieben gehört Mitarbeiterförderung mit finanzierten Weiterbildungen dazu und werden etwa beim Jahresgespräch angesprochen. Bei anderen müssen sich die Mitarbeiter darum bemühen.

**Formelle Weiterbildungen sind ein guter Anreiz für Mitarbeiter, sich auf eine Stelle zu bewerben und garantiert dem Unternehmen, auf dem neusten Stand zu bleiben. Gibt es für Unternehmen Alternativen, um Fachkräfte anzuwerben und à jour zu bleiben?**

Wenn ein Unternehmen auch ohne Weiterbildungsangebot à jour bleiben möchte ist es wichtig, für eine gute Durchmischung der Altersstruktur zu sorgen. Bei altersdurchmischten Teams profitieren die Alten von den Jungen, indem die Jungen die neuen Techniken in den Betrieb bringen und die Jungen profitieren von der Erfahrung der Älteren. Das ist oft ein sehr effektives «Learning-on-the-job» und kann auch

weniger spezifische Kurse und so weiter ersetzen.

Mitarbeiteranreize können auch flexible Arbeitszeiten sein – Arbeitgeber, die zeigen, dass sie auf die Bedürfnisse ihrer Mitarbeiter eingehen. Insgesamt ist es für einen Betrieb jedoch schwierig und letztendlich wenig weit-sichtig, ganz auf formale oder non-formale Bildung ihrer Mitarbeiter zu verzichten.

**Wie ist das rechtlich geregelt: Habe ich als Arbeitnehmer unter gewissen Umständen Anrecht auf Weiterbildung?**

Es ist nichts geregelt und es gibt auch keinen gesetzlichen Anspruch auf Weiterbildung. Hingegen ist in vielen Gesamtarbeitsverträgen etwas geregelt.

**Wie steht es mit der Qualität von Weiterbildungen? Wie kann man herausfinden, welche dem Arbeitnehmer als auch Arbeitgeber wirklich etwas nützen?**

Die Beurteilung von Weiterbildungen ist eine knifflige Sache. Sie verlangt eine Auseinandersetzung mit den eigenen Zielen und Möglichkeiten und dem vielfältigen Angebot auf dem Weiterbildungsmarkt. Heute haben wir den Vorteil, dass wir uns über das Internet gut informieren können. Darüber hinaus gibt es in der Berufs-, Studien- und Laufbahnberatungen Merkblätter und Beurteilungen von ehemaligen Studenten, Kursteilnehmern oder Berufskollegen. Ist die Weiterbildung beziehungsweise der Abschluss anerkannt? Ebenfalls ein wichtiger Punkt. Man kann auch die fragliche Institution kontaktie-

ren und um die Adresse einer Referenzperson bitten. Die Personalabteilung ist eine weitere Anlaufstelle. Diese hilft gerne weiter und hat mit der einen oder anderen Weiterbildung schon Erfahrungen gesammelt.

**Geben Sie uns Arbeitnehmern einen Tipp mit auf den Weg: Wie überzeuge ich meinen Vorgesetzten von der Notwendigkeit einer Weiterbildung?**

Zuerst muss man sich fragen, weshalb man diese Ausbildung machen will und wohin sie führen soll. Was bringt sie konkret? Hat man Antworten auf diese Fragen, lässt es sich besser vor dem Chef argumentieren. Ich muss mich in den Arbeitgeber hineinversetzen und eine Kosten-Nutzen-Aufstellung machen können. Welcher Nutzen hat es für das Unternehmen, wenn ich diese Ausbildung mache? Der Preis und der zeitliche Aufwand müssen natürlich deklariert werden. Schliesslich kann man dem Chef einen Vorschlag unterbreiten. Es kommt gut an, wenn man Bereitschaft zu einer eigenen Beteiligung signalisiert – sei es in Form von Geld oder Zeit. Der Ausbildungswunsch sollte nicht als Forderung vorgebracht werden, sondern als verhandelbares Anliegen.

### + Smart Facts

RA lic.iur., EMBA Ruth Derrer Balladore ist Mitglied der Geschäftsleitung des Arbeitgeberverband. Sie hat Ihren EMBA an der Universität Zürich absolviert.

beitgeberperspektive

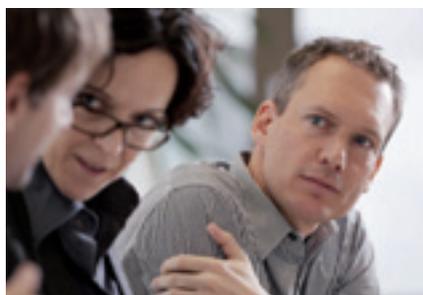
Anzeige



Universität  
Zürich <sup>UZH</sup>

Anmeldeschluss  
Montag, 30. April 2012

executive | MBA



## Executive MBA Universität Zürich: Innovativ. Praxisbezogen. Ganzheitlich.

Das Executive MBA der Universität Zürich bietet höheren Führungskräften eine interdisziplinäre und ganzheitliche Management-Weiterbildung modernsten Zuschnitts mit einem Fokus auf Intercultural Management.

### Das Programm

- \_ konsequent berufsgleitend
- \_ international ausgerichtet
- \_ am Wirtschaftsstandort Zürich
- \_ Gesamtlaufzeit 18 Monate
- \_ Beginn jeweils im August

### Studienaufenthalte

- \_ Yale University, School of Management in New Haven (USA)
- \_ Fudan University, School of Management in Shanghai (China)
- \_ Hyderabad (Indien)

Interessiert? Besuchen Sie uns auf unserer Website oder fordern Sie unsere Broschüre an:  
T +41 (0)44 634 29 87 | info@emba.uzh.ch | www.emba.uzh.ch





Bei der Bedarfsanalyse: Auch auf Führungs- und Sozialkompetenzen setzen

## Nicht nur fordern, sondern auch fördern

Auch das Berufsleben ist ein nicht endender Lernprozess und Mitarbeiter wollen nicht nur gefordert, sondern auch gefördert werden. Wir bleuchten das Thema aus der Sicht der Arbeitgeber.

TEXT MICHAEL JUD

Der Erfolg einer Unternehmung hängt von verschiedenen Faktoren ab, einer der wichtigsten sind die Mitarbeitenden. Wenn diese nicht zufrieden sind, merkt das die Führungsebene in der Regel schnell. Schlussendlich tragen die Angestellten die Unternehmung und ihre Wertvorstellungen auch zum Kunden. Die Vertretung der Firma wird besser, wenn das Personal auch gefördert wird.

### WEITERBILDUNG WILL GEPLANT SEIN

Dass man die Mitarbeiter nicht einfach blindlings an irgendwelche Schulungen

schicken kann scheint klar – man muss sich also vorgängig überlegen in welchen Bereichen die Leute geschult werden sollen. Dazu ist abzuklären welche Kompetenzen die Mitarbeiter haben müssen, um zukünftigen Anforderungen der Unternehmung gerecht zu werden. Dies lässt sich, sofern vorhanden, anhand von den Unternehmenszielen, -leitbildern und -visionen ableiten. Bei dieser Bedarfsanalyse sollte aber auch auf Führungs- und Sozialkompetenzen gesetzt werden und nicht nur auf die fachlichen Fähigkeiten. Es macht durchaus Sinn, bei den Mitarbeitern nachzufragen welche Bereiche sie interessieren und vor allem, wo sie sich in fünf Jahren sehen. Damit kann der Weiterbildungsplan weiter personalisiert werden und der Abwanderung durch Unterforderung im Job entgegengewirkt werden. Nicht nur das «Was» will geplant sein, sondern auch das «Wann», sonst ist plötzlich die halbe Belegschaft an Kursen

»Die Weiterbildung ist ein wichtiger Bereich der Personalentwicklung.

und die andere Hälfte versinkt in Arbeit. Zudem sollte festgelegt werden, wie viele Tage oder Wochen Weiterbildung jedem Mitarbeitenden zustehen.

### CHANCEN UND RISIKEN

Je nach Branche macht es Sinn, einen Teil des Personals so zu schulen, dass sie auch für den Einsatz in einer anderen Abteilung qualifiziert sind. So ist man gerüstet sollte einmal jemand längere Zeit ausfallen oder einen Abteilungswechsel in Betracht ziehen. Durch Weiterbildung hat das Perso-

nal auch die Chance herauszufinden wo Stärken und Schwächen liegen, die Stärken weiter auszubauen und nachher entsprechend im Betrieb zu nutzen.

Natürlich besteht das Risiko, dass die Leute zu regelrechten Allroundern werden und so die Fachspezialisten untergehen. Auch sollte darauf geachtet werden, dass die gewählten Weiterbildungen einen Mehrwert für die Firma bieten, und nicht nur der Marktwertsteigerung der Mitarbeitenden dient – denn wenn das der Fall sein sollte, wird allenfalls eine durch die Unternehmung finanzierte Abwanderung stattfinden.

Die Weiterbildung ist ein wichtiger Bereich der Personalentwicklung und sollte in jeder Unternehmung in einem gesunden Mass betrieben werden. So wird die Zufriedenheit und Arbeitsmoral der Angestellten höher sein, wenn sie regelmässig neues lernen und sich weiterentwickeln.

Anzeige



## Fachleute Unternehmensführung KMU

mit eidgenössischem Fachausweis. Kursdauer: 2 Semester bzw. 360 Lektionen

### Erfolgreiche KMU-Führungskräfte fallen nicht vom Himmel!

Der beliebte Ausbildungslehrgang SIU-Unternehmenschulung ist neu konzipiert. Demnächst starten die neuen, topaktuellen Vorbereitungskurse zur eidgenössischen Berufsprüfung.

Erfolgreiche Absolventen sind in der Lage, einen Gewerbebetrieb in allen Belangen erfolgreich zu leiten oder in einem mittelgrossen Unternehmen vielseitig als Führungspersonen tätig zu sein.

**Kursmodule:** Unternehmensführung, Organisation, Rechnungswesen, Leadership/Kommunikation/Personalführung, Marketing/Verkauf, Recht und Familien-KMU.



### Besuchen Sie unverbindlich einen unserer Infoabende:

- **Zürich 11.04.** 18.00 – 19.00 Uhr (Kursbeginn Mai 2012)
- **Bern 12.04.** 18.00 – 19.00 Uhr (Kursbeginn Mai 2012)
- **Chur 06.06.** 18.00 – 19.00 Uhr (Kursbeg. Herbst 2012)

Informationen zu Kursdaten, Anmeldung und Ausbildungszuschüssen finden Sie unter:  
**www.siu.ch oder Tel. 043 243 46 66**

# Heute erfinde ich mich neu

Fünf Tage die Woche von morgens früh bis abends spät arbeiten und das vielleicht 45 Jahre lang. Da ist es verständlich, dass das Bedürfnis, sich weiter zu entwickeln bei vielen Menschen sehr präsent ist. Ein Fahrplan auf der Suche nach der richtigen Weiterbildung.

TEXT MELANIE KOLLBRUNNER

Viele sehnen sich nach neuen Wegen. Andere wiederum finden in einem festen Ablauf gar keine Zeit und Musse, sich selber und das eigene Arbeitsumfeld zu überdenken. Gerade das aber lohnt sich in beiden Fällen: Zum einen hat sich der Arbeitsmarkt in den letzten Jahren verändert: Der einzelne Arbeitnehmer muss immer über höhere Qualifikationen verfügen, um auf dem Arbeitsmarkt zu bestehen, zudem muss er sein Wissen immer wieder auffrischen, weil es schnell veraltet. Der etwas sperrige und nicht sehr auf die menschliche Komponente einer Arbeitskraft bedachte Begriff in diesem Zusammenhang: die Erhaltung der Arbeitsmarktfähigkeit.

Im Werdegang jedes Einzelnen genau so zentral ist aber die menschliche Komponente: Nur wir selber können uns der Frage stellen, was uns wirklich wichtig ist. Wohin möchten wir beruflich kommen und welcher Weg führt uns dorthin? Die naheliegenden Mög-

lichkeiten zu prüfen, verhindert Frustration und zeigt motivierende Möglichkeiten auf. Fachfremde Gebiete alleine in Betracht zu ziehen, öffnet den Horizont und führt ohne Veränderung oft zu mehr Zufriedenheit, weil alle Optionen geprüft wurden. Wer den Entscheid fasst, schlägt damit vielleicht eine wegweisend neue Richtung ein.

## SCHRITT FÜR SCHRITT EIN SCHRITTCHEN WEITER

Natürlich hängt die Notwendigkeit einer Weiterbildung von der aktuellen Lebenslage und der beruflichen Umgebung ab. Man kann zwei Arten von Weiterbildung unterscheiden: die berufsorientierte und die arbeitsplatzspezifische. Hinzu kommen Weiterbildungen, die nicht primär der beruflichen, sondern der persönlichen Laufbahn und der Pflege persönlicher Interessen dient.



Wichtig ist eine ernsthafte Auseinandersetzung und gute Vorbereitung

So oder so ist eine genaue Prüfung der Wahl angebracht: An erster Stelle gilt es, sich selbst zu hinterfragen. Wo stehe ich? Wo möchte ich hin? Es ist ratsam, das Gespräch mit Menschen des Vertrauens zu suchen, die den Wunsch nach Weiterentwicklung mit dem nötigen Abstand beurteilen. Ein weiterer wichtiger Schritt gilt dem Verschaffen eines ersten Überblicks. Es gibt hierzulande ein so breites Angebot an Weiterbildungen, dass man sich einfach darin verlieren kann. Abhilfe schaffen Berufs- und Laufbahnberatungen und Infotheken dieser Institutionen. Potenzialabklärungen

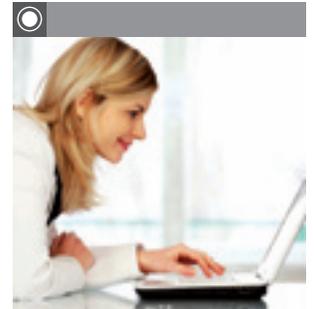
»Nur wir selber können uns der Frage stellen, was uns wirklich wichtig ist.

gen können bei der Orientierung helfen. Auch gibt es sehr spezialisierte Coachings für verschiedene Bereiche.

Eine Schnupperstunde in der entsprechenden Institution ist zu empfehlen. Das verhilft zu Kontakten mit Lehrenden und Lernenden. Mit Absolventen zu sprechen schafft Klarheit über allfällige falsche Vorstellungen. Auch ist es ratsam, verschiedene Kursanbieter nach erfolgten Beratungen vor Ort zu vergleichen. In einem nächsten Schritt lohnt es sich, mit Vorgesetzten zu sprechen. Manchmal genügt eine Veränderung innerhalb des Betriebs. Wenn eine Weiterbildung interessant scheint, dann gibt es auch für den Vorgesetzten gute Argumente, diesen Wunsch zu unterstützen. Wichtig ist für eine ernsthafte Auseinandersetzung die gute Vorbereitung aller wichtigen Punkte: Warum steht eine Veränderung an? Welchen Mehrwert für den Betrieb könnte man in einem anderen Umfeld oder in einer anderen Position schaffen? Weshalb lohnt es sich für den Vorgesetzten, eine allfällige Weiterbildung mit Zeit oder Geld zu unterstützen? Ein Einblick in verschiedene Weiterbildungsmöglichkeiten verschaffen die Links in der Smart Facts.

### + Smart Facts

[www.alice.ch/de/kurse-finden](http://www.alice.ch/de/kurse-finden)  
[www.swissuni.ch](http://www.swissuni.ch)



## Fernstudium

Auch ohne hundertprozentige Verfügbarkeit kann man zum Ziel gelangen: Ein Fernstudium kann verhindern, dass lebenslanges Lernen Wunschdenken bleibt. Dann zu studieren, wenn man Zeit und Musse hat, dort zu lernen, wo man sich am besten konzentrieren kann und unabhängig vom Tempo anderer zu sein? Alles Argumente für einen der vielen, weit ausgebauten Lehrgänge, die heute in flexiblen Modellen besucht werden. Dank Internet und ausgeklügelter Lehrmittel ist es heute in vielen Bereichen möglich, eine Weiterbildung von zu Hause aus zu absolvieren. Wer ein Fernstudium in Erwägung zieht sollte bedenken, dass diese meist länger dauern als Studiengänge mit geregelten Präsenzzeiten. Gerade berufsbegleitend oder mit Familie lohnt es sich, das Angebot der inzwischen zahlreichen anerkannten Schulen zu prüfen.

Anzeige

## Wissen. Können. Weiterkommen.

Flexibel und berufsbegleitend studieren

### Bachelor of Science:

- Betriebsökonomie
- Informatik
- Wirtschaftsinformatik
- Wirtschaftsingenieur
- Passerellen für HF-Abschlüsse

### Master of Science:

- Business Administration  
mit Vertiefung Innovation Management

### Weiterbildungsmaster:

- Executive MBA
- **NEU** MAS Business Law
- MAS Gesundheitsförderung
- MAS Informatik

**FFHS**

Fernfachhochschule Schweiz  
Zürich | Basel | Bern | Brig

Mitglied der SUPSI

Nr. 1 im Fernstudium  
2 Tage Präsenz pro Monat, Wahl zwischen 4 Standorten  
Anmeldung: Ende Mai 2012 für Studium

[www.ffhs.ch](http://www.ffhs.ch)

Tel.: +41 (0)27 922 39 00 oder +41 (0)44 842 15 50



Sprachreisen: Individualität liegt im Trend

## Lieber Fachfranzösisch als Jägerlatein

Warum auch in die Ferne schweifen? Dafür gibt es hervorragende Gründe. Zum Beispiel, um eine Fachsprache zu erlernen und sich nebenbei wertvolles Wissen für den beruflichen Alltag anzueignen und sein Netzwerk auszuweiten.

TEXT MELANIE KOLLBRUNNER

Wieder einmal ist es so weit: Im Büro klingelt das Telefon, es ist dieser amerikanische Geschäftspartner. Ein kurzer Überblick über ein aktuelles Projekt ist sein Wunsch. Wieder schummelt man sich durch, spätestens bei der Verschriftlichung hapert es aber gewaltig. Zurück ist er, der alte Vorsatz: Dieser zähe Abendkurs muss wieder her. Aber Vokabeln pauken am wohl verdienten Wochenende? Ohnehin ist es ja nicht die Sprache an sich, es ist vor allem der Fachwortschatz, der einen immer wieder leo.org und Konsorten als Retter in der Not heranziehen lässt.

### FACHSPRACHEN AUF INDIVIDUALREISEN LERNEN

Sprachreisen in den Ferien? Inmitten einer Traube von Deutschsprachigen lernt man ja doch nichts. Schon gar kein Fachvokabular. Alles korrekt, aber: Sprachreisen haben sich in den letzten Jahren verändert. Wer es nicht glaubt, der werfe einen Blick in die Unterlagen der Anbieter und staune. Individualität liegt voll im Trend. Möglich ist eigentlich alles. Französisch für Juristen, Englisch für Ingenieure, Rhetorik und Intonation, die Szenarien sind äusserst vielfältig. Vorbei die Zeiten, in denen man Business-Englisch mit Hinz und Kunz studiert hat. Immer spezifischer werden die Angebote: Sprachkurse in den Fachrichtungen Öl und Gas, Personalwesen, Aviatik für Fluglotsen, formelle Sprache für politische Präsentationen und so fort. Das Ganze über ein Workshop-Wochenende oder gleich für ein halbes Jahr und alles dazwischen.

» Die Angebote werden immer spezifischer: Sprachkurse in den Fachrichtungen Öl und Gas, Personalwesen, Aviatik für Fluglotsen und so fort.

Hoch im Kurs sind Aufenthalte direkt beim Lehrer daheim. Personen werden zusammengeführt, deren Interessen ähnlich sind. Da gibt es zum Beispiel den Englischlehrer mit seiner Frau aus den Immobilien, mit der man gerne diskutiert. Der Freundeskreis auf dem Golfplatz sorgt für den richtigen Ausgleich und kombiniert das Angenehme mit dem Nützlichen. Golf ist nicht jedermanns Wahl, deshalb wird eben individuell nach dem passenden Umfeld gesucht.

### INTERKULTURELLE KOMPETENZEN IM PASSENDE UMFELD ANEIGNEN

Wie wäre es mit einem Kurs in der Mini-gruppe, in der Führungskräfte mit gleichen Sprachkenntnissen aus aller Welt aus der gleichen Branche arbeiten? Gelernt werden interkulturelle, aber fachspezifische Aspekte. Oder lieber grad als Familie Sprachen lernen? Alle lernen auf ihrem Niveau und in den jeweiligen Interessensgebieten dazu. Unter Jura-Studenten aus aller Welt anhand praktischer Rollenspiele Fachgespräche üben, Vorlesungen von praktizierenden Juristen besuchen, Einblick in Anwaltskanzleien und Gerichtssäle erhalten – alles möglich. Zugenommen hat mit der zunehmenden Vernetzung auch der Bedarf an Kenntnissen von Werten in unterschiedlichen Kulturen. Auch hier kann in einem fachsprachlichen Kurs viel gelernt werden. Und zwar mit Gleichgesinnten und vor Ort. Es lohnt sich, nach Alternativen zum allgemeinen Abendkurs Umschau zu halten.

Anzeige

Höhere Fachschule Uster 

Betriebswirtschaft NDS-HF  
Marketing und Verkauf NDS-HF  
Neu Dipl. Techniker/in HF Erneuerbare Energie  
Neu ICT-Applikationsentwickler/in mit eidg. FA

[www.hfu.ch](http://www.hfu.ch) – 044 954 11 27

**akzent**  
sprachbildung weltweit



**Für jeden Beruf die passende Sprachbildung weltweit!**

Vereinbaren Sie noch heute einen unverbindlichen Termin und schnuppern Sie schon bald den Duft der weiten Welt bei Ihrer sprachlichen Weiterbildung.

akzent sprachbildung gmbh • [www.sprachbildung.ch](http://www.sprachbildung.ch)  
8001 Zürich • Fon 044 251 27 62  
8330 Pfäffikon ZH • Fon 044 390 11 78

Patrick Helfenberger 

Jackie Helfenberger 

# Die Krux mit dem Geld

Weiterbildungen kosten Zeit und Geld. Woher beides nehmen? Einige Eckdaten zur Finanzierung und Ansprechpartner, die es mit einzubeziehen lohnt.

TEXT MELANIE KOLLBRUNNER

Die Wahl ist getroffen, der Plan ist gefasst: Eine Weiterbildung soll zur nächsten Latte auf der Karriereleiter führen. Nur die Frage nach der Finanzierung ist noch nicht geklärt. Weiterbildungen sind schliesslich oftmals ein finanziell schwieriges Unterfangen. Zu den hohen Kurskosten kommt in den meisten Fällen hinzu, dass es den Lebensunterhalt mit einem reduzierten Arbeitspensum zu verdienen gilt oder gar keine Erwerbsarbeit mehr möglich ist für eine gewisse Zeit.

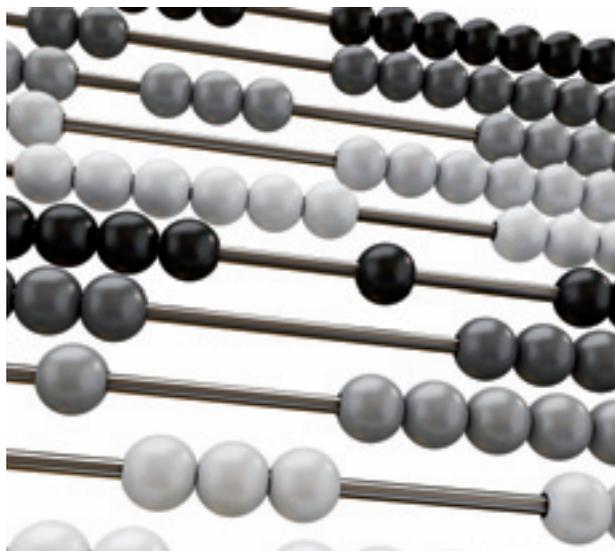
## DER ARBEITGEBER ALS FINANZIERUNGSQUELLE

Eine Tatsache vorweg: Der Arbeitgeber ist in der Schweiz nicht dazu verpflichtet, Weiterbildungen zu unterstützen. Gerade in kleineren Betrieben gestaltet sich die Situation schwierig, wenn Arbeitskräfte ausfallen und zudem finanzielle Unterstützung wünschen. Es lohnt sich auf jeden Fall trotzdem, in erster Linie das Gespräch mit dem Arbeitgeber zu suchen. Eine gute Vorbereitung

ist unerlässlich: Es gilt, sich alle Argumente zurechtzulegen, die dem Vorgesetzten die Kosten-Nutzen-Rechnung der geplanten Weiterbildung vor Augen führt. Es soll ersichtlich werden, inwiefern die Vergrößerung des Wissens dem Betrieb zugutekommt. Eine Aufstellung eigener Leistungen wie die investierte Freizeit und Gelder helfen, den Arbeitgeber von der eigenen Motivation für das anstehende Projekt zu überzeugen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie der Arbeitgeber seine Mitarbeiter unterstützen kann: Entweder er stellt ihnen eine finanzielle Beteiligung der

direkten Kurskosten in Aussicht, oder er geht indirekt vor, indem er beispielsweise variable Lohnanteile in die Finanzierung miteinbezieht. Eine andere wichtige Form von Unterstützung durch den Arbeitgeber ist Zeit, die er dem An-

»Es soll ersichtlich werden, inwiefern die Vergrößerung des Wissens dem Betrieb zugutekommt.



Eine Kosten-Nutzen-Rechnung hilft, den Arbeitgeber vom anstehenden Projekt zu überzeugen

gestellten zur Verfügung stellt. Häufig sind Mischformen aus Bildungsurlaub, Reduktion von Stellenprozenten und finanzieller Unterstützung.

Eine weitere Form von Finanzierung ist natürlich die private. Im eigenen Umfeld nach Darlehen oder nach Unterstützung zu suchen ist zwar gewiss nicht angenehm, aber eben der direkteste Weg zum Ziel. Abzuwägen ist allenfalls ein Kredit, wobei hier Vorsicht geboten ist bei der Realisierung der Rückzahlungsmöglichkeiten.

Eine weitere Möglichkeit betrifft die staatliche Unterstützung, etwa in Form von Bildungsgutscheinen oder Stipendien. Wenn auch kein Stipendium zugesprochen werden sollte, so sind die Stipendienstellen doch eine gute Anlaufstelle: Sie können auch Auskunft geben über weitere Möglichkeiten der Studienfinanzierung (Adressverzeichnis der Schweizer Stipendienstellen: [stipendien.educa.ch/de/adressen-stipendienstellen](http://stipendien.educa.ch/de/adressen-stipendienstellen)). So gibt es zum Beispiel privatrechtliche Stiftungen und Fonds, die es anzugehen lohnt (unter [edi.admin.ch/esv](http://edi.admin.ch/esv) ist das eidgenössische Stiftungsverzeichnis abrufbar). In manchen Fällen besteht bei der Wohngemeinde oder der besuchten Bildungsinstitution die Möglichkeit, um finanzielle Unterstützung anzufragen.



## 2 FRAGEN AN DR. URSULA RENOLD

### ■ Ein neues Gesetz ist in Planung. Welches Ziel verfolgt es?

Das geplante Weiterbildungsgesetz, das voraussichtlich 2013 im Parlament behandelt wird, befasst sich mit staatlich nicht geregelten Bildungsangeboten wie Kursen oder Seminaren. Es hat zum Ziel, das lebenslange Lernen zu stärken und die Qualität und Transparenz von Weiterbildungsangeboten zu fördern. Besonderes Augenmerk gilt der Anrechnung von Bildungsleistungen und der Förderung von Grundkompetenzen Erwachsener.

### ■ Wer kommt in der Schweiz für Weiterbildungen auf?

Weiterbildung erfolgt meist auf Eigeninitiative und ist marktwirtschaftlich organisiert. Daran soll sich auch in Zukunft nichts ändern. Über 40 Prozent der Weiterbildungsausgaben werden von den Teilnehmenden selbst aufgebracht. Die Arbeitgeber beteiligen sich zu ungefähr 30 Prozent, und ein grosser Teil der Arbeitgeber stellt dafür Zeit zur Verfügung.

Dr. Ursula Renold  
Direktorin BBT

Publireportage

Interview mit Frau K. Hartmann, Global Head Pharmacovigilance, Crucell Switzerland AG

## Fit für die Pharmaindustrie

**Frau Hartmann, Sie sind Pharmazeutin ETH und in der Pharmaindustrie tätig. Als Dozierende engagieren Sie sich im postgradualen Studiengang CAS «Pharmaceuticals – From Research to Market». Wie beurteilen Sie den Stellenwert dieses Studienganges?**

Dieser postgraduale Studiengang vermittelt gerade für Studienabgänger mit einem Abschluss in Naturwissenschaften oder in Pharmazeutischen Wissenschaften Kenntnisse und Expertise für eine Tätigkeit in der pharmazeutischen Industrie wie auch in einer Arzneimittelbehörde. Die verschiedenen in diesem Studiengang angebotenen Module können auch einzeln absolviert werden und ermöglichen dadurch ein massgeschneidertes Programm für Berufseinsteiger. Insbesondere finden

in diesem Lehrgang auch Projektmanagement, Marketing und Kommunikation ihren Platz. Dies sind Bereiche, die für Studienabgänger meist unbekannt, aber eine wichtige Grundlage sind, um «fit for life in industry» zu werden. Die ETH verpflichtet für diesen Lehrgang ausschliesslich ausgewiesene Referenten aus Industrie und Behörde, die ihr Wissen in den verschiedenen Fachbereichen daher praxisnah und aktuell zu vermitteln wissen.

### Mit welchem Ziel senden Sie Ihre Mitarbeitenden an den CAS Pharmaceuticals?

Dieser berufsbegleitende und praxisnahe Lehrgang gibt einen umfassenden Einblick in die verschiedenen Tätigkeitsfelder in der pharmazeutischen Industrie

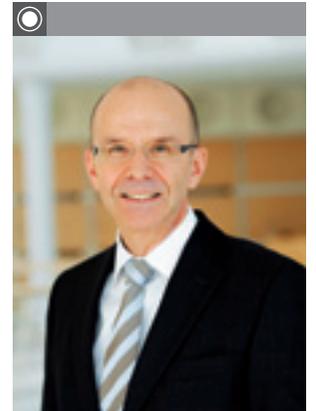
und vertieft das Verständnis der komplexen Zusammenhänge in der klinischen Entwicklung von Arzneimitteln. Für mich ist es wichtig, den Mitarbeitenden gerade in den ersten Berufsjahren gezielt Wissen über die Prozesse, die ein Arzneimittel von der Entwicklung bis zur Vermarktung durchläuft, zu geben. Die Pharmacovigilance (Arzneimittelsicherheit) begleitet ja das Medikament während des gesamten Produktlebenszyklus. Dieses Wissen kann im Studium noch nicht ausreichend für die Praxis abgedeckt werden.

### Wie tragen Sie als Referentin zum Inhalt des CAS Pharmaceuticals bei?

Während der letzten drei Lehrgänge

habe ich im Rahmen des «Regulatory Affairs» Moduls die wissenschaftlichen und die gesetzlichen Grundlagen der Arzneimittelsicherheit vermittelt. Dabei bin ich auf die Methoden und Aktivitäten wie auch auf das gesetzliche Rahmenwerk der Überwachung der Arzneimittelsicherheit nach der Markteinführung eingegangen. Im letzten Jahr bin ich im Modul «Clinical Development» auf die Methoden und Aktivitäten zum Erfassen der Sicherheitsdaten während der klinischen Entwicklung eingegangen unter Berücksichtigung der gesetzlichen Grundlagen.

Dipl. pharm. ETH Regula Furegati,  
Program Manager CAS «Pharmaceuticals – From Research to Market»



## 2 FRAGEN AN PROF. DR. LEO STAUB

■ Die Weiterbildung «Wirtschaftsrecht für Manager» an der Hochschule St. Gallen ist einzigartig. Weshalb haben Sie den Kurs lanciert?

Letztlich waren es Verwaltungsräte und Geschäftsleitungsmitglieder befreundeter Unternehmen, die mich auf ihr Bedürfnis angesprochen haben, etwas vom Recht zu verstehen. 2006 haben wir einen ersten Versuch mit einem Weiterbildungslehrgang gestartet – erfolgreich!

■ Welche wirtschaftlichen Entwicklungen haben dazu geführt, dass in Kaderpositionen interdisziplinäres Wissen an Relevanz gewinnt?

Unternehmensführung ist heute ein Zehnkampf! «Nur» ein guter Fachmann in den Kernaktivitäten des Unternehmens zu sein genügt nicht. Strategieentwicklung, Marketing, Organisationsentwicklung, Finanzwesen, Teamfähigkeit, ein Nachhaltigkeits- und Ethikbewusstsein sowie Basiskenntnisse im Umgang mit rechtlichen Risiken des Geschäfts gehören dazu.

Prof. Dr. Leo Staub, Direktor der Executive School of Management, Technology and Law, Hochschule St. Gallen

Wissen in vielen Bereichen ist gefragt

# Der Erbsenzähler muss längst nicht mehr nur Erbsen zählen

Man kann es sich fast nicht mehr leisten, sich nur in einem Bereich Wissen anzueignen. Die Arbeitswelt verändert sich derart schnell und verlangt Interdisziplinarität von allen.

TEXT MICHAEL JUD

In der heutigen Zeit finden überall Verschmelzungen statt, tagtäglich und zum Teil sogar so, dass es uns nicht auffällt, sondern einfach plötzlich so ist. Wie sich diese Vernetzung auf die Weiterbildung auswirkt, lässt sich anhand einiger Beispiele sehr gut erkennen.

## PFLEGE

Die Menschen werden immer älter und somit steigt der Bedarf an gut ausgebildetem Pflegepersonal. Um den hohen Ansprüchen gerecht zu werden, braucht es Personal, das Zusammenhänge erkennt und vernetzt denken kann. So legt die Berner Fachhochschule mit dem Studium zum Bachelor of Science in Pflege viel Wert darauf, dass Theorie- und Praxiskompetenz gleicher-

massen in die Ausbildung einfließen, denn die Pflege sei Beruf und wissenschaftliche Disziplin zugleich.

Eine Vernetzung findet insofern statt, da sich der Patient nicht nur pflegen lassen will, sondern auch das Bedürfnis nach Kommunikation und personalisierter Behandlung hat. Die Studierenden lernen pflegespezifisch als auch fachübergreifend zu denken und handeln, zielgerichtet und adressatengerecht zu kommunizieren und selbstständig oder in der Gruppe neue Methoden zur Problemlösung auszuarbeiten und anzuwenden. Durch den Einbezug von interdisziplinären Ressourcen und der Anwendung aktueller Erkenntnisse, können selbst komplexe Pflegesituationen gemeistert werden und das pflegerische Angebot kann stetig ausgebaut werden.

## INFORMATIK

Nicht nur zu Hause spielt die Informatik eine zentrale Rolle, sondern auch in der Wirtschaft – von der Abwicklung betrieblicher Abläufe bis hin zur Steuerung von

technischen Anlagen. Deswegen bietet zum Beispiel die Hochschule für Technik in Rapperswil (HSR) ein Bachelorstudiengang in Informatik an. Dies befähigt die Absolvierenden bei komplexen Projekten der Software-Entwicklung, dem Aufbau von Netzwerken sowie deren Pflege und allen

## »Pflege ist nicht das einzige Bedürfnis.

anderen Dienstleistungs- und Produktionsprozessen der Informatik mitzuarbeiten und Führungsaufgaben zu übernehmen. An der HSR wird im dritten Studienjahr in eine von vier fachlichen Richtungen vertieft, um das vorgängig angeeignete Wissen im entsprechenden Bereich einzusetzen und zu erweitern. Als fachliche Vertiefungen werden Kommunikation und Sprachen, Gesellschaft, Wirtschaft und Recht, Mathematik und Naturwissenschaften angeboten.

## MEDIEN

Die Zeitung wird längst nicht mehr nur in Papierform gelesen – das Lesen der Zeitungen auf Smartphones, Tablet-PCs und Notebooks wird immer häufiger. Es genügt nicht mehr einen Beitrag nur für einen einzigen Kanal zu produzieren. Medienkonvergenz ist gefragt und wird einem im Bachelorstudiengang in Multimedia Production an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur (HTW) vermittelt. Die Studierenden lernen folglich den Umgang mit Kameras und Mikrofonen, sind aber auch im Stande zielgruppenorientierte Texte zu verfassen, ganze Storyboards zu zeichnen oder Anwendungen zu programmieren. Die Hochschule verfügt über ein eigenes Radio- und Fernsehstudio, sowie über einen Produktionsraum wo die Absolvierenden eigene tagesaktuelle Beiträge erarbeiten, produzieren und publizieren. Nach dem dritten Semester wird in eine Richtung vertieft, man hat die Wahl zwischen Radio, TV, Event, Corporate Communications und Web.

Anzeige

## Weiter mit Bildung

Bachelor-, Masterstudiengänge und mehr ...

- MSc. FHO in Engineering (MSE)
- Software Engineering
- Energiesysteme<sup>NTB</sup>
- Optische Systemtechnik
- Mechatronik
- Mikro- und Nanotechnologie

■ ■ ■ **NTB**

■ ■ ■ **Interstaatliche Hochschule für Technik Buchs**

FHO Fachhochschule Ostschweiz

[www.ntb.ch](http://www.ntb.ch)



Zürcher Hochschule  
für Angewandte Wissenschaften

School of  
Engineering



### Neuer Wind für Ihre Karriere.

- MAS Wirtschaftsingenieurwesen (Start 13.04.2012)
- MAS Innovation Engineering (Start 14.04.2012)
- MAS/DAS Schweissttechnologie (Start 02.05.2012)
- MAS Patent- und Markenwesen (Start 11.05.2012)
- MAS Prozess- und Logistikmanagement (Start 25.05.2012)

Besuchen Sie einen unserer Infoabende:  
[www.engineering.zhaw.ch/weiterbildung](http://www.engineering.zhaw.ch/weiterbildung)

Zürcher Fachhochschule    Erfahren seit 1874



Institut für Kommunikation & Führung  
Institute of Communication & Leadership

## Wissen - Kommunikation - Leadership

Weiterbildung - Workshop - Training - Beratung - Coaching

ikf.ch

### Wissen - Neue Medien

- eGovernment
- eHealth
- eLearning
- Social Media \*
- Wissensmanagement \*

### Kommunikation

- Interkulturelle Wirtschaftskommunikation
- Transkulturelle Kommunikation \*
- Transkulturelle Mediation
- Transkulturelles Coaching
- Transkulturelle Trainingsmethoden

### Leadership - Management

- Change Management & Leadership
- Interkulturelles Projektmanagement & Teamführung \*
- Internationales & Interkulturelles Leadership \*
- Internationales Management \*
- Managementmethoden & -strategien \*
- Personal Leadership

\* auch im Online-Studium verfügbar!



KV Bildung

Ein Businessstudium,  
zwei Abschlüsse:

# NDS HF EMBA

- Betriebswirtschaft
- Business Psychologie
- Controlling
- Financial Consultant  
und Wealth Management
- Logistik
- Leadership
- Marketing- und  
Innovationsmanagement
- Nonprofit-Management
- Öffentliche Verwaltung
- Vertriebsmanagement
- Wirtschaftsrecht

#### Kontakt

[karin.liechti@wksbern.ch](mailto:karin.liechti@wksbern.ch)  
oder an T 031 380 39 58

In Zusammenarbeit mit der FFHS  
([www.ffhs.ch](http://www.ffhs.ch))

[www.wksbern.ch](http://www.wksbern.ch) > Weiterbildung

UNIVERSITÄT BASEL **ADVANCED** STUDIES

## ADVANCED STUDIES. DIE VIELFALT DER WEITERBILDUNG AN DER UNIVERSITÄT BASEL

MAS- und DAS-Studiengänge,  
CAS-Kurse in den Bereichen

BETRIEBSWIRTSCHAFT  
EUROPEAN INTEGRATION  
FINANZWIRTSCHAFT  
FOOD SAFETY  
GENDER STUDIES  
GESUNDHEITSWESEN  
INFORMATIK  
KONFLIKTBEWÄLTIGUNG  
KULTURMANAGEMENT  
MARKETING  
MEDIZIN  
NPO-MANAGEMENT  
PAPIERKONSERVIERUNG  
PFLEGEWISSENSCHAFT  
PHARMAZIE  
PHILOSOPHIE  
PHYSIOTHERAPIE  
PSYCHOLOGIE  
PSYCHOTHERAPIE  
PSYCHIATRIE  
RELIGIONSWISSENSCHAFT  
SEXUALMEDIZIN  
STADT- UND REGIONALMANAGEMENT  
THEOLOGIE  
TROPENMEDIZIN  
VERSICHERUNGSMEDIZIN  
VERWALTUNGSRECHT  
WATER SAFETY  
WEB PUBLISHING  
ZAHNMEDIZIN



Mehr unter [www.uniweiterbildung.ch](http://www.uniweiterbildung.ch)

# Mit der richtigen Strategie zum Erfolg

RailAway, der hierzulande führende Anbieter von Freizeitaktivitäten, gehört zu grossen Teilen den SBB. Je länger, desto mehr nabelt sich die agile Freizeit-Tochter von der Mutter ab, der Erfolg gibt diesem Prozess recht.

Text Cyril Schicker Foto Tanja Demarmels

Zu ihren engsten Partnern zählen etwa das Zentrum Paul Klee, Schweiz Tourismus, Schweizer Radio DRS, Reckitt Benckiser, Ticketcorner, Pilatusbahnen, Verkehrshaus der Schweiz, Montreux Jazz Festival, Good News Productions AG und Swiss Indoors. Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen, insgesamt sind es 700. RailAway ist Schweizer Marktführer von Freizeitausflügen im öffentlichen Verkehr mit Zusatzleistungen im Inland und nahen Ausland. Selbst mit der vor Kraft nur so strotzenden SBB als Mutter, ist die erlangte Führungsposition in solch kurzer Zeit nicht selbstverständlich. RailAway ist noch nicht lange den Kinderschuhen entwachsen, hat man doch mit dem Geschäftsjahr 2010 erst eben das zehnte Jubiläum gefeiert.

## FÜR DIE STRATEGIE INS BOOT GEHOLT

Grund zum Feiern hat das Unternehmen aber vielmehr aus betriebswirtschaftlicher Sicht. Dass die erfolgsbehaftete SBB-Tochter trotz anhaltender Wirtschaftslegie nicht in eine Depression stürzt, dafür sorgt auf der einen Seite das breit ausgeworfene Distributionsnetz von 450 (Bahnhofs-)Filibialen, auf der anderen Seite dürften eingangs erwähnte Partnerschaften und damit auch der Diversifikationseffekt zum Tragen kommen.

Dies reicht selbstredend kaum aus, um sich zum Marktführer zu wandeln. Die wohl wichtigste Komponente ist das Humankapital: Dreh- und Angelpunkt von RailAway sind die derzeit 62 Mitarbeitenden, allen voran Geschäftsführer René Kamer. Der Tourismusprofi dazu: «1999 wurden die SBB zur spezialrechtlichen AG. Mit der Umwandlung wuchs die Idee, einen Businessplan und ein neues Freizeitkonzept zu erstellen, um den sogenannten Modalsplit zu vollziehen.» Herr Kamer weiter: «Damit ist die Verlagerung vom Strassen zum Schienenverkehr im Freizeitmarkt gemeint. Vor dieser Zeit war man noch nicht so weit respektive es fehlten Strategien. Im Rahmen eines auf vier Monate befristeten Projekts wurde ich ins Boot geholt, um ein Businessmodell zu entwickeln. Ich schloss unter anderem das SKU Advanced Management Program (AMP) ab.» Kamer, nicht ohne Stolz,



René Kamer, Geschäftsführer RailAway

themenabschliessend: «Dieses AMP hat mir enorm viel gebracht und so konnte ich das Erlernte gleich in die Praxis umsetzen. Es scheint zu funktionieren und ja, darauf fusst schliesslich RailAway.» Dass sich der amtierende CEO in diesem Umfeld wohlfühlt, überrascht nicht, immerhin wurde er quasi auf Schienen geboren, waren doch bereits sein Vater und zwei von drei Brüdern in selbigen Gefilden tätig.

Vater hin, Brüder her, René Kamer ist ein verdeutlichendes Beispiel dafür, dass Bahnangestellte nicht mehr Synonym für Gemütlichkeit und pastellfarbene Kurzarmhemden sind. Der zweifache Familienvater widerspiegelt durchaus den umtriebigen und weltoffenen Unternehmer. Dieser lagert nicht einfach die Füsse hoch und lässt sich zuoberst hängende Weintrauben zu Munde führen. Nein, dieser kämpft gegen widrige Marktumstände, zieht daraus seine Lehren und profitiert natürlich umgekehrt auch von Marktgegebenheiten.

## «MIV» HEISST DER ÄRGSTE KONKURRENT

RailAway, aus SBB-Konzernsicht ein Nischenplayer, hat schon immer eine gute Ausgangslage gehabt und wird es weiterhin haben. Schliesslich aber gilt es auch hier, dem ärgsten Konkurrenten, dem Motorisierten Individualverkehr «MIV», das Wasser abzugraben. Von der sich stets stärker in unseren Köpfen manifestierenden Nachhaltigkeit, Öko-

logie gehört hier dazu, profitiert auch RailAway. Allerdings ist dies kein sakrosankter Erfolgsfakt.

Entsprechend muss das Haus RailAway eine ausgeklügelte Strategie beheimaten, sodass die Weichen zukunftsweisend gestellt werden können. Diese fusst etwa auf Agilität und Authentizität. RailAway verzichtet auf seichte Effekthascherei, besinnt sich auf die Kompetenzen und schafft dadurch den positiven (SBB-)Imagetransfer. Die SBB haben es überdies verstanden, RailAway die notwendige operative Autonomie zu gewährleisten. Organisationsstrukturen sind denn auch schlank, Entscheidungs- und Handlungswege demnach kurz.

## «ICH BIN WOHL EHER EIN DANKBARER TYP»

CEO Kamer schätzt diese relativ neue Situation, kaum verwunderlich, überaus. Er ist sich bewusst und hat es schon oft erlebt, dass es mit einer derart starken Mutter zu Zielkonflikten kommen kann. Doch wer stellt sich denn schon in einen solch mütterlichen Schatten und läuft dadurch Gefahr, sich in die Nesseln zu setzen? Wer ist dieser René Kamer genau? Wie ist sein Führungsstil und wie viel Führungspersönlichkeit wurde ihm mit auf den natürlichen Weg gegeben?

Fragen über Fragen – die der Benjamin von sechs Geschwistern locker-sympathisch zu beantworten weiss: «In erster Linie freue ich mich, in einem derart privi-

legierten Umfeld arbeiten zu können. Wir haben beispielsweise spannende sowie zukunftsreiche Partnerschaften und wir bewegen uns mit Freizeit in einem Wachstumsmarkt, der einerseits schweizlastig ist, andererseits viel mit Natur zu tun hat. Ich bin wohl eher ein dankbarer Typ, das heisst, ich muss nicht klotzen, tu lieber kleckern und schätze daher die uns offerierte Möglichkeit, das Geschäftsfeld Freizeit und Tourismus noch mehr weiterzuentwickeln. Stets versuche ich auch, meinen Mitarbeitern den Rücken zu stärken. Das Soziale ist mir wichtig.» Der 59-Jährige sieht ausserdem in sich den Wissensdurstigen, den Umsetzungsstarken: «Laufend bilde ich mich weiter. So etwa durch das bereits erwähnte SKU Advanced Management Program, das zehn Monate dauert. Der Anbieter SKU ist zwar nicht so bekannt, nichtsdestotrotz ist diese Weiterbildung etwas vom Besten, was mir bislang passiert ist.»

Kamer wirft Positives wie Negatives in die Waagschale: «Sicherlich, die Kosten belaufen sich auf einen tieferen fünfstelligen Frankenbetrag, und die Präsenzzeiten wie auch das Spannungsverhältnis Familie-Beruf-Weiterbildung sind nicht zu unterschätzen. Allerdings absolviert man ein Modul im Ausland, man genießt viele Referate weltmännischer Wirtschaftsexponenten und kann darüberhinaus sein Netzwerk weiterstricken. Der Austausch mit unterschiedlichen Persönlichkeiten, die aus jeweils völlig anderen Industrien kommen, ist einzigartig.» Kamer abschliessend: «Die Praxisnähe, die sich vor allem auch darin äussert, dass man im Programm die eigene Strategie erarbeitet statt Case Studies, habe ich ja bereits angedeutet.»

Wenn wir schon von Praxisnähe sprechen, können wir auch wieder zur Praxis zurückkehren. Welches nächste Husarenstück treibt uns künftig Freudentränen in die Augen? «Ein Primeur im Freizeitmarkt des öffentlichen Verkehrs wird der SBB-RailAway-Freizeit-Onlineshop sein. Im Sommer 2012 ist dieser marktreif. Der Kunde kann dann nicht nur SBB-Tickets online kaufen und bei Bedarf zu Hause ausdrucken, sondern auch gleich die RailAway-Zusatzleistung für sein Freizeitvergnügen.»



**WOHIN DAS SKU  
ADVANCED MANAGEMENT PROGRAM  
FÜHREN KANN**



Die Qualifikation  
für die Geschäftsleitung

Schweizer Kurse für Unternehmensführung  
[www.sku.ch](http://www.sku.ch)

# Faszination Macho

Seit Jahrzehnten nagt der Feminismus am Mann. Angeblich seien Frauen vor allem an einfühlsamen, «weiblichen» Männern interessert. Bitte mehr Ehrlichkeit, meine Damen! *Von Walter Hollstein*

Junge Frauen haben ein neues Problem entdeckt: den jungen Mann. In Deutschland beklagt sich die Schriftstellerin Nina Pauer, dass der junge Mann von heute «abseits» stünde und «fröstelt». «Verkopft, gehemmt, unsicher, nervös und ängstlich ist er, melancholisch und ratlos.» Er sei kein adäquater Partner mehr. Statt sich um Frauen zu bemühen, zu flirten und leidenschaftlich zu sein, beschäftige er sich narzisstisch mit sich selber. «Das eigene Leben reflektierend und ständig bemüht, sein Handeln und Fühlen sensibel wahrzunehmen, nach aussen zu kehren und zu optimieren.» *Der Spiegel* doppelt nach: «Ein neues Hassobjekt wird gerade an die Öffentlichkeit gezerrt. Das Hassobjekt ist der weinerliche Mann.»

Inzwischen ist die Klage in die Schweiz geschwappt. Bettina Weber hat sie im *Tages-Anzeiger* aufgenommen – unter lautem Protest vieler männlicher Leser; andere Tages- und Sonntagszeitungen sind gefolgt. Die Debatte ist historisch interessant, weil sie einen heftigen Wetterwechsel dokumentiert. In einer ersten Phase der neuen Frauenbewegung wurde der weiche Mann gefordert, der über sich reden kann, zu seinen Schwächen steht und vor allem in der Lage ist, seine Gefühle zu artikulieren. Dem traditionellen Mann wurden eine zwanghafte Fixierung auf seine Arbeit vorgeworfen, neurotisches Leistungsdenken, Härte und Pokerface.

Nun wird plötzlich der «neue Mann» verspottet und abgelehnt. Daraus entsteht für Männer eine klassische Double-Bind-Situation: zuerst soft, nun wieder hart. In den Frauenzeitschriften wurde über lange Zeit die «Verweiblichung des Mannes» gefordert. Kaum war das Signal in der Männerwelt partiell angekommen, jammerte die Frauenpresse, dass sich der Softie «schlaff gekuschelt» habe. Was ist nun richtig, was falsch? Das Problem stellt sich aber noch allgemeiner: Seit dem Feminismus der siebziger Jahre steht der Mann in der Kritik von Frauen. Unverblümt wie dauerhaft werden Forderungen an den Mann gestellt, neue Männerbilder entworfen und die Bedürfnisse der Frauen gegenüber dem Mann beschrieben.

Die Deutungshoheit über die Männlichkeit ist an die Frauen übergegangen. So erleben das die jungen Männer. Eine repräsentative Studie des Heidelberger Sinus-Instituts über zwanzigjährige Frauen und Männer konstatiert lakonisch: «Junge Männer heute befürchten, dass in Wahrheit die Frauen die wichtigen Entscheidungen fällen und sie, die Männer, gar nicht mehr brauchen.» Sie sehen sich als vernachlässigt, zurückgedrängt, nicht mehr ernst genommen.

«Die jungen Männer leiden in ihrer subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive: Die Frauen schreiben das Drehbuch.» Nun werden sich die Männer darüber nicht unbedingt beklagen dürfen; sie haben sich schliesslich auch nicht gegen solche Entwicklungen gewehrt.

## Je mehr Mann, desto mehr Frau

Was man hingegen von der Frauenseite verlangen könnte, wäre weniger Scheinheiligkeit, weniger Gelaber über den «neuen Mann» und stattdessen mehr Ehrlichkeit und Authentizität. Ausdrücklich belegen alle Untersuchungen über Partnererwartungen, dass Frauen an Männern Eigenschaften schätzen, die mit «soft» und «neu» und «nesthockerisch» überhaupt nichts gemein haben. Am erfolgreichsten bei Frauen ist noch immer jener Mann, der im Leben selber erfolgreich ist, der sich durchsetzt und exakt den traditionellen Bildern von Maskulinität entspricht: entschlossen, klar, durchsetzungsstark und konkurrenzbetont.

Redundant ist auch die Klage von Männern in Männergruppen, dass sie nach ihrer Veränderung, die ihre Frauen zunächst eingefordert hatten, dann unattraktiv für ihre Partnerinnen geworden sind.

In einer Repräsentativbefragung, die kürzlich im deutschsprachigen Raum durchgeführt

worden war, sprach sich eine grosse Mehrheit der Frauen für Männer mit markantem Gesicht und breiten Schultern aus – den kräftig-muskulösen Beschützertyp –, während die sogenannten metrosexuellen Tugenden von Weichheit, zarter Haut, Empfindsamkeit und Häuslichkeit nur ganz wenig Zustimmung fanden.

Die Frankfurter Sozialwissenschaftlerin Margrit Brückner – immerhin erklärte Feministin – notiert, dass die «Al Capones, Mick Jagers oder Humphrey Bogarts die Illusion männlicher Omnipotenz» repräsentieren, «an der die Frau an ihrer Seite teilhaben kann. Diese Faszination des Macho-Mannes beruht auf seiner Männlichkeit, die unserer Weiblichkeit als Antipode gegenübertritt. [. . .] Je mehr er zum Mann wird, desto mehr werden wir zur Frau.» Der «zuverlässige» Mann, der «Nicht-Macho», verletze zwar die Gefühle der Frauen nicht, aber er spreche sie eben auch nicht an. «Er ruft nicht die Qual, aber auch nicht die Aufregung hervor. Er erfüllt unsere alltäglichen Bedürfnisse, aber nicht unsere Träume.» Das widerspiegelt nicht gerade die Ideologie der Gleichstellungsbüros; aber es ist wenigstens ehrlich.

**Walter Hollstein**, ehemaliger Professor für Soziologie und Buchautor («Was vom Manne übrig blieb»), ist Gutachter des Europarates für Männer- und Geschlechterfragen.



*Durchsetzungsstark, konkurrenzbetont: Mann.*

# Unsere tägliche Angst gib uns heute

Radioaktivität, BSE, Acrylamid, Vogelgrippe, Pestizide: Fast im Wochentakt lösen Medienberichte neue Ängste vor Gefahren aus, die, nüchtern betrachtet, minim sind. Ein deutscher Statistikprofessor deckt die Tricks auf, mit denen Massenhysterien erzeugt werden. *Von Alex Reichmuth*



*Medial geschürte Panik: vorsorgliche Keulung nach Ausbruch der Vogelgrippe, 2007.*

1865 führte England den «Red Flag Act» ein, eines der kuriosesten Gesetze der Menschheitsgeschichte. Damals rollten die ersten dampfgetriebenen Autos durch die Strassen. Das Gesetz schrieb vor, dass solche Fahrzeuge mit höchstens vier Meilen pro Stunde fahren durften, innerorts gar nur mit zwei Meilen. Zudem musste jedem Fahrzeug ein Fussgänger mit einer roten Flagge vorangehen, um Passanten zu warnen. Grund für die rigiden Vorschriften waren Ängste in der Bevölkerung, die Automobile könnten ausser Kontrolle geraten und alles niederwalzen. Das Gesetz galt bis 1896 und bremste die Entwicklung der Automobilindustrie Englands entscheidend. Der deutsche Statistikprofessor Walter Krämer führt den «Red Flag Act» in seinem Buch «Die Angst der Woche» als Beispiel an, wie übertriebene Ängste zu unsinnigen Regulierungen führen können.

Heute versetzen weniger neuartige Fahrzeuge die Bevölkerung in Angst und Schrecken, sondern Rückstände in Nahrungsmitteln und Schadstoffspuren im Trinkwasser. Dank immer besseren Messgeräten kann man im Analyselabor immer geringfügigere Mengen unerwünschter Stoffe in Essen und Trinken nachweisen. Waren es früher Tausendstelgramm einer potenziell krebserregenden Substanz, die die Zeiger der Analysegeräte

ausschlagen liessen, genügen heute Millionstel- oder gar Billionstelgramm. Ob Pestizide, Dioxine oder Schwermetalle: Nachrichten, es sei wieder irgendwo ein problematischer Stoff gefunden worden, egal, wie minim er in der Konzentration ist, lösen regelmässig mediale Empörungswellen aus.

## 500 000 Nanogramm eines Stoffes machen mehr Eindruck als 500 Mikrogramm.

Über verzerrte Risikowahrnehmung aufzuklären, ist seit langem das Anliegen von Buchautor Krämer, der an der Technischen Universität Dortmund lehrt. Seit Jahren sammelt er dort an einem Schwarzen Brett Meldungen, die vor Gefahren und Risiken aller Art warnen. Da steht etwa, dass sich eine aggressive Ameisenart in Europa ausbreite, Alzheimer durch Gänseleberpastete übertragen werden könnte, in Babybrei Benzol nachweisbar sei, viele Schreibtischstühle nicht sicher seien, Duschgels krebserregende Stoffe enthielten, Mittelohrentzündungen durch Luftschadstoffe begünstigt würden oder in Scheibenwischanlagen gefährliche Bakterien lauerten.

Während Walter Krämer sich bislang darauf beschränkte, mit sachlichen Argumenten zu

belegen, wie vernachlässigbar die meisten solcher Gefahren sind, geht er in seinem neuen Buch den Ursachen irrationaler Ängste nach und identifiziert die «wichtigsten Zutaten» zu deren Erzeugung. Dazu zählt, den Konjunktiv fleissig zu benützen. Ein bestimmter Stoff könnte gefährlich sein, er hätte möglicherweise schlimme Folgen, wenn in grossen Mengen eingenommen – auch wenn noch nie jemand zu Schaden gekommen ist. Weiter gilt es, den Nachweis von Schadstoffen als Indiz von Gefahr zu deuten, ohne darauf einzugehen, in welcher Menge der Stoff vorhanden ist. Sollte doch eine Dosis angegeben werden, empfiehlt es sich, diese mit einer möglichst grossen Zahl auszudrücken. 500 000 Nanogramm eines Stoffes machen mehr Eindruck als 500 Mikrogramm, 0,5 Milligramm oder gar nur 0,0005 Gramm – obwohl alle Angaben dasselbe ausdrücken.

Eine weitere Panikregel lautet: Erwähne das relative Risiko, nicht das absolute. 1995 zum Beispiel traf in England die Meldung ein, wonach Antibabypillen der dritten Generation das Thromboserisiko um hundert Prozent erhöhten. Absolut gesehen, war das Risiko zwar noch immer gering: Von 20 000 Frauen, die Pillen der dritten Generation einnahmen, erlitten nur sechs eine Thrombose – während es bei solchen der zweiten Generation noch drei von 20 000 waren. Doch das war nicht zu lesen. Viele Frauen setzten die neuen Pillen sofort ab. Im folgenden Jahr gab es in England 26 000 zusätzliche ungewollte Schwangerschaften. Rund 14 000 Babys wurden abgetrieben.

## Der Herdentrieb verstärkt die Panik

Krämer sieht im Herdentrieb einen weiteren Panikverstärker. Wenn der Partner, die Nachbarin und der Arbeitskollege sich alle vor einem bestimmten Schadstoff fürchten, bekommt man auch Angst – ohne selber überprüft zu haben, wie gross die Gefahr ist. Was in der Steinzeit noch sinnvoll war – wegrennen, wenn alle anderen wegrennen –, erweist sich in der modernen Welt als einer der Gründe, warum medial geschürten Vergiftungsängsten mit rationalen Argumenten so schwer beizukommen ist.

Man kann einwenden, Vorsicht im Umgang mit potenziell gefährlichen Stoffen oder möglicherweise schädlichen Strahlen könne doch kaum schlecht sein. Lieber ein zu strenger als ein zu lascher Grenzwert, lieber ein Verbot zu viel als eines zu wenig – um auf jeden Fall auf

der sicheren Seite zu sein. Statistiker Krämer zeigt anhand vieler Beispiele, dass der ausufernde Gebrauch des Vorsorgeprinzips oft Folgen hat, die weit schädlicher als die ursprüngliche Gefahr sind. Chlor beispielsweise ist eine der wirksamsten Waffen im weltweiten Kampf gegen diverse Infektionskrankheiten wie Cholera. Die peruanische Regierung aber lehnte es Anfang der 1990er Jahre ab, das Trinkwasser mit Chlor zu desinfizieren, weil sie von Studien zur potenziell krebserzeugenden Wirkung von Chlor gehört hatte. Eine massive Cholera-Epidemie kostete dann etwa 7000 Peruanern das Leben.

### Tödliche Asbestsanierungen

Ein anderes Beispiel sind Asbestsanierungen. Wie die Wissenschaftszeitschrift *Science* errechnete, stirbt in den USA jährlich höchstens ein Mensch von zehn Millionen wegen erhöhter Asbestbelastung in den Schulen. Dagegen kommen von zehn Millionen Schülern jährlich über 300 durch Verkehrsunfälle ums Leben. *Science* wies nach, dass Schüler, die wegen Asbestsanierungen schulfrei bekamen, von mehr Verkehrsunfällen betroffen waren, weil sie sich vermehrt auf den Strassen statt im Schulzimmer aufhielten. Letztlich waren darum mehr Todesfälle zu beklagen, als durch Asbest selbst im schlimmsten Fall zu befürchten gewesen wären. Auch die Beipackzettel der Medikamente schaden vermutlich mehr, als sie nützen. Weil die Patienten nicht einschätzen können, wie unwahrscheinlich die meisten der angeführten Nebenwirkungen sind, verzichten viele von ihnen auf die entsprechenden Medikamente. Dadurch schaden sie ihrer Gesundheit aber um das Hundert- oder Tausendfache stärker, als wenn sie das Risiko von Nebenwirkungen eingegangen wären.

Es sei absurd, schreibt Walter Krämer, dass angesichts immer hochwertigerer Nahrung, immer besserer Luft und immer höherer Lebenserwartung die Vergiftungs- und Verseuchungsängste in der Bevölkerung ständig zunehmen. Als mitschuldig daran bezeichnet er das weitverbreitete «Innumeratentum» – also die Unfähigkeit, Zahlen und Grössen richtig einzuordnen. Dank dieser Schwäche hätten «Panikmacher» unter Umweltaktivisten, Konsumentenschützern, Politikern, Ärzten und Pharmafirmen freie Hand, nach Belieben Verunsicherung zu erzeugen, die ihren Zielen diene. Die Folge sei eine immer weitergehende Überregulierung aller möglichen Lebensbereiche, was zu immensen Kosten und zu technologischem Stillstand führe. «Ein riesiges frei schwebendes Angst-, Protest- und Verweigerungspotenzial steht wie die Klospülung all denen zur Verfügung, die neue Ideen schon bei der Geburt ertränken wollen», lautet das bittere Fazit Krämers.

Walter Krämer: Die Angst der Woche. Piper, 2011

## Risiko

### «Die menschlichen Gene sind schuld»

Aufklärung versage bei irrationalen Gesundheitsängsten, sagt Buchautor Walter Krämer. Das liege an unserer Herkunft.



«Die Panikmacher haben Macht»: Krämer.

Walter Krämer, Sie ärgern sich darüber, wie die Medien mit den Themen Risiko und Unsicherheit umgehen. Sind Journalisten schuld an der verzerrten Wahrnehmung von Risiken?

Zu einem grossen Teil, ja. Bei euch in der Schweiz ist es aber besser. Da schreiben die Medien vergleichsweise gemässigt.

Ach ja? Auch bei uns sind Warnungen vor Giftstoffen und Krebserregern in den Medien allgegenwärtig.

Aber immerhin gibt es in der Schweiz einige Medien, die nüchtern berichten.

In Deutschland haben die Panikmacher viel mehr Einfluss und Macht.

Warum sind die Deutschen so anfällig für Panik und Hysterie?

Der Schweizer Psychiater Carl Gustav Jung vermutete, dass die Deutschen ein kollektives Unterbewusstsein besässen, das noch immer vom Dreissigjährigen Krieg im 17. Jahrhundert geprägt sei. Damals kam ein Drittel der Bevölkerung gewaltsam ums Leben. Seither hätten die Bewohner Deutschlands ständig Angst, ihnen stürze der Himmel auf den Kopf. Überzeugender finde ich die Deutung des norwegischen Soziologen und Friedensforschers Johan Galtung. Er sagt, der teutonische Problemlösungsstil unterschei-

de sich wesentlich vom angelsächsischen. Wenn ein Angelsachse erkenne, dass ein Lösungsansatz nicht funktioniert, suche er nach einem anderen. Der Deutsche hingegen halte an einem Lösungsansatz fest, den er einmal als richtig erachtet habe, und verteidige diesen mit Zähnen und Klauen. Wenn also ein deutscher Zeitungsschreiber zum Schluss kommt, die Kernkraft sei die Wurzel allen Übels, wird er sich durch keine Argumente und Beweise davon abbringen lassen.

Also liegt es an der Mentalität der Deutschen?

Genau. Der grosse Schuldige hier ist übrigens Johann Wolfgang von Goethe, der stolz darauf war, von Mathematik nichts zu verstehen. Er wandte sich gegen das Analysieren und Zergliedern und plädierte für einen ganzheitlichen Ansatz. Damit hat er dem deutschen Bildungsbürger eingepflegt, einer Sache auf keinen Fall auf den Grund zu gehen.

Sie schreiben in Ihrem Buch, rationales Argumentieren genüge nicht, um gegen Hysterien anzukämpfen. Was hilft denn?

Man muss sich die Frage stellen, warum die Menschen andauernd in Panik geraten wegen vernachlässigbarer Gefahren. Antworten darauf habe ich insbesondere im Buch «Der nackte Affe» von Desmond Morris gefunden. Morris führt unser heutiges Verhalten auf unsere Gene und unsere Herkunft aus dem Urwald zurück. Vor einer Million Jahren war eine vorsichtige, ängstliche Haltung überlebenswichtig. Heute aber führt sie zu unsinnigen Massenpaniken.

Man bekommt in Ihrem Buch den Eindruck, die Auseinandersetzung mit übertriebenen Ängsten sei Ihnen irgendwie lästig.

Es ist ja auch frustrierend, wenn man ohne Erfolg schreibt und schreibt. Einen eingefleischten Grünen werde ich nie überzeugen können, dass die von ihm verbreiteten Angstszenerien unsinnig sind. Trotzdem hoffe ich darauf, diejenigen Leute zu erreichen, die für vernünftige Argumente empfänglich sind.

Walter Krämer ist Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik an der Technischen Universität Dortmund. Die Fragen stellte Alex Reichmuth.

# Spiel mit der Dekadenz

Christian Kracht ist der umstrittenste Schweizer Schriftsteller. Mal wird er als arroganter Pop-Literat, mal als «Türsteher rechten Gedankenguts» denunziert. Dass er sich zu den jüngsten Anwürfen ausschweigt, nehmen ihm die Medien übel. Dabei sprechen seine Bücher für sich. Von Hubert Spiegel

Die Irritationen begannen schon mit dem ersten Buch. Sie haben bis heute nicht aufgehört. Und niemand vermag genau zu sagen, wie sehr Christian Kracht unter diesen Irritationen und Missverständnissen leidet, ob er sich womöglich längst damit abgefunden hat und warum er nie übermässig grosse Anstrengungen unternahm, sie auszuräumen. Kracht wird geschmäht und angefeindet, angefangen bei seiner Zeit als Redaktor des Zeitgeist-Magazins *Tempo* bis hin zum jüngst vom *Spiegel* erhobenen Vorwurf, er sei ein «Türsteher rechten Gedankenguts». Vor allem aber wird er gefeiert. Vielen gilt der Schweizer mittlerweile als einer der wichtigsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Generation, und mancher Kritiker preist «Imperium» als Meisterwerk und besten deutschsprachigen Roman dieses Frühjahrs. Erst vor kurzem erklärte der Schriftsteller Thomas Hettche, er halte «Faserland», Krachts Debüt aus dem Jahr 1995, für das bedeutendste Buch der gesamten neunziger Jahre. Der Roman habe nur einen einzigen Fehler: dass er, Hettche, bei seiner ersten Lektüre vor siebzehn Jahren nicht sofort gemerkt habe, wie grossartig «Faserland» sei.

Hettche steht mit dieser Art zeitlich verzögerter Wertschätzung keineswegs allein da. Krachts Bücher werden schnell gelesen und langsam verstanden. Das mag daran liegen, dass sie einer raschen, oberflächlichen Lektüre keine allzu grossen Widerstände entgegenzusetzen. So liest es sich leicht über manche Untiefe hinweg, die sich erst dem zweiten Blick offenbart. Kracht ist kein realistischer Erzähler. Seine Bücher ähneln den Produkten der modernen Lebensmittelindustrie: vollkommen künstlich und mühelos zu konsumieren, ohne dass man auch nur im Geringsten ahnte, woraus sie zusammengesetzt sind. Aber für Literatur herrscht nun einmal keine Kennzeichnungspflicht. Dennoch: Es wird nichts verschwiegen, alles ist nachzulesen. Schwarz auf weiss oder zwischen den Zeilen. Dort ist die Lektüre naturgemäss am schwierigsten.

## Meint er das ernst?

Vier Romane hat Kracht bislang geschrieben, die ersten drei bilden eine Trilogie, «Imperium», der soeben erschienene vierte Roman, hat sofort eine Diskussion über die Grenzen der Literaturkritik ausgelöst. Alle vier Bücher haben zwei Dinge gemein. Zum einen lassen sie sich ideologisch nicht verorten. Zum anderen sind sie die ideale Lektüre für Spuren-



Ein Autor, der sein Geheimnis nicht leicht preisgibt: Christian Kracht.

sucher. Kracht hat die meisten Etiketten, die ihm im Laufe der Jahre anhafteten, selbst entworfen oder zumindest fleissig an ihnen mitgebastelt: der Pop-Literat, der Schnösel aus reichem Elternhaus, der aus Ennui und Überdross als zynisch-dekadenter Globetrotter durch die Welt reiste, seine Verachtung für die konturlose Durchschnittsexistenz in ihrer zunehmend enger werdenden Mittelstandsuniform offen zur Schau trug und auch schon mal Sympathie für das Regime Nordkoreas. Alles nur Pose und Provokation? Bis heute bleibt die Frage, in welchem Masse Kracht womöglich mit seinen Figuren und deren Äusserungen identisch sei, ungeklärt. Selbst in seinen seltenen Interviews lässt sich oft nicht entscheiden, wann Kracht es ernst meint, mit dem, was er sagt, wann er provozieren will oder sich in Wolken aus Ironie hüllt.

Was sollte man auch davon halten, als Kracht vor vier Jahren erklärte, er spiele mit dem Gedanken, in Argentinien in die Politik zu gehen, als Neo-Peronist, um die Falklandinseln zu befreien? Und wie ernst ist es diesem Schriftsteller mit der morbiden Faszination, die von Terror, Gewalt und Umsturz ausgeht? Ende der neunziger Jahre gab Kracht die Anthologie «Mesopotamia» heraus. Zu den «ernsten Geschichten am Ende des Jahrtausends», die der Untertitel ankündigte, steuerte er selbst eine Erzählung mit dem Titel «Der Gesang des Zauberers» bei, in der ein Drogenkurier die Giftampullen in seinem Gepäck verführerisch singen hört: «Sprühe! Sprühe! Sarin, stolzes Sarin.» Das im Zweiten Weltkrieg in Deutschland entwickelte Nervengift war nur wenige Jahre zuvor bei dem Anschlag der extremistischen Aum-Sekte auf die Tokioter U-Bahn verwendet worden.

### Erleuchtung und Erlösung

Krachts Bücher sind Literatur, die aus Literatur gemacht ist, die aus literarischen Anspielungen, Zitaten, Travestien und Parodien besteht. Ein ironisches Vexierspiel, das sein Geheimnis nicht leicht preisgibt. Denn die Bezüge sind vielfältig und verweisen in die unterschiedlichsten Richtungen. Wer in dem in vielen literarischen Farbtönen schillernden Abenteuerroman «Imperium» bemerkt, dass Thomas Mann, Hermann Hesse und Franz Kafka kleine Auftritte haben, muss nicht zwangsläufig auch erkennen, dass Kracht ebenso der Comic-Grösse Hugo Pratt und dessen gezeichnetem Epos «Die Südseeballade» huldigt. Krachts Hauptfigur allerdings hat tatsächlich gelebt: August Engelhardt, der Begründer des «Sonnenordens», erfand kurz nach 1900 in der damaligen Kolonie Deutsch-Neuguinea die Heilslehre vom Kokovorismus, die Erleuchtung und Erlösung durch den ausschliesslichen Genuss der als göttlich verehrten Kokosnuss versprach. Mehr als dreissig Anhänger konnte Engelhardt jedoch nie auf

seiner Inselplantage versammeln, bevor er 1919 an den Folgen seiner jahrelangen Mangelernährung starb.

Engelhardt war ein Lebensreformer und ein früher Aussteiger aus Deutschland, dessen Schicksal das in Deutschland kaum bekannte und noch weniger diskutierte Kapitel der Kolonien des deutschen Kaiserreichs in Erinnerung ruft. Christian Kracht hingegen ist Schweizer, geboren 1967 in Saanen im Berner Oberland. Sein Vater war Generalbevollmächtigter des Berliner Verlegers Axel Springer, der mit dem Boulevardblatt *Bild* ein Medienimperium begründete. Kracht wuchs in der Schweiz, den USA, in Kanada und Südfrankreich auf, besuchte mehrere Internate und betätigte sich nach seinem Collegeabschluss zunächst als *Tempo*-Redaktor, bevor er für den *Spiegel* als Indien-Korrespondent arbeitete. Danach wechselte er häufig die Wohnorte: Bangkok, Kathmandu, San Francisco, Buenos Aires. Heute lebt er mit seiner Frau, der Filmemacherin Frauke Finsterwalder, und einer kleinen Tochter in Florenz.

### Die Schweiz als kommunistisches Reich

«Faserland», sein erster Roman, erzählt von einer Reise, die den Ich-Erzähler, einen Internatszögling aus reichem Hause, von Sylt bis an den Bodensee führte. So beschreibt es zumin-

### Schwarz auf weiss oder zwischen den Zeilen. Dort ist die Lektüre naturgemäss am schwierigsten.

dest der Klappentext des Romans, und so war es auch in vielen Rezensionen zu lesen. Tatsächlich aber endet das Buch nicht in Deutschland, sondern in der Schweiz, und der See, auf dem wir den Erzähler auf der letzten Seite des Buches in einem kleinen Ruderboot sitzen sehen, als ginge es nun über den Styx, ist nicht der Bodensee, sondern der Zürichsee.

Erscheint die Schweiz in «Faserland» noch klischeehaft als ein besseres Deutschland, ein Deutschland nämlich ohne Weltkriege und Nationalsozialismus, so mutiert sie in Krachts drittem Roman zum kommunistischen Grossreich, das sich der Angriffe deutscher Zeppeline zu erwehren hat. «Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten», erschienen 2008, ist ein spätes, verzerrtes Echo des Genres der Kriegsliteratur, eine Dystopie vom Untergang der Zivilisation in einem nicht endenden Krieg und ein Ableger der «alternate history», die sich die Geschichte anders denkt, als sie in Wirklichkeit verlaufen ist. Bei Kracht ist Lenin nämlich nie in den verplombten Zug gestiegen, sondern blieb in Zürich, um die «SSR» zu gründen, die «Schweizerische Sowjetrepublik», die sich in einer Art permanentem Weltkrieg befindet. Der Held des Romans ist ein schwarzafrikanischer Eidgenosse, ein Offizier

aus den Schweizer Kolonien in Afrika, der im Réduit eine Verschwörung aufdecken soll.

Auch der Roman «1979», erschienen kurz nach den Anschlägen auf die Zwillingstürme des World Trade Centers, erzählt eine eher krude Geschichte, die mit dem romantischen Exotismus der Reiseliteratur des zwanzigsten Jahrhunderts abrechnet. Sie handelt von zwei jungen Männern, die inmitten der dekadenten Oberschicht Teherans von der Revolution des Ajatollah Chomeini überrascht werden. Der eine wird krank und stirbt, der andere reist nach Tibet, um dort seine Seele zu reinigen und Busse zu tun, wird aber von chinesischen Soldaten aufgegriffen und zum sowjetischen Spion erklärt. Erst in einem chinesischen Arbeits- und Umerziehungslager kommt der junge Globetrotter zu sich selbst: im Zustand tiefster Erniedrigung, in der völligen Auslöschung seiner Identität. Am Ende ist er ein Niemand ohne Vergangenheit oder Zukunft, der keinen Wunsch mehr kennt ausser dem, ein «guter Gefangener» zu sein.

Krachts Bücher rufen bei manchem Leser einen Abwehrreflex hervor. Wie alle Abkömmlinge der *décadents* der Jahrhundertwende spielt er mit Schock- und Ekeffekten. Wenn in «Imperium» eine Figur zwischen zwei Schiffsrümpfen zerquetscht wird oder Kracht beschreibt, wie Sektengründer Engelhardt sich eine Leprainfektion zuzieht, weil er fremden Wundschorf für den eigenen hält und gewohnheitsmässig in den Mund steckt, stöhnt das Lesungspublikum auf. Im persönlichen Umgang hingegen ist er freundlich, zurückhaltend, ausnehmend höflich und ein wenig schüchtern – die wilden Jahre sind vorüber. Ein schmaler, knabenhaft wirkender Mann Mitte vierzig, der die Öffentlichkeit meidet, kaum Interviews gibt, aber mit jedem Buch zuverlässig von sich reden macht. Ein literarischer Ästhetizist, der in seinen Büchern die ideologische und metaphysische Leere unserer Zeit bis zu jenem Extrempunkt erkundet, an dem sie in Terror, Gewalt und Totalitarismus münden kann. Christian Kracht hat sich zu dem abstrusen Versuch eines *Spiegel*-Journalisten, ihn mit rassistischem und antisemitischem Gedankengut in Verbindung zu bringen, öffentlich mit keiner Silbe geäussert. Auch dafür ist er in einigen Medien kritisiert worden, als habe er mit dem publizistischen Denunziationsversuch eine offizielle Vorladung erhalten und sei nun verpflichtet, öffentlich Rede und Antwort zu stehen. Es ist seltsam, aber dass ein Künstler, der seiner Bücher wegen angegriffen wird, seine Bücher für sich sprechen lassen will, ist offenbar nicht für jeden nachvollziehbar.

**Christian Kracht:** Imperium. Kiepenheuer & Witsch. 256 S., Fr. 27.90

**Hubert Spiegel** ist Redaktor im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

# Intelligenz ist erblich

Die Wissenschaft zeigt, dass der IQ zu einem hohen Anteil vererbt wird. Ob der Bildungsrückstand muslimischstämmiger Kinder mit den Genen erklärt werden kann, bleibt eine offene Frage. Der kulturelle Hintergrund scheint jedenfalls nicht die Ursache zu sein.

Von Dieter E. Zimmer und Bianca Litscher (Illustration)



*Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm:* Die genetische Mitgift des IQs ist fast so hoch wie die der Körpergröße.

Ob Intelligenzunterschiede erblich sind, war eine grosse Streitfrage in Amerika und Grossbritannien, weniger in Kontinentaleuropa, wo man sie weitgehend zu ignorieren verstand. Die Kontroverse schwelt bis heute – was kein Wunder ist, denn von der Beantwortung der Frage hängen viele liebgewordene Illusionen ab. Wissenschaftlich aber ist sie eigentlich erledigt – spätestens seit 1996 eine Expertenkommission des nordamerikanischen Fachverbands für Psychologie (APA) das Chaos sichtete, das ein Vierteljahrhundert scharfer, teils giftigster Kontroversen hinterlassen hatte.

Fachlich durfte die Frage danach als beantwortet gelten: Ja, die gemessene Intelligenz, der Intelligenzquotient, ist keine törichte und unnütze Ausgeburt herzloser und reaktionärer Technokraten, und der IQ ist in der Tat erblich: bei Erwachsenen zu 65 bis 85 Prozent. Bei

Kindern unter zehn Jahren ist der Anteil der Erblichkeit halb so hoch. Das bedeutet, dass die gemessenen Intelligenzunterschiede je nach Alter zu 35 bis 85 Prozent erblich sind, also auf die unterschiedliche genetische Mitgift der Einzelnen zurückgehen. Damit ist die Erblichkeit des IQ fast so hoch wie die der Körpergröße. Seitdem ist nichts zutage gekommen, was den Schluss jener Expertenkommission wieder in Frage gestellt hätte.

## Sarrazin – Fall für den Verfassungsschutz?

Aber dann kam das Buch von Thilo Sarrazin, kam die bis heute nachhallende mediale Empörung darüber, kam das Parteiausschlussverfahren der SPD, und wieder ging alles so durcheinander wie vor Jahrzehnten. Sarrazin hatte getan, was ein Politiker darf, ein Wissenschaftler aber besser nicht tut: Er hatte «spe-

kuliert», nämlich halbherzig und undeutlich zu verstehen gegeben, der manifeste Bildungsrückstand vieler türkischer und anderer muslimischer Immigrantenkinder könnte zwar auch genetische Gründe haben, erkläre sich aber wohl in erster Linie aus deren religiös-kulturellem Hintergrund. Die SPD, um einen guten Grund für den Parteiausschluss verlegen, fand einen schlechteren. Offenbar hatte sie den wissenschaftlichen Stand der Dinge völlig verschlafen (und die mitteleuropäischen Medien hatten diesen Schlaf auch nie ernstlich gestört). Über Nacht schuf sie sich einen unverrückbaren Glaubenssatz: «Das Leben ist offen, die Charaktereigenschaften eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen sind nicht durch ein bestimmtes Erbgut vorgezeichnet.» Wer anderes behauptete, verstosse gegen elementare Wertvorstellungen der

Sozialdemokratie. «Ich glaube übrigens, auch gegen elementare Wertvorstellungen unserer Verfassung», setzte der Parteivorsitzende hinzu. Ist Sarrazin – und mit ihm alle, die das Leben keineswegs für unbegrenzt «offen» halten – ein Fall für den Verfassungsschutz?

### Türkenkinder im Rückstand

Das heftigste Reizwort jener Nichtdebatte war das von Sarrazin vor laufender Fernsehkamera spontan vorgebrachte «jüdische Gen». Er meinte: Es gebe ein spezielles jüdisches Gen für höhere Intelligenz. Das war fahrlässig. Ein solches Gen existiert nicht. Erstens ist Intelligenz niemals die Sache eines einzelnen Gens. Zweitens ist der Durchschnitts-IQ in Israel mit 95 Punkten dem südeuropäischen Durchschnitt nahe. Doch auch dies ist richtig: Der italienisch-amerikanische Populationsgenetiker L. Luca Cavalli-Sforza, ein Antirassist par excellence, kam bei seinen Laboruntersuchungen der genetischen Diversität der Menschheit zum Schluss, den Juden sei ein leichter genetischer Fingerabdruck geblieben, obwohl sie sich jahrtausendlang mit anderen Völkern vermischt hatten – ausser im Jemen, wo die Juden genetisch völlig in der umgebenden Bevölkerung aufgegangen zu sein scheinen.

Doch zurück zu Sarrazins eigentlichem Thema. Der Rückstand türkischstämmiger Kinder an deutschen Schulen hat sich in zahlreichen Untersuchungen erwiesen und darf als gesichertes Faktum gelten. Auf eine Hunderterskala wie die des IQ umgerechnet, erreichten sie etwa bei den Pisa-Tests in Mathematik 87 Punkte, während ihre deutschen Mitschüler genau 100 Punkte erzielten. Es war der grösste registrierte Rückstand einer Gruppe.

Aber was ist der Grund? Eine genetische Minderbegabung? Die Bildungsbremse einer religiös-kulturellen Tradition? Eine definitive Antwort fällt schwer, denn die Datenlage ist schlecht. Der IQ ist nämlich in der deutschen Soziologie und Pädagogik seit jenen Kontroversen der 1970er bis 1990er Jahre verpönt, und das Abschneiden einzelner Immigrantengruppen wird höchst ungern ausgewiesen. Statt IQ-Tests haben wir in Mitteleuropa immerhin die Pisa-Studien. Ungewollt, ja wider Willen liefern sie so etwas wie einen Ersatz für IQ-Tests. Ein Wunder ist das nicht, denn diese wurden einst erfunden, um die schulischen Leistungen der Kinder vorauszusagen, und das tun sie seit über hundert Jahren mit einiger Verlässlichkeit. Da überrascht es nicht, dass sich dort, wo Pisa-Ergebnisse und IQ verglichen werden konnten, eine sehr hohe statistische Übereinstimmung ergab. Eine einzige Ergänzungsuntersuchung zu «Pisa», die 1993 verschiedene ethnisch-nationale Zuwanderergruppen einander gegenüberstellte, erlaubt immerhin ein paar zaghafte Schlussfolgerungen. Die Studie betraf zwar nur das Abschneiden in Mathematik, aber die einzelnen Kompetenzbereiche der messbaren Intelligenz

haben die verwunderliche und bedeutsame Eigenschaft, stark übereinzustimmen.

Mit dem Immigrantensstatus kann der Rückstand muslimischer Kinder nicht begründet werden. So lagen polnische Schüler praktisch gleichauf mit dem deutschen Durchschnitt. Liegt es am muslimischen Traditionshintergrund? Tatsächlich blieben Kinder aus den muslimischen Pisa-Ländern Bosnien, Libanon, Marokko, Pakistan und Türkei durchschnittlich fünf Punkte hinter den Kindern aus nicht-muslimischen Ländern zurück. Trifft Sarrazins These also zu? Mitnichten. Denn die Schüler aus den fünf nichtmuslimischen Pisa-Ländern des Balkans schneiden exakt gleich ab. Tatsächlich scheint sich ums Mittelmeer eine Mathematikschwäche und damit eine Art IQ-Senke zu ziehen, die Muslime und Nichtmuslime gleichermaßen behindert. Ihr Tiefpunkt liegt in Albanien, Bulgarien, Griechenland, Rumänien und Serbien: zehn Punkte hinter dem europäischen Mittel. Der muslimische Kulturhintergrund kann also nicht Ursache des Rückstands sein.

---

### Ums Mittelmeer scheint sich eine Mathematikschwäche und damit eine Art IQ-Senke zu ziehen.

---

Sind es also doch die Gene? In der Tat schneiden türkische Schüler in der Türkei bei den international genormten Pisa-Tests nicht besser ab als in Deutschland. Es kann also sein, dass die Eltern die Gene für jene mittelmeerische Mathematikschwäche in ihre Einwanderungsländer mitgebracht haben. Sollte diese Mathematikschwäche jedoch nicht auf die Gene, sondern auf unbekannte Umweltumstände zurückgehen, so könnten die Eltern auch diese mitgebracht haben, so dass ihre Kinder ihnen weiter ausgesetzt wären.

Der IQ hat überall etwa die gleiche Erbllichkeit. Aber ob nicht nur individuelle, sondern auch Gruppenunterschiede genetisch mitbedingt sind, lässt sich mit den statistischen Methoden der Verhaltensgenetik grundsätzlich weder beweisen noch widerlegen. Wenn sich die in der Heimat wirksamen Umwelteinflüsse in fremder Umgebung verändern und immer weiter verdünnen, wäre nach der Milieutheorie eine langsame Angleichung zu erwarten. Dass diese bisher offenbar nicht stattgefunden hat, deutet in der Tat auf einen genetisch mitbedingten Gruppenunterschied. Aber beweisbar ist er nicht. Die Frage, warum muslimischstämmige Kinder einen Bildungsrückstand haben, wird darum noch eine ganze Weile offenbleiben müssen – bis die an der Intelligenz beteiligten Gene in ihren Varianten bekannt sind und in den einzelnen Populationen der Erde ausgezählt werden können.

Offiziell hört man nie, dass die intellektuelle Begabung von den Genen mitbestimmt wird. Dennoch dürften es die meisten für eine bare

Selbstverständlichkeit halten. Wie könnte es auch anders sein? Die geistigen Leistungen, die wir unter dem Begriff Intelligenz zusammenfassen, sind auf die Infrastruktur des Gehirns angewiesen. Dessen Bauplan sind die Gene, für jeden in einer etwas anderen Kombination. Und da sollen die unterschiedlich gebauten Gehirne alle dasselbe leisten, und erst die Umwelt soll ihnen Differenzen aufprägen?

Wie konnte eine so absurde Vorstellung je Fuss fassen? Sie kam in den 1950er Jahren in den USA auf. Zum einen herrschte dort noch der Behaviorismus mit seinem naiven Glauben, Erziehung könne den Menschen beliebig ummodellieren. Zum anderen entsprach dieser Glaube einem allgemeinen Gerechtigkeitsbedürfnis: Den Gedanken, dass die Menschen schon von Natur aus benachteiligt oder begünstigt sind, verkraftet ein sozial empfindender Zeitgenosse nicht so leicht. Drittens flossen erhebliche Geldmittel in eine pädagogische Förderindustrie, die sich zum Ziel gesetzt hatte, Umwelt Nachteile wettzumachen – allerdings mit nur mässigem Erfolg: Anfangs erzielte IQ-Steigerungen verloren sich weitgehend, wenn die Kinder älter wurden. In Deutschland gab es diese Förderungseuphorie nicht. Dafür versprach das amerikanische Dogma, von dem loszukommen, was hier «Biologismus» heisst. Gene gleich Biologismus gleich Rassismus gleich Quasifaschismus: So lautet seitdem die Gleichung. Der pseudobiologische Wahn der Nazis hat leider die Biologie kompromittiert. Dieser antibiologische Affekt leitete die Öffentlichkeit an einer objektiven Gegebenheit der *condition humaine* vorbei, begründete eine Lebenslüge.

### Nicht jeder kann Einstein werden

Dabei müssten Umwelt- und Erbtheoretiker in praktischen pädagogischen Fragen eigentlich gar nicht weit auseinanderliegen. Alle Begabungspotenziale gibt es in allen Gruppen. Es kann also niemand aufgrund irgendeines Gruppendurchschnitts beurteilt werden, sondern immer nur als Individuum. Die Gene schreiben für niemanden einen festen IQ-Wert fest, sondern nur ein Potenzial, einen Spielraum. Dieser Spielraum liegt, zumindest vor der Pubertät, zwischen zehn und zwanzig IQ-Punkten. Ungünstige Umstände verhindern die volle Ausnutzung des Potenzials; günstige erlauben, sich selbst zu übertreffen.

Egal, ob die Pädagogik von der Umwelt oder der Erbtheorie ausgeht, sie kann nur versuchen, das Begabungspotenzial eines jeden möglichst vollständig und vielseitig auszuschöpfen. Der Unterschied ist nur, dass Erbtheoretiker nicht enttäuscht sein müssen, wenn alle pädagogische Bemühung nicht aus jedem Schüler einen Einstein machen kann, ja nicht einmal einen Soziologieprofessor.

Dieter E. Zimmer: Ist Intelligenz erblich? Rowohlt. 320 S., Fr. 28.90.

---

# In eisigen Höhen

---

Vor exakt 60 Jahren hätten Genfer Bergsteiger um ein Haar die Erstbesteigung des Mount Everest geschafft. Die Pioniertat gehört zu den grössten alpinistischen Leistungen. *Von Oswald Oelz*



*Es war der 27. Mai 1952: René Aubert im Aufstieg auf den Südgrat des Everest auf etwa 8400 Metern. Hinten durchstossen die Gipfel des Makalu (8463 m)*



und links des Chomo Lönzo (7815 m) die Wolken.

**E**rhebliche Nervosität herrschte in den Reihen des elitären Alpine Club der Royal Geographical Society und auch sonst im Vereinigten Königreich. Selbst am «dritten Pol» drohten die Briten nun als Zweite anzukommen, und das ausgerechnet wegen ein paar Schweizern. Am Nordpol waren die Amerikaner die Ersten. Am Südpol die Norweger. Und nun sollte «ihr Berg», der Mount Everest, von Genfern erobert werden.

Die Briten trugen die drohende Niederlage gefasst, aber zähneknirschend. Bergsteigerlegende Sir Edmund Hillary beschrieb die Emotionen: «Ich gestehe ehrlich, dass ich nicht wünschte, die Schweizer würden den Everest besteigen. Sie mögen hoch hinaufsteigen, dafür wünsche ich ihnen Glück, den Gipfel sollen sie aber nicht erreichen. Ich wollte, dass eine britische Seilschaft im folgenden Jahr den Sieg erringt.»

Es war britisches Kampfgebiet. Seit 1921 hatte die alpine Elite des Vereinigten Königreichs versucht, den höchsten Punkt der Erde zu erklimmen. 1921 war die Nordseite erkundet worden, ein erstes Menschenopfer war zu beklagen, und 1922 erfolgte der erste grosse Angriff mit sieben weiteren Toten. 1924 wurde der Angriff bis mindestens auf eine Höhe von 8500 Metern vorgetragen, dabei verschwanden unter nie geklärten Umständen die Bergsteiger George Mallory und Andrew Irvine.

Dies ist Stoff für Romantiker, die noch heute davon träumen, dass die beiden den Gipfel erreichten und erst beim Abstieg abstürzten. Es folgten acht weitere britische Versuche, denn der Berg war vom Dalai Lama für andere Nationen gesperrt worden. Schweizer hatten sich seit 1926 um eine Genehmigung bemüht, die britische Diplomatie («British imperial chauvinism») hatte die Erteilung verhindert.

### Besteigung von Süden her

Nach dem Zweiten Weltkrieg verkündete ein Orakel dem Dalai Lama allerlei Unheil, daraufhin wurden keine Genehmigungen mehr für die Besteigung von Norden her erteilt. Das Unglück brach dann auch in Form der chinesischen Okkupation 1950 über Tibet herein. Stattdessen öffnete nun Nepal im Süden zögerlich seine Pforten. Eine angloamerikanische Reisegruppe mit dem Physiker und Bergsteiger Dr. Charles Houston erkundete die Solu-Khumbu-Region und gelangte bis an den Fuss des grossen Eisfalls.

In den Archiven der Royal Geographical Society entdeckte der junge Chirurg Michael Ward undatierte Fotos der Everest-Region, die die Möglichkeit einer Besteigung von Süden her zeigten. Die britische Erkundungsexpedition von 1951, an der auch Edmund Hillary teilnahm, gelangte denn auch fast durch den grossen, auf der Everest-Südseite herabstürzenden Eisfall bis in eine Höhe von 5900 Metern, bevor die Bergsteiger vor einer riesigen Querspalte aufgeben mussten.

Professor Albert Heim, Geologe an der ETH Zürich, hatte in Nepal Entwicklungs- und Forschungsarbeit geleistet, und die guten Beziehungen nutzte er für eine Anfrage wegen einer Besteigungsgenehmigung, die der König von Nepal schliesslich für das Frühjahr 1952 tatsächlich erteilte. Die Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen mit ihrem Hauptmentor Karl Weber lieferte ein komfortables finanzielles Polster. Der Bergsteigerklub L'Androsace unter Führung des Mediziners Edouard Wyss-Dunant, unterstützt von Stadt und Kanton Genf, erhielt den Auftrag, den Zugang zum Südsattel «gewaltsam» zu erkunden. Aufgescuecht, versuchten die Briten, auf dieses Unternehmen aufzuspringen, und schlugen eine gemeinsame Expedition unter britischer Führung vor. Bei einer Sitzung des Himalayan Committee und der Stiftung am 29. Dezember 1951 in Zürich stellten die Briten aber Forderungen, die die Schweizer nicht annehmen konnten. Man trennte sich und sicherte sich zähneknirschend Fairplay zu.

Neben Edouard Wyss-Dunant reisten René Dittert, Ernest Hofstetter, der Arzt Gabriel Chevalley sowie die Bergführer Raymond Lambert, Léon Flory, René Aubert, André Roch und der junge Jean-Jacques Asper im März 1952 nach Kathmandu. Dort trafen sie den Sirdar Tenzing Norgay, der sich nun schon zum fünf-

---

### «Ich gestehe ehrlich, dass ich nicht wünschte, die Schweizer würden den Everest besteigen.»

---

ten Mal am Everest versuchte. Lambert war trotz seiner kurzen Füsse zweifelsfrei der stärkste Bergsteiger der Gruppe. 1938 hatten ihm nach der ersten Winterüberschreitung der Aiguilles du Diable sämtliche Zehen amputiert werden müssen.

Die Gruppe kam am 26. März in Kathmandu an, am 13. April war man in Namche Bazar. Das Lager I wurde am 25. April auf 5250 Metern unmittelbar unter dem Khumbu-Eisfall eingerichtet. Der Eisbruch erschien als «ein unbeschreibliches Durcheinander, ein Haufen geborstener Blöcke und darüber die blaugrünen Abbruchstellen der Hängegletscher an den Flanken des Nuptse und der Everest-Westschulter\*». Trotzdem durchstieg man in den nächsten Tagen die Hälfte des Bollwerks und errichtete ein Zwischenlager. «Der Gletscher ist in dauernder Bewegung; wenn man still in seinem Schlafsack liegt, spürt man plötzlich eine Reihe von Stössen, verbunden mit einem donnerartigen Getöse – es sind einstürzende Séracs oder eine Spalte, die sich neu geöffnet hat. Während wir unsere Zelte aufschlugen, kippte ein riesiger Eisturm auf einen anderen, der, zerberstend, sich in eine Lawine von Eisblöcken auflöste. Mit Schrecken stellten wir fest, dass diese Zertrümmerung dort stattgefunden hatte, wo wir unsere Kameraden

zuerst sahen, als wir sie suchten.» Am folgenden Tag wurde der obere Teil des Eisfalls erklettert, bis die schon von 1951 her bekannte riesige Querspalte den Weiterweg scheinbar verunmöglichte. Aspers erster Versuch scheiterte, Entmutigung machte sich breit.

### Die Schweizer im «Tal des Schweigens»

Nachts lag der junge Jean-Jacques Asper wach und beschloss, am nächsten Tag die Spalte mit einer unkonventionellen Technik zu überwinden. So liess er sich am nächsten Tag an zwei Seilen zwölf Meter in die Spalte auf eine zerbrechliche Schneebrücke hinunter und erreichte über einen kleinen Schneeegrat den gegenüberliegenden Spaltenrand. In die vor ihm liegende bergseitige Wand schlug er mit dem Eispickel Kerben, an denen er sich hocharbeitete. Das Atmen war schwer, schliesslich befand Asper sich auf 5800 Meter über Meereshöhe. Schliesslich schnellte er sich an einige im Eis eingefrorene Steine hoch und gelangte wieder ans Licht: dynamisches Eisklettern im Jahre 1952! Das Tor zum Western Cwm war offen, mit Seilen wurde eine Brücke gebaut. Heute werden diese Spalten mit Leitern überbrückt, die miraculöse Asper-Technik hat sich im Himalaja nicht durchgesetzt.

Das Western Cwm wurde von den Schweizern «Tal des Schweigens» getauft, es ist eine riesige Eismulde, ungefähr fünf Kilometer lang und drei Kilometer breit, zwischen ungeheuren, bis zu 3000 Meter hohen Wänden und führt zur Lhotseflanke, der Eiswand zum Südsattel des Everest. Die Gruppe wühlte sich begeistert durch den tiefen Pulverschnee, das Knirschen des Schnees war das einzige Geräusch, das zu hören war.

Die wilde Pracht dieses höchsten Tals der Welt ist mit nichts zu vergleichen: rechts der Nuptse, links der Everest und dazwischen der Lhotse. Die 1000-Meter-Wand zum Südsattel, die für heutige Everest-Touristen durchgehend mit Fixseilen präpariert wird, durchstiegen die Schweizer weitgehend frei auf ihren Steigeisen und kehrten abends auf 6900 Meter zurück. «Abends nach zehnstündiger Arbeit bis 7500 Meter in ständigem Wind sind wir jeweils völlig erschöpft. Niemals waren wir in den Alpen dermassen erledigt. Ausgedörrt durch die Höhe und die trockene Luft, welche die Atemwege reizt, denken wir nur noch ans Trinken. Unendlich müde verschwinden wir in unseren Zelten. Wir sind kurzatmig, jetzt noch fiebernd und fröstelnd, wir versuchen zu schlafen. Der Hals brennt, schliesslich fällt man dank der Schlaftabletten in einen schweren Schlaf. Heute sind wir gescheitert.»

Die Bergsteiger von 1952 litten unter chronischem Wassermangel, die Wichtigkeit ausreichender Wasserzufuhr war noch nicht bekannt. Zudem weilten sie mehrere Wochen in Höhen von mehr als 6000 Metern, was *high*

» Fortsetzung auf Seite 46



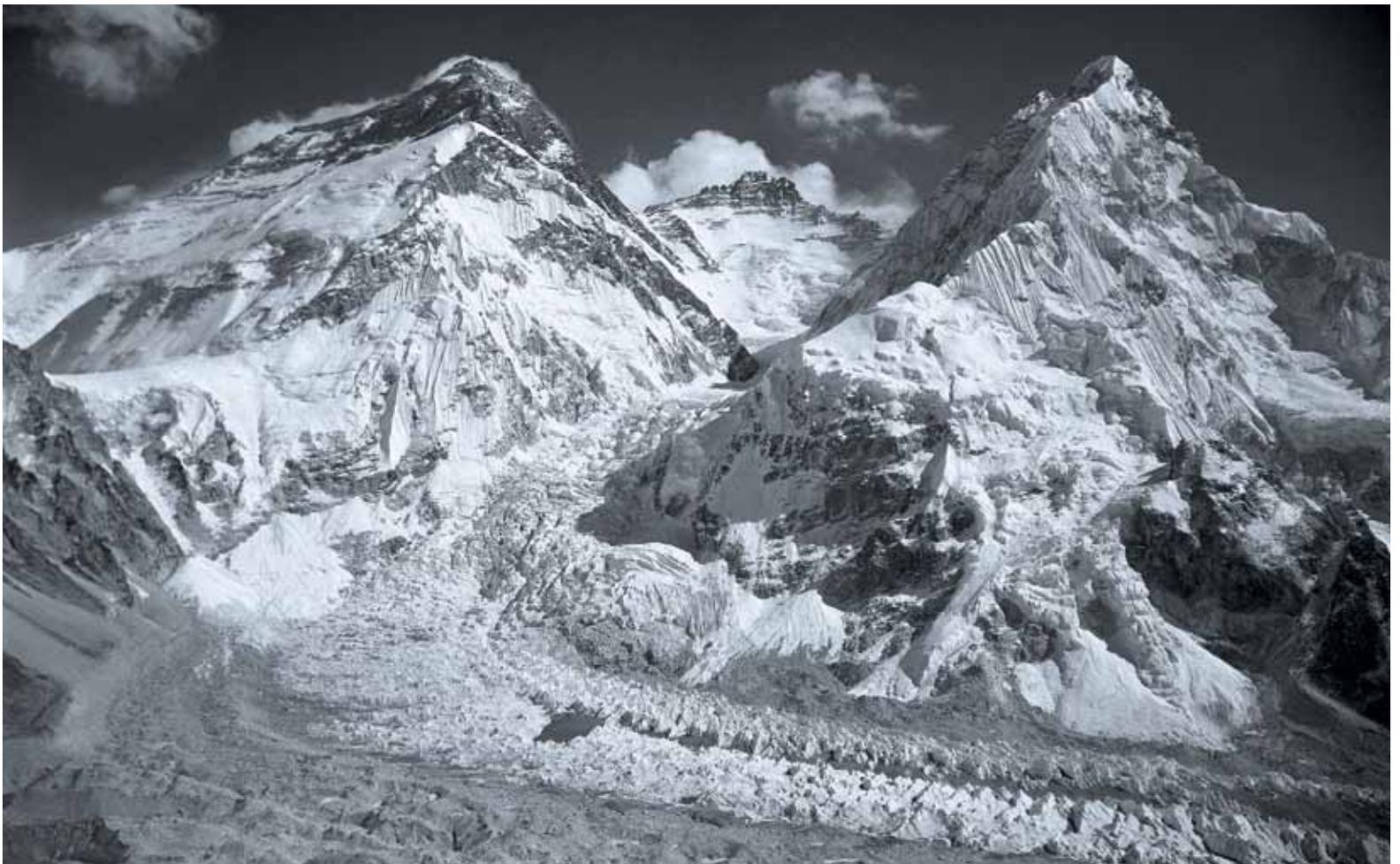
*Nachteil:* weitgehend nutzlose Sauerstoffgeräte.



*Aspers Meisterstück:* Überwindung des Khumbu-Gletschers.



*Wollkleider:* die Genfer im Khumbu-Eisfall.



*Das Massiv:* Nuptse (rechts) und Lhotse (Mitte) mit dem schwarzgefügten Everest, dazwischen stürzt der gewaltige Khumbu-Eisfall.

## Von Gleich zu Gleich

### Die Witwe des Everest-Pioniers Raymond Lambert über die Freundschaft ihres Mannes mit Sherpa Tenzing.



«Raymond war Fatalist»: Annette Lambert.

Wir treffen Annette, die Witwe des Everest-Pioniers und Bergführers Raymond Lambert (1914–1997), in ihrer grossen Eigentumswohnung in Genf. Die Frau ist gertenschlank, Jahrgang 1925, sehr gesund und frisch. Die gebürtige Thurgauerin lernte ihren Mann 1948 auf der Scheidegg kennen, als sie im Schweizerischen Damen-Ski-Club von Lambert unterrichtet wurde. Geheiratet wurde erst acht Jahre später, aber sie erlebte die Everest-Expedition mit, da sie mit Raymond korrespondierte, seine Freunde kennenlernte und auch den berühmten Sherpa Tenzing Norgay persönlich gut kannte. Tenzing stiess mit Lambert 1952 bis auf rund 200 m unter den Everest-Gipfel vor, – der damals höchste Punkt, den Menschen bisher lebend erreicht hatten. Ein Jahr später half Sherpa Tenzing dem Neuseeländer Edmund Hillary bei der Erstbesteigung.

Frau Lambert zeigt uns eine schön geschnitzte Buddha-Statue auf einem prächtigen Holzschrank. Ihr Vater hatte die Statue aus Sumatra in die Schweiz gebracht. Um den Kopf des Buddha gebunden ist ein rotes Seidenfoulard. «Dieses famose Foulard», erzählt Annette Lambert, «hat mein Mann seinem Kollegen Tenzing gegeben, als der mit Edmund Hillary 1953 auf den

Everest-Gipfel kletterte, ein Jahr nachdem er es mit meinem Mann knapp verpasst hatte.» Tenzing habe Lambert gebeten, ihm etwas Persönliches auf die Gipfel-expedition mitzugeben. «Als er es dann mit Hillary geschafft hatte, bestürmt von allen Seiten nach dem Erfolg», sagt Annette Lambert, «hat Tenzing als Erstes einen Vertrauensmann kommen lassen, der dafür sorgte, dass das Foulard nach Genf zu meinem Mann gebracht werde. Die beiden verband eine lebenslange Freundschaft.»

Ohne die Vorarbeit der Genfer und Tenzings hätten die Briten die Gipfelbesteigung 1953 kaum geschafft. Tenzing wollte den Briten nach dem knapp gescheiterten Genfer Versuch anfänglich gar nicht helfen. Er fand, Raymond Lambert und seine Kollegen hätten den Erfolg viel mehr verdient. «Der englische Expeditionsleiter John Hunt rief meinen Mann an und bat ihn, Tenzing zu überreden», erklärt Annette Lambert. Nur Tenzing wisse den Weg, er könne die von den Genfern geebnete Route mit den Engländern vollenden. Der Sherpa, erklärt Frau Lambert, habe schlechte Erinnerungen an seine englische Militärdienstzeit gehabt. Die Briten hätten ihn von oben herab behandelt, während die Genfer ihn von Gleich zu Gleich annahmten. Lambert redete seinem Freund gut zu, er solle es mit den Briten versuchen.

Plagte Raymond Lambert der Gedanke, dass er so knapp am Everest gescheitert war? «Ach was», sagt seine Frau, und man glaubt es ihr sogar, «Raymond war Fatalist. Er wusste, dass das Bergsteigen von vielen unbeeinflussbaren Faktoren abhing.» Sie holt ein altes Bild hervor, das ein vom Wind zerrüttetes Zelt in mutmasslich grosser Höhe zeigt. «Dieses Foto hat Hillary bei seiner Everest-Besteigung gemacht. Man sieht hier auf 8400 Meter Höhe das Zelt, in dem mein Mann und Tenzing bei ihrem Versuch die letzte Nacht verbrachten, ohne Sauerstoff, ohne Getränke.» Am Bildrand findet sich eine von Lord Hunt verfasste Huldigung, die den Genfern die «Hälfte des Ruhms» der Erstbesteigung attestiert.

Vor zehn Jahren bestieg Raymonds Sohn Yves zusammen mit dem Enkel von Tenzing Norgay erfolgreich den Everest. Er nahm das rote Seidenfoulard mit, das heute wieder um den Hals des Buddha aus Sumatra in Genf geschlungen ist. (RK)

*altitude deterioration* bedeutet, also ständigen Raubbau am Körper. «Man kann es nicht beschreiben, niemand würde es für möglich halten, dass ein Mensch derartige Strapazen bis zur völligen Erschöpfung aushält.»

#### Angst vor erfrorenen Füssen

Am 26. Mai erreichen Lambert, Aubert, Flory und Tenzing den Südsattel, einen der windigsten Plätze der Welt. Lambert beschreibt das Biwak davor auf 7600 Metern und den anschliessenden Aufstieg: «Flory und ich auf der einen, Tenzing mit den Sherpas auf der anderen Seite, so stellten wir mit unseren Pickeln zwei Plattformen her. Unser Zelt steht auf einer abschüssigen Halde, unter uns führt sie steil in die Tiefe. Aubert sichert noch die Lasten. Es ist sehr kalt, starker Wind setzt ein, und es ist völlig dunkel. Angeseilt, die Steigeisen an den Füssen, richten wir uns im Zelt ein, so gut es geht.» Seit vielen Stunden hatten sie nichts mehr gegessen und getrunken, Tenzing versorgte sie dann, angeseilt die zwanzig Meter Distanz zwischen den Zelten überwindend, mit Tee und Zwieback. Sie schliefen keinen Moment aus Angst, ihre Füsse könnten erfrieren.

Am nächsten Tag erreichten sie den Südsattel, den höchsten Pass der Erde, «schlendern herum» und merken die Höhe. «Das Gehen fällt mir schwer, meine Füsse stossen gegen die Steine, und oft muss ich stehen bleiben. Doch die Aussicht ist einzigartig!» Am 27. Mai müssen ausser Tenzing alle Sherpas absteigen, weil sie höhenkrank sind, die anderen klettern weiter bis auf 8400 Meter auf den sogenannten Balkon. Dort wird ein winziges Zelt aufgestellt, Aubert und Flory verzichten auf den Aufstieg und steigen zum Südsattel zurück. Lambert und Tenzing sind allein über den Wolken, ohne Kocher, Schlafsack oder Luftmatratze.

Eine furchtbare – für uns heutige Bergsteiger unvorstellbare – Nacht beginnt. Sie haben nichts zu essen ausser ein bisschen Käse, ein Würstchen, und besitzen eine Kerze, über der sie in einer leeren Konservendose etwas Schnee schmelzen. In diesem kleinen Zelt hebt ein schrecklicher Kampf gegen die Kälte an. «Wir klopfen uns gegenseitig die ganze Nacht und massieren die Glieder, die langsam gefühllos werden. Es ist ausgeschlossen zu schlafen. [...] Da wir uns nicht ausgekleidet und nichts zu essen und zu trinken haben, dauern die Vorbereitungen für den weiteren Aufstieg nicht lange.» Nur schon beim Anbringen der Steigeisen erfrieren die Hände fast. Um sechs Uhr brechen sie auf. Mit Sauerstoffbehältern. Aber diese Ausrüstung, empfohlen von einem Zürcher Professor, war untauglich. Sie konnte nur in Ruhephasen benützt werden. Der Physiologe Oskar Wyss meinte irrtümlicherweise, Sauerstoff könne im Körper gespeichert werden. So kletterten die beiden ungewollt ohne Sauerstoff –



*Einer der windigsten Plätze der Welt: Lager auf dem Südsattel.*

by fair means (ohne Hilfsmittel) –, aber unter erschwerten Bedingungen, weil sie die nutzlose Last noch mitschleppen mussten.

Der Aufstieg ist erschreckend langsam, alle paar Schritte halten sie an und ringen gequält nach Luft. Das Wetter verschlechtert sich, die Beine sind schwer wie Blei, das Denken ist ausgeschaltet, da ist nur noch ultimatives Leiden. Dann nähern sie sich dem letzten Gratstück, das sich zum Vorgipfel, dem Everest-Südgipfel (8754 Meter), aufschwingt. Sie befinden sich etwa 150 Meter unter diesem Grat-Zacken.

Das Wetter wird immer schlechter, der Sturmwind peitscht Schnee ins Gesicht. Die beiden erkennen, dass sie niemals lebend davonkommen werden, wenn sie weiterklettern, und begreifen, dass sie aufgeben müssen, Tenzing zum fünften Mal an seinem Berg. Es ist 11.30 Uhr. Lambert und Tenzing haben fünf Stunden gebraucht, um vom letzten Lager noch 200 Meter höher zu gelangen – also 36 Höhenmeter pro Stunde. Der Kräftezerfall ist dramatisch, sie schleppen sich zum letzten Lager zurück, Opfer von Sauerstoff-, Wasser- und Kalorienmangel. Zelt und unnütze Sauerstoffausrüstung bleiben zurück.

Der weitere Abstieg zum Südsattel ist eine unendliche Qual, dort versorgen Aubert und Flory sie mit Wasser, Lambert und Tenzing sind physisch am Ende. Sie haben Unvorstellbares geleistet und durchlitten. Überhaupt grenzt es an ein Wunder, dass keiner der Expeditionsteilnehmer ernsthafte körperliche Schäden erlitt. Die Flüssigkeitszufuhr war während des ganzen Höhengaufenthalts gänzlich unzureichend; man stelle sich nur vor, man müsse auf 8400 Metern über einer Kerzenflamme Schnee schmelzen, wenn der Wasserbedarf mehrere Liter beträgt. Dazu kam die

Kälte und die fast fehlende Kalorienzufuhr. Die Verweildauer in extremer Höhe war viel zu lang, die Sauerstoffausrüstung war eine nutzlose Zusatzlast.

#### **Chevalley raucht eine letzte Zigarette**

Am 29. Mai starteten Dittert, Asper, Hofstetter, Roch und Chevalley zusammen mit fünf Sherpas einen weiteren Besteigungsversuch vom Fuss der Lhotseflanke aus. Sie hatten sich schon zwei Wochen lang in einer Höhe von 6900 Metern aufgehalten, fühlten sich aber noch recht kräftig, obwohl sie an Husten, Schlaflosigkeit und schrecklichem Durst litten. Sie erreichten den Südsattel gleichentags und verbrachten dort eine schlechte Nacht. Erst im Laufe des nächsten Tages konnten sie etwas Schokolade trinken, die erste Flüssigkeit seit mehr als 24 Stunden. Die beiden nächsten Tage und Nächte herrschte Sturm, einzelne Bergsteiger wurden immer kränker. Nur noch Chevalley rauchte eine letzte Zigarette. Am 1. Juni retteten sie sich nach unten. Chevalley hielt fest: «Zum Schluss möchte ich noch unterstreichen, welche grosse Rolle die Moral beim Durchhalten dieses langen und harten Kampfes spielte.»

Im Herbst 1952 berannten die Genfer erneut den Everest, allein die Herbststürme und die Lawinen liessen sie nicht höher als bis zum Südsattel gelangen, der Sherpa Mingma Dorje starb in einer Lawine am Genfer Sporn. Schliesslich musste bei minus vierzig Grad Celsius zum Rückzug geblasen werden.

Inzwischen war das britische Everest-Komitee nicht untätig gewesen. Bei einer medizinischen Forschungsexpedition zum Cho Oyu im Frühjahr 1952 wurden neue Sauerstoffgeräte getestet, der Sauerstoffverbrauch in der Höhe



*Abstieg: mit letzten Kräften zurück.*

gemessen und eine optimale Sauerstoffstrategie entwickelt.

1953 erfolgte der grosse britische Angriff. Generalstabsmässig angeführt vom Weltkriegsveteranen John Hunt, schoben Angriffstruppen Welle um Welle die Lager bis zum Südsattel hoch. Dann schlug die Stunde des Zufallsglückspilzes Edmund Hillary – Imker aus Neuseeland – und einmal mehr von Tenzing Norgay, der nun zum siebten Mal seinen Berg versuchte. Und erst dank der Vermittlung von Raymond Lambert überhaupt erst eingewilligt hatte, an der Briten-Expedition teilzunehmen. Tenzing stand der Erfolg zu wie keinem anderen. Sie übernachteten ein letztes Mal auf 8500 Metern und erreichten am 29. Mai 1953 um 11.45 Uhr den Endpunkt und damit ihren Platz in den Geschichtsbüchern. Die Nachricht kam rechtzeitig zur Krönung von Königin Elisabeth II. in Grossbritannien an. John Hunt, der Oberkommandierende, zollte den Schweizern seine Achtung und schrieb: «To you – a good half of the glory.»

Tenzing Norgay blieb seinen Schweizer Freunden lebenslänglich verbunden. Er besuchte die Schweiz regelmässig, hier wurde auch seine terminale Krankheit, eine Lungenfibrose, diagnostiziert und behandelt. Lambert und seine Freunde lebten munter bis ins hohe Alter, Lamberts Sohn erreichte den Gipfel seines Vaters vor genau zehn Jahren.

\* Alle Originalzitate aus: Albert Egger: Gipfel über den Wolken. Hallwag, 1956

**Oswald Oelz**, geboren 1943, war Professor am Universitätsspital Zürich, Chefarzt für Innere Medizin am Triemlispital und ist Spezialist für Höhenkrankheiten. Er hat Expeditionen und Erstbesteigungen in der ganzen Welt gemacht, ist Buchautor, Kolumnist und Schafzüchter im Zürcher Oberland, Vortragsredner und Bergsteiger.

# «Niemand ist je dort gewesen»

Jean-Jacques Asper hat während der Schweizer Everest-Expedition von 1952 ein bergsteigerisches Meisterstück hingelegt. Sein Fazit aus Tagen in grosser Höhe ohne Essen und Trinken: «Die menschliche Widerstandskraft ist unglaublich.» Von Hanspeter Born, Roger Köppel und Fabian Unternährer (Bild)

**Monsieur Asper, wie kam es dazu, dass Sie als 26-Jähriger an der Everest-Expedition von 1952 teilnahmen?**

Wir waren eine Gruppe von befreundeten Bergsteigern in Genf – ich war der Jüngste, und unter uns gab es einen sehr tatkräftigen Leiter, René Dittert, der schon 1947 und 1949 im Himalaja gewesen war und der uns eine Expedition vorschlug. Dittert ging zur Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschung in Zürich, um sein Projekt vorzulegen. Wir schlugen einen Gipfel als Ziel vor, der hiess ..., wie hiess der schon wieder? – ich bin 86 Jahre alt und mein Gedächtnis lässt nach –, ja, Cho Oyu. Wir brauchten finanzielle Unterstützung und die Erlaubnis der Behörden für unsere Expedition. Dittert erklärte den Verantwortlichen der Stiftung, dass wir wirklich ausgezeichnete Bergsteiger seien, und gab ihnen alle unsere Referenzen. Der Präsident der Stiftung, Herr Paul Weber [begeisterter Alpinist, Direktor und Mitbesitzer der EPA Neue Warenhaus AG], sagte: «Dies ist sehr interessant, aber ich möchte euch etwas anderes vorschlagen: Wollt ihr nicht zum Everest gehen?» Er hatte die Erlaubnis für eine Schweizer Everest-Expedition erhalten. Wir waren natürlich einverstanden, mussten aber grosse Vorbereitungen treffen.

**Was für Vorbereitungen? Und wer hat sie getroffen?**

Jeder hatte eine andere Aufgabe. Es gab viele Dinge zu tun: Beschaffung des Proviants, Vorbereitung der Ausrüstung für uns und die Sherpas etc. Wir hatten etwa eineinhalb Monate Zeit, um alles zu erledigen.

**Was war Ihre Aufgabe?**

Ich beschäftigte mich mit der Frage des Proviants. Damals gab es nicht viel. Wir hatten Sardinen in der Büchse, Schokolade, Würste, Zwieback dabei.

**Etwa Militär-«Bundesziegel»?**

(Lacht) Nein, nur das nicht! Büchsenfrüchte, getrocknete Früchte und etwas, das Penican hiess, eine Fischpaste, die sehr energiereich war und die man in Wasser auflösen konnte: Sie war *déqueulasse*, scheusslich.

**Wie haben Sie sich bergsteigerisch vorbereitet?**

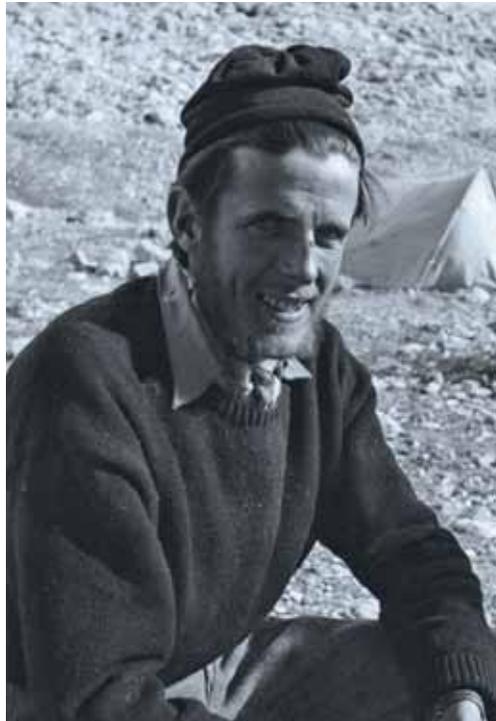
Ah, da haben wir nicht viel gemacht. Wir waren ja ständig in den Bergen, jedes

Wochenende. Und wir haben schwierige Dinge gemacht, auch bei schlechtem Wetter.

**Was für Kleidung hatten Sie?**

Die Kleidung damals war auch sehr bescheiden. Man hatte ein Unterleibchen aus Baumwolle, ein Hemd aus Wolle, einen Wollpull-over und eine Daunenwindjacke. Das Problem war, dass verschwitzte Baumwolle und Wolle nur sehr langsam trocknen, im Gegensatz zu dem synthetischen Material, das heute verwendet wird.

**Schuhe?**



«Die Kleidung war bescheiden»: Asper, 1952.

Wir hatten «tibetische» Bergschuhe, die für uns von Bally hergestellt worden waren. Sie besaßen einen inneren Schuh, den man schnüren konnte und der dem Fuss guten Halt gab, und einen äusseren Schuh aus nach aussen gerichtetem Rentierfell. Diese Schuhe reichten bis zum Knie hinauf, schützten gut vor Kälte. Erste Qualität für jene Zeit.

**Sie hatten auch ein Sauerstoffgerät?**

Was den Sauerstoff betraf, hatten wir uns bei den Briten und Deutschen erkundigt, die klassische Sauerstoffflaschen hatten. Aber diese Geräte wogen vierzehn Kilogramm. Wir sagten uns: «Das können wir nie tragen.» Nun hatte ein Professor in Bern einen Sauerstoffapparat entwickelt, der nur etwa zwei Kilo wog und der den Sauerstoffgerä-

ten nachgemacht war, die von den amerikanischen Fliegern im Zweiten Weltkrieg verwendet worden waren. Aber dieses Gerät war erst im letzten Moment geliefert worden, und wir hatten nicht mehr die Gelegenheit, es in den Alpen zu testen. Aber wenn man auf 8000 Meter Höhe ist, dann keucht man, und die «Pumpe» läuft. Man blies in ein Rohr, und im Gerät gab es eine chemische Reaktion, die Sauerstoff freisetzte. Das schnelle Atmen in grosser Höhe liess dann das ganze System zusammenbrechen. Wir konnten das Gerät nicht benutzen und haben es, glaube ich, weggeworfen. Ich verbrachte drei Tage und zwei Nächte auf 8000 Meter Höhe ohne Sauerstoffgerät.

**Sie machten also das Gleiche wie später Reinhold Messner, der 1978 ohne Sauerstoffgerät auf den Everest gestiegen ist?**

Messner und viele andere blieben einen Monat auf 6000 Meter Höhe, um sich zu akklimatisieren. Sie machten einige kleine Touren auf 7000 Metern, und ihr Körper war an die Höhe gewöhnt. Dann stiegen sie auf den Gipfel.

**Und Ihre Expedition 1952?**

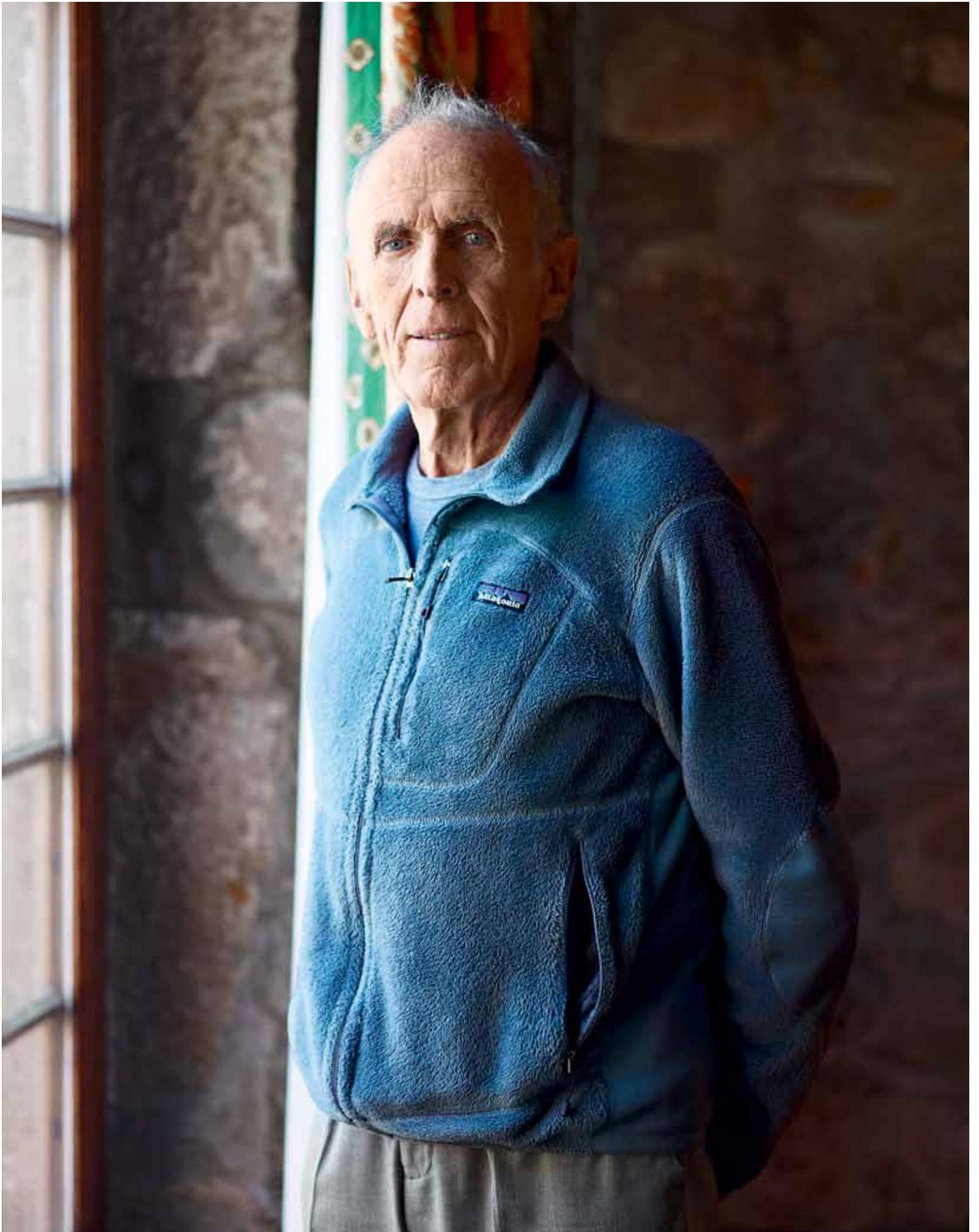
Wir flogen am 13. März in zwei Gruppen von Genf ab. Ich ging mit drei Kollegen nach Bombay, um dort das per Schiff vorausgeschickte Gepäck abzuholen. In Bombay streikten die Zöllner, und trotz eines guten Bakschisch verloren wir zehn Tage. Von Bombay nach Patna in Nordindien reisten wir im Zug drei Tage lang mit einigen Tonnen Gepäck. Es war aussergewöhnlich. Man reiste mit Affen und anderen Tieren, selbst in der ersten Klasse. In Patna trafen wir uns mit den andern vier, die in Delhi die Bewilligungen eingeholt hatten, und flogen dann mit einer DC-3 nach Kathmandu. Der Flugplatz war eine Wiese voll von weidenden Kühen. Als wir ankamen, verscheuchten einige Burschen die Kuhherde, damit wir landen konnten.

**Sie waren Ende März in Kathmandu. Wie ging es dann weiter?**

Dort heuerten wir 180 Träger an, von denen jeder zwanzig, dreissig Kilo oder noch mehr trug. Sie wurden nach Gewicht entlohnt. Ein ganz Starker schleppte sogar sechzig Kilo.

**War Tenzing Norgay, der spätere Erstbesteiger des Everest, auch schon dabei?**

Ja, aber Tenzing war kein Träger, er war der Chef der Sherpas, von denen wir zwölf hatten. Dittert kannte Tenzing schon von



«Wir sahen die Spuren des Yetis»: Everest-Pionier Jean-Jacques Asper, Ende Februar 2012 in seinem Haus in der Nähe von Genf.

seinem früheren Aufenthalt im Himalaja her. Von Kathmandu brachen wir Richtung Everest auf. Was die Geografie betrifft, hat es dort zahlreiche Flüsse und Täler, die von Norden nach Süden hinunterführen, während wir von Westen nach Osten marschierten. Es war also ein ständiges Hinauf und Hinunter. Sehr mühsam, aber gut für die Akklimatisierung. Wir brauchten 23 Tage, um das Basislager zu erreichen, das damals auf 5000 Metern lag, 300 Meter tiefer als das heutige Everest-Basislager. Es war am Ufer eines Sees, wir mussten es suchen. Wir hatten keine Karte, nichts.

**Wie haben Sie sich orientiert? Hat Tenzing Sie geführt?**

Tenzing kannte den Weg auch nicht. Die Briten waren im Vorjahr dort gewesen und gaben uns gewisse Auskünfte.

**Hatten Sie Zeichnungen, Pläne von den Briten?**

Nein, einfach nur Hinweise.

**Waren die Briten denn neidisch auf die Genfer?**

Sie wollten mitkommen, aber wir sagten nein. Als die Briten dann im nächsten Jahr ihre Expedition zum Everest machten, fragten wir, ob sie nicht einen oder zwei von uns Genfern – wir waren ja sehr nahe am Ziel gewesen – mitnehmen wollten hiess es: «Nein, ihr habt nicht gewollt, dass wir mit euch kommen, jetzt wollen wir euch auch nicht», hiess es.

**Wie ging es dann weiter?**

Es hatte verschiedene Täler, und so sandten wir zwei Männer hierhin und zwei bis drei dorthin, um herauszufinden, wo man einen typischen Berg sehen konnte, von dem uns die Briten gesagt hatten: «Wenn ihr ihn seht, seid ihr auf dem richtigen Weg.» Das Wetter war schlecht, es hatte Nebel. Wir sahen die Spuren des Yetis.

**Sie glaubten, es handle sich um die Spuren des Yetis?**

Ich habe Fotos. Sicher waren es keinesfalls menschliche Spuren, sondern diejenigen eines Tiers. Es waren ganz frische Spuren in frischem Schnee. Wir folgten den Spuren, die sich dann auf dem Gletscher verloren. Dann sah man nichts mehr.

**Was für Gefühle hatten Sie während der Expedition? War es ein Abenteuer?**

Ja. Was uns faszinierte und vorwärtstrieb, war, dass wir uns sagten: «Niemand ist je dort gewesen, wir werden es schaffen.»

**Haben Sie daran gedacht, dass Sie sterben könnten?**

Man denkt nicht einmal daran. Wir waren derart erpicht darauf, ans Ziel zu kommen, dass wir beinahe alles daransetzten voranzukommen. Vom Basislager gingen wir zum Camp 1, auf einer Moräne am Fuss dieses berühmten Khumbu-Eisfalls, der

beinahe 800 Meter Höhenunterschied ausmachte. Wir brauchten zehn oder zwölf Tage, um ihn zu überwinden. Man musste die Passagen sichern – also immer wieder zurückgehen. In diesem Eisfall bricht das Eis manchmal ab, und wenn man nach sechs Stunden zurückgeht, ist der Durchgang zerstört. Man musste wieder von vorne beginnen. Die Eismauern musste man mit Seilen sichern, damit die Sherpas aufsteigen konnten. Jedes Mitglied hatte einen Sherpa zur Verfügung.

**Was machten diese Sherpas?**

Die Briten hatten diese Idee eingeführt, dass die Sherpas Diener waren. Sie mussten alle Arbeit machen: die Zelte aufstellen, die Ausrüstung vorbereiten etc. Die Briten waren nicht besonders geneigt, selber Hand anzulegen. Dies war ihre Mentalität. Mit uns war es umgekehrt. Wenn mein Sherpa das Zelt aufstellte, half ich ihm. Wir waren Freunde, wir arbeiteten zusammen.

**Wie meisterten Sie das schwierigste Stück des Eisfalls?**

Am Ende des Eisfalls wird der Gletscher praktisch flach. Dies erzeugt eine Bruchstelle. Dort war eine enorme Gletscherspalte.

**Wie gross war sie?**

Sicher fünf Meter breit, und den Grund sah man nicht. Es hatte Eiszungen und andere Dinge. Man hätte sie umgehen können, indem man sich an den Rand des Vorbergs des Everest gehalten hätte. Aber dort gab es ständig herunterstürzende Eisblöcke und Lawinen. Dem wollten wir uns nicht aussetzen. Während zweier Tage suchten wir auf dem Gletscher eine Stelle, wo wir durchkommen konnten, aber es gab nichts. Wir als geübte Alpinisten hätten vielleicht durchkommen können, aber nicht die Sherpas, die keine ausgebildeten Bergsteiger sind. Ich sagte: «Hört, ich versuche, die Gletscherspalte zu durchqueren.» Sie liessen mich also am Seil hinunter. Auf der anderen Seite hatte es einen Eiszapfen, und ich versuchte mit einem Pendelschlag, diesen zu erreichen, um mich daran festzuhalten. Aber ich tat dies mit zu viel Schwung, es ging nicht. Ich versuchte, mit einer Stirnlampe die Umgebung zu beleuchten. Ich sah, dass, wenn ich 20, 25 Meter weiter hinunterstiege, es dort eine kleine Eiszunge gibt.

**Eine Brücke?**

Ja, eine schmale Brücke, die die beiden Seiten der Spalte miteinander verband. Sie liessen mich also dort hinunter. Ich überquerte diese Eiszunge – ich weiss nicht mehr wie. Sicher musste ich ein wenig Gymnastik machen. Ich gelangte also zur gegenüberliegenden Wand, die aus lebendigem Eis bestand. In dieser Eiswand hatte es kleine Steine, und ich begann zu klettern, wobei ich mich an den Steinen festhielt. Wissen Sie, heute hat man an den Steigeisen schräge Frontal-

zacken, aber das gab es damals nicht. Man musste also den Fuss ganz verdrehen, um sich im Eis einzuhaken. Nun, es war ein Wunder, dass ich nicht hinunterfiel.

**Wie steil war die Wand? Senkrecht?**

Ja, senkrecht. Oben war sie etwas schief, und es hatte Schnee. Dies war dann leichter zu bewältigen. Als ich auf der andern Seite oben ankam, fiel ich hin. Ich war erledigt. Es war auf 6000 Meter Höhe. Dann warf man mir Seile herüber. Ich streifte den Schnee weg, hämmerte meinen Pickel ins Eis und befestigte die Seile daran. So machten wir eine Seilbrücke. Dann setzte sich Expeditionskamerad Flory rittlings auf das Seil und überquerte die Spalte. Er musste gut aufpassen, dass er nicht nach links oder nach rechts das Gleichgewicht verlor. Er hatte einen Karabinerhaken, um sich zu sichern. Er ist also herübergekommen, und dann machten wir parallel zum ersten ein zweites Seil fest. Auf den Fotos kann man sehen, wie man diese Seilbrücke benutzte.

**Was Sie eben beschrieben haben, ist ein bergsteigerisches Meisterstück.**

Nun, diese grosse Gletscherspalte war das erste Hindernis, das die Amerikaner und die britische Expedition von 1951 nicht zu überwinden vermochten. Wir haben es bezwungen. Nachher musste die ganze Expedition über diese Brücke: die Sherpas, das Material.

**Wie ging es weiter?**

Wir stellten dann das Lager 3 auf – wohl 200 Meter höher –, dort stieg der Gletscher nur wenig an. Es hatte aber enorme Gletscherspalten, und denen musste man folgen, bis man eine Stelle fand, wo man sie überqueren konnte. Dann musste man wieder zurückgehen in einer Art Slalom. Distanzmässig kommt man nur wenig vorwärts, aber man legt viele Kilometer zurück. Auf 6450 Metern stellten wir Lager 4 auf, das praktisch am Fuss des Everest war. Dann stiegen wir weiter auf und sahen den Abhang des Südsattels, der sehr hoch ist – auf 8000 Metern –, ein immenser Abhang. Auf 6900 oder 7000 Metern errichteten wir Lager 5. Und von dort unternahmen wir verschiedene Versuche, um den Südsattel zu erreichen.

**War der Aufstieg schwierig?**

Nein, technisch nicht. Wir bahnten einen Weg, der für die Sherpas relativ leicht war. Aber es war schwierig wegen der Höhe, wegen des Sauerstoffmangels. Wir versuchten den Aufstieg über den riesigen Lhotse-Gletscher, aber es gab keinen bequemen Weg für die Sherpas. Schliesslich stiegen wir direkt über einen gewaltigen Eishang zum Südsattel auf. Dann kamen wir zu einem Felssporn, den man jetzt den Genfer Sporn nennt. Es ist ein leichter Fels. Man musste allerdings aufpassen, denn er war bröckelig. Man ging drei Schritte, und dann hielt man an, um zu atmen. Wir brauchten 14 Stunden, um vom

Lager 5 auf 8000 Meter zu gelangen, 14 Stunden für 1000 Meter Höhendifferenz.

### Wie lange braucht man in den Alpen für tausend Meter Höhendifferenz?

Ueli Steck hat die Eigernordwand – 1200 Meter – in zweieinhalb Stunden geschafft. Der Sauerstoffmangel ist ein grosses Problem. Wenn Sie in grosser Höhe aufsteigen und müde sind und im Lager schlafen, wachen Sie am nächsten Morgen mit Kopfweg auf. Sie sind krank. Man muss also, um den Organismus zu schonen, wieder hinabsteigen. Wir haben Dutzende und Aberdutzende Auf- und Abstiege gemacht, dies auch, um gleichzeitig Lasten hinaufzutragen. Wenn man das zwei, drei Wochen lang getan hat, beginnt der Organismus sich anzupassen.

### Hatten Sie genügend Zeit für die Akklimationisierung?

Wir wussten, dass sich das Wetterfenster im Juni auftut, und man musste Ende Juni die Eistürme im Gletscher – die Séracs – wieder hinter sich gebracht haben. Wir unternahmen zwei Versuche, um zum Südsattel zu gelangen. Um ihn zu erkunden, stieg ich zusammen mit Gabriel Chevalley, dem Expeditionsarzt, von 6900 Metern auf. Wir gelangten bis auf 200 Meter an den Sattel heran. Es war spät am Nachmittag, und wir sahen, dass der Aufstieg möglich war. Wir stiegen wieder hinunter, und am nächsten oder übernächsten Tag zogen Lambert, Tenzing, Flory und Aubert los, um diesen Weg zu machen. Um zum Südsattel zu gelangen, muss man an einem Punkt vorbei, der 8000 oder 8050 Meter hoch ist. Von dort steigt man wieder zum Sattel hinunter, der auf 7900 Meter liegt. Dies ist ein wenig wie eine Mausefalle. Die vier stiegen dann von dort wieder hoch, bis sie auf 8400 Metern zu einer Schulter gelangten. Tenzing hatte ein Zelt bei sich. Flory und Aubert stiegen wieder zum Südsattel hinunter, während Lambert und Tenzing die Nacht im Zelt verbrachten: ohne Essen, ohne Schlafsack, ohne gar nichts. Sie legten sich auf den Boden und warteten. Am Morgen war es bewölkt, aber sie wollten es versuchen. Sie stiegen während vier, fünf Stunden 200 Meter hoch, und dann merkten sie, dass sie nicht weiterkonnten, sonst wären sie gestorben.

### Wegen des Sauerstoffmangels?

Ja. Lambert und Tenzing stiegen zum Südsattel hinunter. Dann kamen sie nicht mehr vorwärts. Die zwei Kameraden, die am Vortag bei ihnen gewesen waren, mussten die beiden schliesslich ziehen, denn sie hatten keine Kraft mehr. Wir hatten eine Vereinbarung getroffen: «Ihr habt zwei Tage Zeit, und wenn ihr dann nicht zurück seid, müssen wir annehmen, dass ihr einen Unfall hattet.» Als sie nach zwei Tagen

nicht da waren, begannen wir uns Sorgen zu machen und stiegen hinauf, um sie zu suchen. Wir sahen dann, dass sie hinunterstiegen. Als sie unten ankamen, waren sie sehr mager – sozusagen nur noch Kadaver. Sie hatten nichts zu essen gehabt, nichts zu trinken, gar nichts. Die menschliche Widerstandsfähigkeit ist unglaublich. Sie sagten uns, sie seien beinahe auf dem Gipfel gewesen: «Jetzt seid ihr an der Reihe. Folgt unserem Weg, wir wünschen euch *bonne chance*.»

### Dann wartet also ihr an der Reihe.

Wir waren fünf: Chevalley, Dittert, Roch, Hofstetter, zwei Sherpas und ich. Wir erreichten den Südsattel, und dann erhob sich ein Sturm. Auf 8000 Metern hat man ohne Sauerstoff grosse Mühe zu gehen, und mit dem Wind wird es unmöglich. Wir mussten warten. Und wir blieben drei Tage und zwei Nächte auf 8000 Metern, ohne Essen, ohne Trinken. Es gab einen Sherpa, der wollte uns zu trinken geben, indem er Schnee mit einer Meta-Tablette zu schmelzen versuchte. Sie wissen, was Meta ist?

### Wir erinnern uns vage, dass man früher in den Bergen damit kochte. Konntet ihr wenigstens ein paar Schlucke trinken?

---

«Als Lambert und Tenzing unten ankamen, waren sie sehr mager – sozusagen nur noch Kadaver.»

---

Roch war krank. Er hustete viel. Das Wasser war vor allem für ihn. Wir waren zu dritt in einem zweiplätzigen Zelt, wie Sardinien eingepfercht, den Kopf zu den Füßen des andern. Um uns am Abend niederzulegen, nahmen wir bloss die Steigeisen ab. Die Schuhe behielten wir an und schlüpfen mit ihnen in den Schlafsack. Die Kraft fehlte, um die Schuhe auszuziehen. Wenn man in der Nacht Pipi machen musste, war dies eine Leidensgeschichte. Man brauchte dazu eine halbe Stunde. Wir waren also dort während dreier Nächte und zweier Tage.

### Aber Sie hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Gipfel zu erreichen?

Nach anderthalb Tagen wussten wir, dass es keinen Sinn machte. Es hatte einfach zu viel Wind. Als sich das Wetter etwas besserte, sagten wir uns, wir müssten hinuntersteigen, bevor es wieder schlechter werde. Ein Sherpa wollte im Zelt bleiben und sterben. Wir mussten ihn herausholen. Wir stiegen die 100 Meter zum Südsattel hoch und dann wieder hinunter zum Lager 5. Der Sherpa, der hatte sterben wollen, fiel alle zwanzig Meter hin. Auf dieser Höhe ist man so erschöpft, dass man schon Mühe hat, selber zu überleben. Wenn man dann noch einer andern Person Hilfe leisten muss, ist dies unglaublich anstrengend. Wir hatten nichts ausser unseren Schlafsäcken. Und weil der

Sherpa alles zurückgelassen hatte, bot ich ihm die Hälfte von meinem an. Chevalley sagte: «Ich mache euch zu trinken.» Er hatte zwei Kerzen dabei, und mit diesen schmolz er Schnee in einer Metallfeldflasche. Es ergab knapp einen Schluck für jeden. Am nächsten Tag hatte sich das Wetter gebessert, und wir machten uns bereit dafür aufzubrechen. Dann hörten wir Sherpas, die von Roch und Hofstetter früh losgeschickt worden waren, um uns zu suchen und uns zu trinken zu bringen. Sie brachten Orangen- und Apfelsaft, und wir tranken und tranken. Wir erreichten das nächste Lager.

### Das muss eine Riesenerleichterung gewesen sein.

Ja, aber wir durften uns nicht schlafen legen, weil in wenigen Tagen der Monsun erwartet wurde. Wir mussten den Gletscher und den Eisfall hinunter, bevor der Monsun loslegen würde. Vor dem Basislager hatte es ein riesiges Eis-Couloir, und als wir dort anlangten, waren wir so müde, dass wir uns auf den Rücken legten, um hinunterzugleiten – wie Kartoffelsäcke, so erschöpft waren wir.

### Wie lange war diese Schlittenbahn?

Nicht sehr lang, fünfzig Meter oder so, aber ziemlich steil. Wir kamen zum Lager 1, das zum Basislager geworden war, und dort assen und tranken und redeten wir. Ein von Tenzing geschickter Sherpa kam mit 150 Eiern, aber es waren kleine Eier – und wir haben alle gegessen.

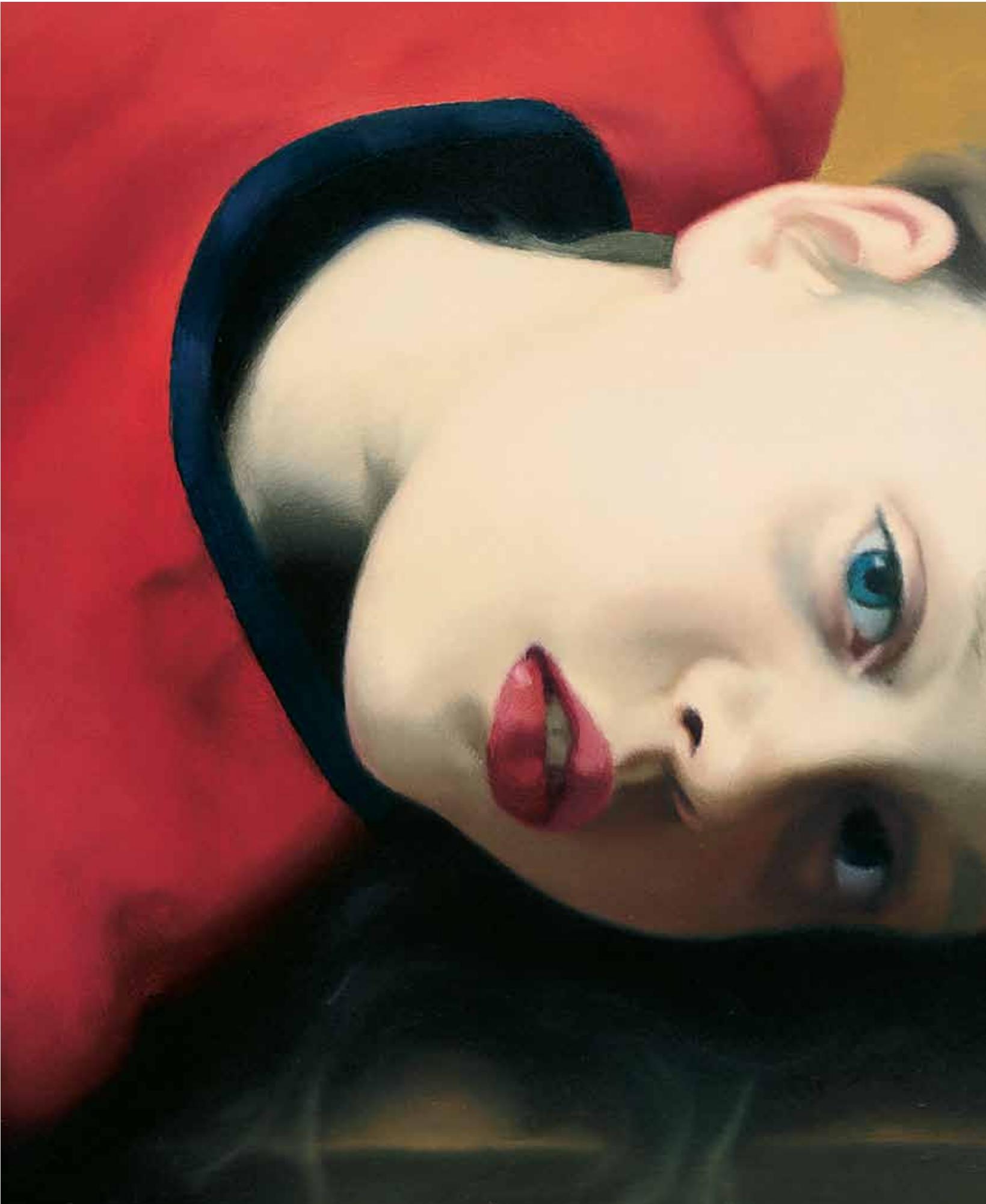
### Ein Bankett?

Ein Fest. Wir hatten zwar das Ziel nicht erreicht. Aber wir waren beinahe oben gewesen. Wir hatten keinen Schaden genommen. Niemand war krank geworden. Meine Füsse waren ein wenig gefroren, aber nichts Schlimmes. Das ist alles. Dann sind wir zurückgegangen.

### Dies war dann nur noch ein Spaziergang.

Genau, ein Spaziergang. Für den Rückweg schlugen wir eine andere Route ein und brauchten bloss 15 statt 23 Tage. Zum Schluss kamen wir in den Busch, wo es wilde Tiere gab. Wir banden die Hosen unten zusammen, aus Angst vor den Schlangen. Von Patna flogen wir nach Neu-Delhi, wo wir zwei Tage blieben, badeten und uns erholten. Dann flogen wir nach Genf zurück. Wir wurden am Flughafen vom Staatsrat in corpore begrüsst. Jeder von uns erhielt Blumen, es gab ein Essen, dann gingen wir nach Hause. Drei Tage später war ich schon wieder auf dem Montblanc. Ich war ein *obsédé*, ein Besessener.

**Jean-Jacques Asper**, geb. 1925, war das jüngste Mitglied der Schweizer Everest-Expedition von 1952. 2002 nahm er als 76-Jähriger an einer Expedition zur Erinnerung an das vor 50 Jahren durchgeführte Unternehmen teil und schaffte es bis auf 5000 Meter Höhe. Der pensionierte Ingenieur und Erfinder lebt in ländlicher Abgeschiedenheit in La Croix-de-Rozon am Fuss des Genfer Kletterbergs Salève.



*Unverschämt ehrlich*: Porträt von Betty, Tochter des Malers Gerhard Richter, 1977.



## Der Montagsmaler

Von Daniele Muscionico

Der Künstler Gerhard Richter steht für einen beliebten Irrtum. Und der besagt: Die Malerei ist tot! Doch die 100 000 Menschen, die in den ersten vier Wochen die grosse Werkschau zum Anlass seines achtzigsten Geburtstags in Berlin besucht haben, sprechen von Anderem. Noch nie war ein deutscher Künstler so populär wie Gerhard Richter, so gemeinverständlich – und dabei so teuer. Fünfzehn Millionen Franken für ein fotorealistisches Gemälde einer Kerze in Öl. Und das nicht deshalb, weil der Ölpreis die Schallgrenze des Irrsinns durchstossen hat.

Wieso ist Richter so beliebt? Weil er alles richtig macht auf seinen Bildern. Denn Gerhard Richter ist das Volk. Er hält für jeden etwas und für einige vieles bereit. Für seine Sammler auch die Gewissheit, den Picasso der Gegenwartskunst zu besitzen. Und den Künstler schon mal mit einer Bockwurst oder zumindest vor einem Bier ertappt zu haben. Was ein guter Deutscher ist, ist ein treuer Richter-Freund. Denn alle kennen seine Familie, den «Onkel Rudi» in Wehrmachtsuniform, seine dritte Ehefrau Sabine Moritz als «Lesende». Und vor allem seine erste Tochter Betty.

Bettys Porträt als Neunjährige, ein ausdrucksstarkes Gesicht, blaue Augen, roter Mund, hyperrealistisch verwischt auf die Leinwand gesetzt. Nur ihr Haar verrät, dass hier keine Kamera, sondern ein Pinsel am Werk war. Oder «Betty» als Anti-Porträt: Es zeigt das Mädchen im rot-weiss-geblühten Mantel von hinten. Das Bild ist das meistgedruckte Gemälde der Gegenwartskunst, verbreitet auf Plakaten, Postkarten und Buchcovers. «Betty» gilt als moderndes Gegenstück der «Mona Lisa», als eines der fünf beliebtesten Motive der Kunstgeschichte überhaupt.

Kein anderes Künstlerleben ist so eng mit der deutschen Geschichte verknüpft wie jenes von Richter: in Ostdeutschland geboren, im Westen populär geworden, durch seine Familie aufs unheilvollste mit den Nazi-Verbrechen verquickt. Sein Onkel Rudi blieb im Krieg verschollen, seine schizophrene Tante Marianne wurde von den Nazis ermordet – und Mitschuld daran trägt womöglich sein Schwiegervater, ein NS-Arzt. Richter malte sie alle.

Dabei lernte er, der Wirklichkeit zu misstrauen wie dem Politpamphlet oder einer Sonntagspredigt. Von diesem Misstrauen erzählt seine Kunst, damit erreicht er unser Herz. Der deutsche Montagsmaler, unverschämt ehrlich und impertinent wahr.

**Gerhard Richter:** Panorama. Neue Nationalgalerie, Berlin: bis 13. Mai 2012

## Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen**: Das Alphabetahaus (DTV)
- 2 (6) **Tess Gerritsen**: Grabesstille (*Limes*)
- 3 (2) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 4 (3) **Daniel Glattauer**: Ewig Dein (*Deuticke*)
- 5 (4) **Milena Moser**: Montagmenschen (*Nagel & Kimche*)
- 6 (-) **Javier Marias**: Die sterblich Verliebten (*Fischer*)
- 7 (-) **Andrea Camilleri**: Das Ritual der Rache (*Bastei Lübbe*)
- 8 (5) **Paulo Coelho**: Aleph (*Diogenes*)
- 9 (-) **Marcia Willett**: Das verborgene Kind (*Bastei Lübbe*)
- 10 (10) **Lukas Hartmann**: Räuberleben (*Diogenes*)

## Sachbücher

- 1 (1) **Pascal Voggenhuber**: Die geistige Welt hilft uns (*Giger*)
- 2 (4) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (2) **Pierre Dukan**: Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 4 (3) **Barney Stinson, Matt Kuhn**: Das Playbook (*Riva*)
- 5 (7) **Barney Stinson, Matt Kuhn**: Der Bro Code (*Riva*)
- 6 (6) **Walter Wittmann**: Superkrise (*Orell Füssli*)
- 7 (8) **Walter Isaacson**: Steve Jobs (*Bertelsmann*)
- 8 (-) **Tomas Sedlacek**: Die Ökonomie von Gut und Böse (*Hanser*)
- 9 (-) **Peter von Matt**: Das Kalb von der Gotthardpost (*Hanser*)
- 10 (10) **Lorenz Marti**: Eine Handvoll Sternenstaub (*Kreuz*)

## Apropos: Gefesselt und geknebelt

Vor einigen Wochen kritisierte die *Weltwoche* die Verantwortlichen der Solothurner Film-tage dafür, dass sie den Dokumentarfilm «Vol spécial» auszeichneten. In dem Film klagen Häftlinge eines Genfer Ausschaffungsgefängnisses über ihr Leid. Das Problem dabei: Nir-gends im Film wird darauf hingewiesen, dass einige der porträtierten Insassen eine krimi-nelle Vergangenheit haben. Der Zuschauer wird im Glauben gelassen, es handle sich um unbescholtene Flüchtlinge. Letztes Wochen-ende erfuhr der Film eine erneute Ehrung: Im Rahmen des Schweizer Filmpreises wurde er als bester Dokumentarfilm ausgezeichnet. Im Beschrieb auf Schweizerfilmpreis.ch heisst es: «In der Schweiz leben mehr als 200 000 Men-schen in ständiger Angst: Ohne ein Verbrechen begangen zu haben, riskieren sie, gefesselt, mit Handschellen versehen und geknebelt per Sonderflug abgeschoben zu werden.» (rb)

## Subventionen

# Wer zahlt, befiehlt

**Der Widerspruch zwischen Anbiederung und Publikumsferne lässt sich nicht durch eine Neuverteilung der Mittel auflösen, wie sie Pro-Helvetia-Direktor Pius Knüsel propagiert. Von Charles Lewinsky**

Pius Knüsel und seine drei Mitautoren haben mit ihren Thesen zum Subventionswesen in der Kultur eine Menge Staub aufgewirbelt. Und damit wieder einmal daran erinnert, dass auf diesem Gebiet eine Menge Staub liegt. Man kann ihre Überlegungen anregend oder nur provokant finden. Aber egal, wie man dazu steht: Es kann nicht falsch sein, immer wieder neu darüber nachzudenken, wie die Finanzierung unserer kulturellen Einrichtungen am besten stattfinden soll und wie die Verteilung der beschränkten Ressourcen am effizientesten vorzunehmen ist.

Ich möchte hier – am Beispiel des Theaters – nur einen Punkt aufgreifen, in dem mir Pius Knüsels Thesen zu kurz zu greifen scheinen.

Über das Verhältnis von subventionierendem Staat und konsumierendem Bürger sagt der Pro-Helvetia-Chef im Interview: «In der Kultur nimmt er ihn [...] an der Hand und erklärt ihm, was gute und was schlechte Kunst sei.» Diese Zustandsbeschreibung erscheint mir falsch. Sie würde nämlich voraussetzen, dass der Staat oder die ihn vertretenden Politiker eine feste Vorstellung davon hätten, welche Qualitätsstandards auf die von ihnen geförderten Kunstprodukte anzuwenden wären. Diese Vorstellung haben sie aber im Allgemeinen nicht, auch wenn sie das gern von sich behaupten. Zum Beispiel, wenn sie sich mal wieder lauthals (und, wie sie hoffen: wähler-wirksam) über zu viel nackte Haut oder eine angedeutete Pinkelattacke auf ein Blocher-Bild erregen. Bei den meisten Politikern – nicht bei allen, zum Glück – beschränkt sich das Kunstverständnis auf den Spiessersatz: «Ich verstehe nichts davon, aber ich weiss, was mir gefällt.»

### Ohne Finanzierung kein Theater

Nein, von der Politik kommen keine eindeutigen Vorgaben. Kulturpolitiker agieren weniger, als dass sie reagieren. Der Mechanismus, so scheint mir, funktioniert eher andersrum: Die Künstler – in diesem Fall Theatermacher – versuchen permanent, zu erraten, was ihren Geldgebern wohl gefallen könnte. Um dann die Art Kunst zu produzieren, von der sie hoffen, dass sie ihnen den benötigten Geldfluss auch weiterhin sichert.

Ich will damit keineswegs sämtliche Intendanten, Regisseure und Schauspieler als geldgierige Wendehälse denunzieren. Der Zusammenhang zwischen Theaterfinanzierung und dem, was auf der Bühne produziert wird, ist

subtiler Natur. Aber er besteht. Es führt nun mal kein Weg daran vorbei: Theater ist eine aufwendige Kunstform, deren Produktion mehr Geld kostet als die meisten andern. Theater ist teuer. Ohne Finanzierung kann es nicht entstehen. Also muss sich jeder Theatermacher, bewusst oder unbewusst, nach den Wünschen der Leute richten, deren finanzielle Beiträge ihm überhaupt erst erlauben, etwas auf die Bühne zu bringen.

### Exakt wie schon im alten Rom

Am einfachsten ist dieser Zusammenhang bei jenen Produktionsformen zu erkennen, in denen die Finanzierung zu hundert Prozent durch den Kartenverkauf erfolgt. Hier sind Zuschauer und Geldgeber deckungsgleich, und es ist nur selbstverständlich, dass sich der Theaterunternehmer bemühen wird, Inszenierungen zu produzieren, die zu günstigen Einstandskosten möglichst viele Zuschauer an die Kasse locken. Er wird seinen – wie immer definierten – Kunstanspruch also senken und dafür den Unterhaltungswunsch des Konsumenten höher gewichten. Das Ergebnis: Boulevard. Mit den durch die Sachzwänge vorgegebenen Spielregeln des Genres: nur eine einzige, möglichst tourneegeeignete Dekoration und keinesfalls mehr als sechs oder sieben Darsteller.

Interessanterweise existierte der exakt gleiche Zusammenhang schon vor zwei Jahrtausenden. Und das Ergebnis war genau dasselbe. Wenn man sich etwa die zu ihrer Zeit ebenfalls nur durch Eintrittsgelder finanzierten Komödien des Plautus ansieht, dann stellt man überrascht fest, dass sie, geschäftlich wie dramaturgisch, den gleichen Regeln folgen wie der moderne Boulevard. Ähnliche Finanzierung ergibt ähnliche Form.

Natürlich kann niemand ein Interesse daran haben, dass sich das Theaterangebot auf kassenwirksame Zugstücke beschränkt. Also unterstützen wir – sehr zu Recht – unsere Bühnen mit staatlichen Geldern. Und schaffen damit ein neues, durch diese Art der Finanzierung ausgelöstes Problem.

Bei den so unterstützten Theatern spielen die Kasseneinnahmen keine wirklich wichtige Rolle mehr. An den deutschen Stadt- und Staatstheatern werden nur noch 14 bis 18 Prozent des Budgets an der Kasse erwirtschaftet. (In der Schweiz ist der Prozentsatz höher.) Was mit anderen Worten heisst: Der Theaterbesucher ist auf der Einnahmenseite eine



«Nicht alle Künstler sind geldgierige Wendehälse»: «Der Revisor» am Zürcher Schauspielhaus.

vernachlässigbare Grösse. Vom Budget her gesehen, hat ein Intendant kein gesteigertes Interesse, sich nach den Wünschen seiner Besucher zu richten oder sie auch nur wichtig zu nehmen. Wie es ein besonders hochnäsiger deutscher Dramaturg einmal formulierte: «Wer hinter den Abonnenten herläuft, sieht nur Ärsche.»

### Schlechter Geschmack ist einkalkuliert

Auch bei ganz anderen Formen der Theaterfinanzierung lässt sich der klare Zusammenhang zwischen Geldquelle und Aufführung erkennen. Manchmal, und auch das ist eine Form der Subvention, wird der vermutete

### «Der Theaterbesucher ist auf der Einnahmenseite eine vernachlässigbare Grösse.»

schlechte Geschmack des Durchschnittszuschauers vom Geldgeber sogar ganz bewusst in seine Rechnung eingesetzt. Um noch einmal den Vergleich zum alten Rom zu ziehen: Wer dort das beträchtliche Geld für eine grosse Show im Amphitheater aufbrachte, hatte keine künstlerischen Ansprüche. Was da gespielt wurde, interessierte ihn nicht beson-

ders. Er wollte mit der von ihm gesponserten Veranstaltung nur eine möglichst grosse Anzahl zufriedener Zuschauer produzieren, damit die ihm dann bei der nächsten Wahl ihre Stimme gaben – oder was er sich sonst als Gegenleistung für sein Mäzenatentum erhoffte.

Dasselbe Finanzierungsprinzip übrigens, nach dem heute private Fernsehsender funktionieren. Nur dass dort die «Mäzene» die Käufer von Werbezeit sind. Was der Sender produziert, ist ihnen im Prinzip egal. Sie sind nur daran interessiert, dass ihre Werbebotschaften von einer möglichst grossen Zahl möglichst zufriedener TV-Konsumenten gesehen werden. (Und so sehr unterscheidet sich ein TV-Dschungelcamp ja auch nicht von den blutigen Attraktionen des Kolosseums.)

Nach wem richten nun aber die subventionierten Theater ihren Spielplan und die Form ihrer Inszenierungen aus? Auf den ersten Blick würde man meinen, dass der Geschmack jener Politiker für sie massgebend sein müsste, die ja in Kommissionen und Parlamenten über die Höhe der jährlichen Subventionen zu befinden haben. Aber das wäre zu kurz gedacht. Diese Gremien entscheiden ja nicht primär auf der Basis ihrer – meist nicht sehr ausgeprägten – Fachkenntnis und schon gar nicht aufgrund

eines definierten Kunstverständnisses. Sie verlassen sich in diesem Punkt lieber auf die veröffentlichte Meinung. Wenn die *FAZ*, die *Süddeutsche* oder – höchste der Weihen – gar *Theater heute* im Feuilleton vermeldet, die Inszenierung am Theater zu X oder Y sei bemerkenswert gewesen, wenn gar die (ebenfalls aus Kritikern zusammengesetzte) Jury eine lokale Produktion ans Theatertreffen nach Berlin einlädt, dann ist das für den Subventionsvergeber die angenehme Bestätigung, dass die öffentlichen Gelder gut angelegt sind. Und so lässt er auch über eine allfällige Erhöhung mit sich reden.

### Theaterkritiker haben zu viel Einfluss

Letzten Endes, so scheint mir, hat also die kleine Gruppe professioneller Theaterkritiker einen übergrossen Einfluss auf die Verteilung öffentlicher Gelder. An sich kein Problem – wenn ihre Meinung als zuverlässiger Massstab für die Reaktion des durchschnittlichen Theaterbesuchers dienen könnte. Das ist aber nur selten der Fall. Wer als Voraussetzung für seinen Beruf jeden Abend in einem neuen Feinschmeckerlokal speisen muss, stellt an sein Essen andere Ansprüche als der Restaurantbesucher, der einfach nur Hunger hat. Und der Restaurantbesitzer, der unentwegt Schneckeneier auf die Speisekarte setzt, um den Testern des «Guide Michelin» und «Gault Millau» zu gefallen, wird sich bald einmal über das Ausbleiben der Laufkundschaft wundern.

Was ihn noch nicht mal stören muss, solange sein Lokal entsprechend den Bewertungen im Gourmetführer subventioniert wird.

Wie lässt sich der Widerspruch zwischen kassenfinanzierter Publikumsanbiederung und subventionierter Publikumsferne auflösen? Wohl nicht einfach durch eine Neuverteilung der Mittel, wie sie Pius Knüsel propagiert. Aber vielleicht liesse sich das Prinzip, nach dem die Zuschüsse der öffentlichen Hand verteilt werden, neu definieren. Wie wäre es zum Beispiel, wenn ein Teil der Subventionen variabel wäre und von den Besucherzahlen abhinge? Das würde den Käufer eines Tickets wieder zu einem wichtigeren Teil der Finanzierung machen und damit seinen Einfluss auf das Gezeigte erhöhen. Und jeder Theaterleiter könnte selber entscheiden, wie er die Balance zwischen Kritikerjubiläum und Publikumszuspruch austarieren will.

In glücklichen Fällen müssen die beiden Aspekte ja gar keine Gegensätze sein.

Dieter Haselbach, Armin Klein, Pius Knüsel, Stephan Opitz: *Der Kulturinfarkt*. Knaus. 288 S., Fr. 28.50.

Charles Lewinsky ist Drehbuchautor und Schriftsteller.



*Schwindender Zuspruch:* das Stadttheater Bern.

## Institutionen

# Weg damit!

**Der Pro-Helvetia-Direktor Pius Knüsel schlägt vor, die Hälfte der Kulturinstitutionen zu schliessen. Welche, will er nicht sagen. Wir helfen nach. Von Rico Bandle**

Das subventionierte Kulturangebot ist in den letzten vierzig Jahren stark angewachsen. Überall entstanden neue Ausstellungsräume, Bühnen, freie Gruppen; die Anzahl jener Leute, die sich Künstler nennen, stieg exponentiell an. Heute, so der Befund von Pius Knüsel und drei weiteren Autoren im Buch «Der Kulturinfarkt», stehe die Besitzstandswahrung an oberster Stelle: Das verhindere Innovation und fördere den Einheitsbrei. «In der Kultur geht es immer nur um Vergangenheit, um Strukturhaltung und moralische Selbstverteidigung», heisst es im Buch.

Die Autoren schlagen einen radikalen Rückbau der Kulturinstitutionen vor: Die Hälfte der Museen, Theater und Konzerthäuser solle verschwinden. Zu sparen ist nicht die Intention hinter dem Vorschlag: Das frei gewordene Geld soll unter den übriggebliebenen Institutionen verteilt sowie für neue Projekte verwendet werden.

Nebst harscher Kritik ist Pius Knüsel mit seinen Thesen auch auf Zustimmung gestossen. Der Gedanke, das künstlich erzeugte Überangebot zu reduzieren, um Mittel für Neues frei zu machen, findet selbst innerhalb der Kulturbranche Sympathisanten.

Allerdings drücken sich Knüsel und seine Mitstreiter davor auszusprechen, welche Kulturinstitutionen überflüssig sind. «Da liegen zu viele Fallstricke», sagte Knüsel gegenüber der *Weltwoche*. Wer aber tatsächlich etwas ändern will, kommt nicht um die undankbare Aufgabe herum, die Namen der obsolet gewordenen Institutionen zu nennen. Die Kriterien sind im Buch klar formuliert: Wenn weder die Eigenständigkeit des Angebots gegeben ist noch die Wirtschaftlichkeit des Betriebs auf einem akzeptablen Niveau steht, so muss die Existenzfrage gestellt werden. Wir zeigen acht Institutionen, die unter Anwendung dieser Kriterien auf die Streichliste gehören:



*Wenig im Einsatz:* Ballettruppe.

### Theater Neumarkt, Zürich

Das Haus wurde 1966 gegründet und sollte als Experimentierbühne einen Gegenentwurf zum grossen Schauspielhaus bilden, das konventionelles Sprechtheater zeigte. Heute sieht sich auch das Schauspielhaus dem Experiment verpflichtet, das Theaterhaus Gessnerallee pflegt ebenfalls ein ähnliches Programm: Die Häuser unterscheiden sich ästhetisch kaum mehr. Das Theater Neumarkt beschäftigt ein eigenes Ensemble, was äusserst kostspielig ist: Jede Eintrittskarte wird mit 230 Franken subventioniert, bloss 16 Prozent des Umsatzes erwirtschaftet das Theater selbst, der Rest kommt vom Steuerzahler.

### Kunsthäuser Baselland, Zug und Glarus

Fast jeder Kanton betreibt sein eigenes Kunsthaus. Mit der erhöhten Mobilität sind die Kunstinteressierten der Landkantone heute in kürzester Zeit in einer grösseren Stadt, wo Werke von Weltrang zu sehen sind. Das gilt insbesondere im Kanton Baselland, wo ein eigenes Kunsthaus vor den Toren der Kunststadt Basel kaum zu rechtfertigen ist. Ähnliches gilt für die Kunsthäuser in Zug oder Glarus. Bloss wenige Kunstmuseen ausserhalb der Zentren haben es geschafft, dank einem eigenen Profil unentbehrlich zu werden: zum Beispiel das Aargauer Kunsthaus, das konsequent auf Schweizer Gegenwartskunst setzt.

### Stadttheater Bern

Das Berner Stadttheater kämpft seit vielen Jahren mit schwindenden Zuschauerzahlen und der künstlerischen Bedeutungslosigkeit. Anders als in der bildenden Kunst, wo Bern mit Ausstellungen im Kunstmuseum und im Zentrum Paul Klee regelmässig zum Anziehungspunkt weit über die Stadtgrenzen hinaus wird, vermag das Theater nicht einmal mehr die einheimische Bevölkerung zu begeistern. Dennoch lässt sich die öffentliche Hand das Konzert-Theater Bern jährlich 37 Millionen Franken kosten. Sinnvoll wäre es, den Theaterbetrieb in seiner heutigen Form



*Weitgehend überflüssig:* Kunsthalle Luzern.

einzustellen und stattdessen einen Gastspielbetrieb einzurichten, der bei weit geringeren Kosten ein vielfältigeres Programm hervorbringen würde.

### Tanzkompanien St. Gallen und Luzern

Jedes grössere Theater in der Schweiz unterhält eine eigene Tanzkompanie, die erstens nur wenig zum Einsatz kommt und zweitens qualitativ oft nicht überzeugen kann. Lohend wäre es, eine alte Idee wieder in Erwägung zu ziehen: die Tanzkompanien der kleineren Stadttheater zu streichen und stattdessen eine gutdotierte Schweizer Tanzgruppe ins Leben zu rufen, die alle Bühnen bespielt. Das gesparte Geld könnte in die freie Szene und in die Tanzausbildung fliessen.

### Zürcher Kammerorchester

In der Stadt Zürich buhlen das Opernhaus, das Tonhalle-Orchester, das Zürcher Kammerorchester und viele kleinere Formationen um das begrenzte Klassikpublikum. Und trotzdem reisen viele Zürcher lieber nach Luzern ins KKL für ein Klassikkonzert, als eines in Zürich zu besuchen. Vor allem das Kammerorchester agierte in den letzten Jahren hilflos: Anstatt auf eigene Stärken zu setzen, versuchte es, mit seinem Programm das grosse Tonhalle-Orchester zu kopieren, und lud gar dieselben Solisten ein. Zudem kämpft das Ensemble seit Jahren mit Geldproblemen. Für den eher bescheidenen künstlerischen Mehrwert sind die 3,2 Millionen Subventionsfranken viel Geld.

### Kunsthalle Luzern

Die Kunsthallen wie jene in Luzern wurden einst als Alternativen zu den starren, konventionellen Kunstmuseen ins Leben gerufen: Dort werden nicht bloss Bilder aufgehängt oder Skulpturen auf einen Sockel gesetzt, sondern ganze Räume umgestaltet. 1967 war es eine Sensation, als der legendäre Kurator Harald Szeemann die Berner Kunsthalle durch den Verpackungskünstler Christo verhüllen liess. Heute sind Kunsthallen weitgehend überflüssig ge-



*Bescheidener Mehrwert:* Kammerorchester.

worden: Die konventionellen Museen und Galerien bieten zeitgenössischen Künstlern mittlerweile dieselben Freiräume, entsprechend ähnlich sehen die Ausstellungen aus.

### Aargauer Symphonie-Orchester

Der Kanton Aargau leistet sich ein teures Sinfonieorchester – das qualitativ nicht mit den Eliteorchestern in den nahegelegenen Städten Zürich oder Luzern mithalten kann. Die Bevölkerung in den ländlicheren Kantonen hat zwar durchaus Anspruch auf klassische Musik, dafür braucht es aber kein eigenes Orchester. Die Schweizer Spitzenorchester, zum Beispiel das Zürcher Tonhalle-Orchester, touren alle paar Jahre durchs Ausland, was in der Regel beträchtliche finanzielle Defizite verursacht. Angeblich seien solche Gastspiele dem Image förderlich. Lieber würden diese Orchester in der Schweiz touren und der Landbevölkerung hochstehende Musik bieten. Ein Konzert im Gemeindesaal Brugg ist zwar weniger prestigeträchtig als eines in der Londoner Royal Albert Hall, doch Subventionen fliessen nicht, um einem Orchester schöne Erlebnisse zu bieten, sondern der Bevölkerung.

### Cabaret Voltaire

Auch die *Weltwoche* sprach sich im Vorfeld der Volksabstimmung über das Cabaret Voltaire 2008 für den Erhalt der Dada-Geburtsstätte aus. Das Haus brachte mit spektakulären, manchmal auch pubertär anmutenden Kunstaktionen wie dem Verwanzen des Opernhauses oder einem Sex-Casting die Zürcher Stadtbehörden regelmässig in Wallung. Seitdem die Subventionen gesichert sind, ist es ruhig geworden um die Neo-Dadaisten: Die subventionsbedingte Trägheit hat auch hier eingesetzt. Co-Direktor Philipp Meier sieht seine Haupttätigkeit mittlerweile darin, täglich unzählige Facebook-Nachrichten in die Welt zu setzen. Dabei zitiert er gerne den Satz: «Kulturgeld ist auch Schweigegeld.» Schweigegeld gehört abgeschafft.

## Jazz

# Der erste Schrei, der letzte Seufzer

Von Peter Rüedi

**T**obi Preisig heisst der Geiger. Der Geiger, der Violinist, der Fiedler. Das sind nur scheinbar Synonyme, in Wahrheit unterschiedliche Manifestationen im Spiel des scheinbar klassischen Instruments. Tobias Preisig wechselt mit wunderbarer Unbekümmertheit von einer in die andere, in steter Verwandlung, vom schnellfingerigen Konzertviolinisten zum vibrierenden Stehgeiger, zum volksmusikalisch-handfesten Vital-Fiddler, zum fetzigen Jazz-Fiedler und darüber hinaus zum Geräusch-Experimentator, der sich im Flüstern auflöst, in gerade noch ahnbaren Kratzern, hingezupften, hingetupften Pianissimi.

Nicht weniger als die ganze Sozialgeschichte der Violine, der Geige, der Fiedel kommt hier zum Klingen. Preisig spielt, sozusagen, mal im Frack, mal im Flickenschwanz des Jahrmarkt-Unterhalters. Auf dem Cover hält er eine mexikanische Figur in Händen, ein die Geige spielendes Skelett: den Tod, der zu Allerseelen über den Gräbern zum Tanz aufspielt, am letzten Tag von Malcolm Lowrys Konsul oder, als schwarzer Geiger, in Kellers «Romeo und Julia». Eines der Stücke heisst «Totenmarsch», ein anderes «Transforming», wieder ein anderes «In Transit», ein viertes, kurzes, besonders eindrückliches «C'est l'ange qui part».

Die CD beginnt mit einem ansteigenden Crescendo wie dem Starten eines Düsenmotors, der Titel ist «Infinite Inhale»; der zweite «Infinite Exhale». Einatmen, ausatmen, verwandeln: Da geht es, ohne dass uns der Ernst erdrückte, um «transzendente» Vorgänge: wie auf dem mexikanischen Totenacker unter dem Vulkan, mit ebenso viel Humor wie Pathos, Finesse wie Aplomb. Preisigs Band ist eine wunderbar integrierte Gruppe, welche ihre Reisen gemeinsam unternimmt (nur gelegentlich lösen sich Soli im traditionellen Sinn aus dem Kollektiv): Stefan Aeby am Piano, André Pousaz am Bass, Michi Stulz am Schlagzeug. Ihnen und Preisig geht es um Dynamik, um die Fallhöhe zwischen mit dickem Pinsel gemalter Expression und feinstgesponnener, behutsam poetischer Melancholie. Verwandlung, «Transition» auch in diesem Sinn. Das ganze Leben eben, vom ersten Schrei bis zum letzten Seufzer.



Tobias Preisig: In Transit. Traumton Records 4567

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Hugo	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
2	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
3	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
4	The Best Exotic Marigold Hotel	★★★★☆
	Regie: John Madden	
5	Headhunters	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
6	Haywire	★★★★☆
	Regie: Steven Soderbergh	
7	John Carter	★★★☆☆
	Regie: Andrew Stanton	
8	The Iron Lady	★★★☆☆
	Regie: Phyllida Lloyd	
9	The Artist	★★★☆☆
	Regie: Michel Hazanavicius	
10	War Horse	★★★☆☆
	Regie: Steven Spielberg	

### Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	24 746
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (2)	This Means War	11 582
	Regie: McG	
3 (3)	John Carter	8 466
	Regie: Andrew Stanton	
4 (-)	Contraband	8 436
	Regie: Baltasar Kormákur	
5 (-)	The Best Exotic Marigold Hotel	7 293
	Regie: John Madden	
6 (4)	The Iron Lady	7 182
	Regie: Phyllida Lloyd	
7 (5)	Journey 2: The Mysterious Island	5 291
	Regie: Brad Peyton	
8 (7)	Safe House	3 832
	Regie: Daniel Espinosa	
9 (10)	Die Wiesenberger	3 435
	Regie: Bernard Weber	
10 (8)	The Artist	2 924
	Regie: Michel Hazanavicius	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Aushilfsgangster (Universal)
2 (1)	Abduction (Impuls)
3 (-)	Wickie auf grosser Fahrt (Rainbow)
4 (-)	Paranormal Activity 3 (Rainbow)
5 (2)	Die drei Musketiere (Rainbow)
6 (6)	Johnny English (Universal)
7 (7)	One Way Trip (Ascot Elite)
8 (5)	Footloose (Rainbow)
9 (-)	Apollo 18 (Ascot Elite)
10 (4)	Contagion (Warner)

Quelle: Media Control



Apokalypse im Kopf: Michael Shannon als Curtis LaForche.

### Kino

## Es stürmt im Kopf

In «Take Shelter» wird ein Mann von schaurigen Visionen gebeutel. Nur ein Verrückter? Der ganz andere Katastrophenfilm.

Von Wolfram Knorr

In Krisenzeiten, heisst es, haben sonderbare Heilige mit Untergangs- und Katastrophen-Visionen Hochkonjunktur. Entweder sind sie Spinner, Scharlatane oder Verrückte. Curtis LaForche (Michael Shannon), kantig und verschlossen, mit einem Gesicht, als laste auf ihm ein tonnenschweres Gewicht, gehört nicht zu diesen Heiligen – aber es suchen ihn in schrecklichen Träumen apokalyptische Visionen heim: brauner, öliger Regen; Menschen, die ihn wie hungrige Zombies aus dem Auto zerren; sein Hund, der ihm den Arm zerfleischt, und immer wieder Wolken und aufkommende Stürme am Horizont. Die Albträume hält er für Warnungen, Vorzeichen für Kommendes. Er sperrt den Hund in einen Käfig, legt im Garten einen Schutzbunker an und verhält sich immer sonderlicher. Doch ein heiliger Spekulant?

«Take Shelter», mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, ist ein in jeder Hinsicht ungewöhnlicher Katastrophenfilm. Die erwartete Apokalypse findet in Curtis' Kopf statt. Ein Nostradamus ist er nicht, sondern ein gequälter, verfolgter Wicht. Seine Mutter wurde schizophoren und lebt in einer Anstalt. Die Angst, das gleiche Schicksal zu erleiden, nagt an Curtis. Die Familienidylle mit Frau Samantha (Jessica Chastain) war, trotz der sechsjährigen taubstummen Tochter Hannah (Tova Stewart), nie getrübt. Jetzt aber, unfähig sich seiner Frau

zu offenbaren, brennt er furchtbar nach innen. Nichts soll von dem verzehrenden Feuer nach aussen dringen und sein soziales Regelwerk beschädigen, seine Funktion als Teamleiter einer Sandgewinnungs-Firma angreifen, Samanthas Nebenverdienst als Näherin, Hannahs Förderschule und den Umgang mit den Kollegen schädigen. Nur explodieren seine Träume immer heftiger und erschüttern auch Frau und Kollegen, während übers platte Land Ohios immer häufiger Gewitter und Stürme fegen und rumpeln. Curtis weiss nicht mehr zwischen Wahn und Wirklichkeit zu unterscheiden, sucht Hilfe bei seinem Arzt, bei einem Therapeuten, nur nicht bei seiner Frau. Erst als sie merkt, dass ihr Mann im Garten eine Baugrube für einen Schutzbunker aushebt, droht die Beziehung auseinanderzubrechen.

«Take Shelter» von Jeff Nichols («Shotgun Stories»), ein Independent-Film, kreist mit bohrender Intensität um Curtis, als wolle er ins Innere seines Schädels dringen. Nichols verzichtet auf Metaphern und erzählt klar, funktional, schlackenlos, ohne Mätzchen. Curtis' häufigster Blick gilt nicht Frau und Tochter, sondern Himmel und Horizont. Es ist ein Blick gebrochener Hoffnungen in einer Krisenzeit. Krankenversicherungen, Kredite – alte Sicherheiten werden porös, und das macht Angst. Der sozialpsychologischen Tristesse

entsprechen die Bilder, denen Kameramann Adam Stone die Farben entzogen hat.

Mit bewusst irritierender Konsequenz lässt Nichols offen, ob Curtis' Psyche lädiert ist oder ob er von Vorahnungen gebeutelt wird. Das Finale ist eine aberwitzige Pointe und eine vernichtende Kritik an der Medizin – vor allem an den Seelenärzten. ★★★★★

## Weitere Filmstarts

**The Hunger Games** — In einer nicht näher definierten Zukunft, nach Kriegen und anderen Katastrophen, ist aus den Trümmern das Land Panem entstanden, ein faschistoides, sadistisches Imperium, das alljährlich sogenannte Hungerspiele veranstaltet, die in Mord und Totschlag münden; nur einer kann siegen. Das delikate Pervers-Sadistische: Es sind ausschliesslich Jugendliche zwischen zwölf und achtzehn Jahren, die ausgelost werden, sich gegenseitig abzumurksen. Die «Spiele» werden vom Fernsehen übertragen. «The Hunger Games» ist die Verfilmung des ersten Teils einer Fantasy-Trilogie von Suzanne Collins, die in über vierzig Sprachen übersetzt wurde («Die Tribute von



Brillant: Stanley Tucci (l.), Jennifer Lawrence.

Panem»). Nach Joanne K. Rowling («Harry Potter»), Stephenie Meyer («Twilight») nun also Suzanne Collins, Ex-Redaktorin eines US-Kinderkanals. Es scheint so, dass die schreibenden Damen den Männern in der Bestsellerei weit

überlegen sind. Schon reiben sich die Produzenten die Hände, weil sie davon ausgehen, die «Hunger Games» werden «Twilight» überflügeln. Das könnte stimmen. Die blutige Teenager-Hatz ist spannender als das sabberblutige Rumgebeisse. An Suzanne Collins lässt sich aber auch wunderbar nachweisen, woraus die Rezeptur eines Bestsellers besteht. Man bediene sich fremder Motive und rühre sie zu einem neuen Mix zusammen. So nutzte Collins als Grundidee «Battle Royale» von Koushun Takami (Schüler müssen sich auf einer Insel gegenseitig töten). Aus dem Roman wurde ein spektakulärer (und umstrittener) japanischer Film (mit zwei Sequels). Dann gab sie eine Prise aus William Goldings Klassiker «Lord of the Flies» und Robert Sheckleys «The Prize of Peril» hinzu; ein wenig «Truman Show», etwas Cyberspace-Hokuspokus und römisches Gladiatoren-Gesumse (Panem von panem et circenses). Regisseur Gary Ross («Pleasantville») steigert seine solide Verfilmung mit Jennifer Lawrence («Winter's Bone») als gehetztem Wild zur scharfen TV-Satire; und da brilliert Stanley Tucci als aufgetakelter Hirnstaubsauger-Moderator mit Klaviertasten-Grinsgebiss ★★★★★

**Et maintenant, on va où?** — Von Gottfried Benn stammt die Erkenntnis, dass das Gegenteil von Kunst das Gutgemeinte ist. Stimmt, vor allem, weil es so quälend bemüht ist. Zu den gutgemeinten Filmen gehört Nadine Labakis Komödie über ein libanesisches Dorf, in dem Christen und Muslime friedlich leben. Durch drohenden Bürgerkrieg befürchtet man, die Christen und Muslime im Dorf könnten ihren Frieden aufgeben. «Man» sind die Frauen, die nun alle Hebel in Bewegung setzen, ihre Männer davon abzuhalten. Man kennt die Masche: durch Sexverweigerung. Labaki sucht den umgekehrten Weg: Die Frauen holen sogar türkische Table-Dancerinnen in ihr Kaff. In Toronto erhielt der Film den Publikumspreis; wahrscheinlich weil er so wahnsinnig gut gemeint ist ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

Warum sind bei den Hauptdarstellern auf den Filmplakaten die Namen oberhalb der dargestellten Personen meist in einer anderen Reihenfolge aufgelistet? Wurde das mal aus Versehen gemacht, wurde es dann Kult, und jetzt tun's alle?



Unser spontaner Lese-Impuls geht von links nach rechts. Die linke Position auf dem Plakat ist deshalb die teure. Der Designer, der die Figuren arrangiert, fotografiert, zeichnet oder collagiert, hat optische Effekte im

Auge, die nicht mit den Namen der (Haupt-)Darsteller übereinstimmen müssen. Die linke Position gehört der höchsten Gage. Dazu gibt es einen schönen Fall aus dem Jahre 1997. In «Face/Off», mit John Travolta und Nicolas Cage, geht's um einen Körpertausch, beide Schauspieler sind eigentlich gleichwertig. Auf dem Poster sind sie nebeneinander. Travolta verlangte die linke Hälfte mit Namenszug und erhielt sie.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Firmenchefs in Arbeiterkluft

Von Rico Bandle

Erst half eine Pädagogin Familien bei der Erziehung («Die Supernanny»), dann kam der Geldberater, der überschuldeten Privatpersonen den Weg aus der Misere aufzeigte («Raus aus den Schulden»), jetzt stehen Firmenchefs im Zentrum der RTL-Sozialdoku-Maschinerie: «Undercover Boss» heisst das Format. Wer nun einen kulturkritischen Beitrag über menschenunwürdiges Reality-TV erwartet, wird enttäuscht: «Undercover Boss» ist grossartiges Fernsehen.

Worum geht es? Der Chef einer grösseren Firma verkleidet sich wie einst der legendäre Enthüllungsjournalist Günter Wallraf als Arbeiter und mischt sich während fünf Tagen unter seine Angestellten: auf der Baustelle, im Burger-King-Restaurant, in der Fabrik. Den Arbeitern wird er als Praktikant vorgestellt, der im Rahmen einer Dokumentation einen Job sucht und deshalb von Kameras begleitet wird. Das Resultat ist umwerfend: Die Chefs sind mit vermeintlich einfachen Aufgaben oft völlig überfordert. Die Arbeiter geben dem Praktikanten Anweisungen, korrigieren ihn, einige schütten ihm ihr Herz aus – ohne zu ahnen, dass der tollpatschige Mann in Arbeiterkluft der CEO der Firma ist.

Die Firmenchefs, die sich auf das Experiment einlassen, wollen erfahren, wo ihren Arbeitern der Schuh drückt. Für den Zuschauer ist die Konstellation in vielerlei Hinsicht erbaulich: Wie ungeschickt sich die bürogeübten Chefs beim Dachdecken oder Hamburger-Braten anstellen, ist genau so schön anzusehen, wie wenn Kinder Erwachsenen beim Memory-Spiel keine Chance lassen. Wenn ein Arbeiter vor dem Chef über «die da oben» schimpft, so hat das einen gewissen Heiterkeitsfaktor – zumal die Chefs immer Verständnis zeigen und den Mitarbeitern nach der Auflösung grosszügige Geschenke machen. Geschickt spielen die TV-Macher auch mit dem Spannungsfaktor der möglichen Enttarnung: Werden die Mitarbeiter den Chef trotz Perücke und Bart erkennen?

«Undercover Boss» ist die seltene Form von Reality-TV, wo niemand blossgestellt wird. Und am Schluss alle zufrieden sind: Arbeiter, Chef und TV-Zuschauer.

Undercover Boss: Montag, 21.15 Uhr, RTL.

# Salon de l'Esprit

Ambitionierte Frauen und geistige Anregung am Zürichberg.  
 Von Hildegard Schwaninger



*Geistig belastbar:* Philosophin Katja Gentinetta.

Eigentlich könnte es sich Gabriele Paltzer bequem machen. Als Frau des erfolgreichen Anwalts Edgar H. Paltzer (Spezialität: Erbrecht) und Mutter von drei Kindern es sich gemütlich einrichten in ihrer Villa am Zürichberg. Doch sie will weiterkommen, sich entwickeln. Psychisch wie physisch. So sieht man sie manchmal den Zürichberg hinaufradeln, schnell und sportlich, immer stilvoll in Hermès-Jacke und mit Handschuhen. Sie spielt Orgel und tut das manchmal im Gotteshaus vis-à-vis ihrer Villa, dann donnert das ganze Kirchenschiff.

2003 gründete sie den Salon de l'Esprit. Da lädt sie Freunde, Nachbarn, nähere und fernere Bekannte in ihr Haus, ein Referent hält einen Vortrag, stellt sich dann der Diskussion, und am Schluss gibt es noch inspirierendes Beisammensein bei Suppe, Brot und Wein. Wenn die Paltzers zum Salon de l'Esprit laden, ist ihr Wohnzimmer bis auf den letzten Platz besetzt. Geistige Anregung ist eines der kostbaren Geschenke, die man anderen Menschen machen kann, und so kommen alle gern.

Jetzt ist der Salon de l'Esprit über ein Jahr lang ausgefallen, weil Gabriele Paltzer an der philosophischen und der theologischen Fakultät der Universität Zürich ihren Master in Ethik machte. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie zum Thema «Die Vertretung der Frauen im Verwaltungsrat». Doch kürzlich war es wieder

so weit. Nachdem sie zuletzt Roman Herzog, den ehemaligen deutschen Bundespräsidenten, und dann Bruno S. Frey, den Glücksphilosophen, bei sich zu Gast hatten, öffneten die Paltzers diesmal ihr Podium dem deutschen Wirtschaftsprofessor Lars Feld. Der 1966 geborene Absolvent der Universität St. Gallen ist mehrfach dekoriertes Mitglied an der Universität Freiburg im Breisgau und seit 2011 einer der fünf Wirtschaftsweisen. Er sprach zum Thema «Die Krise der Staatsfinanzen in Europa und ihre Bewältigung». Vorher durften sich



*Glücksphilosoph zu Besuch:* Bruno S. Frey.

die Gäste mit Wasser und Wein aus bunten Gläsern stärken.

Der Vortrag begann um acht Uhr abends (sehr weltmännisch für Zürich, wo alles um

18.30 Uhr anfängt). Kein gemütliches Feierabendthema, doch da die Gäste geistig belastbar waren, kein Problem. Unter ihnen: Philosophin und Buchautorin Katja Gentinetta (interviewte Feld für die «Sternstunde» am Schweizer Fernsehen), Publizistin Esther Girsberger, Finanzexpertin und Ex-Börsenchefin Antoinette Hunziker-Ebnetter, Kunsthändlerin Claudia Steinfels mit ihrem Mann, Finanzunternehmer Christian Norgren, Kunstsammler und Regisseur Thomas Koerfer (hatte zur Diskussion einiges zum unvermeidbaren Thema Griechenland beizutragen, wo er die Hälfte des Jahres lebt) mit seiner Frau Janine Weill (Feldenkrais-Therapeutin), Kunsthändlerin Ruth Maurer.

Nicht gerade rosig war das Thema des Abends, doch knallig rosa war das Wollkleid der Gastgeberin. Vintage oder Avantgarde? Das weiss man bei Gaby Paltzer nie. Die High Heels waren animal print, Strümpfe trug sie keine. Dann gab es zu essen, die Gäste drängten sich in der Küche um das Käsebuffet. In den buntesten Farben leuchteten die Desserts, die im Salon verteilt waren. Friandises, Gugelhupf, Kuchen und Brownies, gebacken von der jüngsten Tochter, die vergnügt auf dem Stieggeländer herumhüpfte.

Sechzehn Jahre lang war Manuela Weber in der Luxusgastronomie tätig, jetzt macht sie sich selbständig. Gäste des Hotels «Baur au



*Karrieresprungbrett:* «Baur au Lac».

Lac» kennen sie als rechte Hand von Hoteldirektor Michel Rey. Sieben Jahre war sie dort für Verkauf, Marketing und Public Relations zuständig. Sie heiratete den Bankier Marc Weber (Goldman Sachs) und wurde Mutter von vier Söhnen. Jetzt gründete sie die Firma Cinnamon Circle, eine PR-Agentur für Luxus-hotels. Ihr Partner ist Jörn Pfannkuch aus München, der im familieneigenen Verlag Hotelpublikationen herausgibt. Pfannkuch hat Journalismus und Sinologie studiert. Er spricht Chinesisch, für die Zukunft des europäischen Tourismus die wichtigste Sprache.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Mein kleines Wunder

Unser Kolumnist bleibt zu Hause, das heisst, er verlässt die Stadt nicht. Weil zurzeit hier jeden Abend was los ist.  
Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich. Im «Kaufleuten» fand ein Konzert von Lamb Chop statt. Ihr Kolumnist findet diese Alternative-Country-Band aus Nashville gut, klar, sonst wäre er nicht hingegangen. Doch er fand die «schiefer kammermusikalische Anordnung» (*Tages-Anzeiger*) *underwhelming*, weil er findet, Musiker sollten ein wenig Show bieten, wenn sie auftreten, sonst hört man lieber Platten zu Hause (zum Beispiel in 8053, auf einem Vintage-Eames-Chair). Was weiter störte: Der Chef der Gruppe, Kurt Wagner, sass am Rand der Bühne, drehte einem halb den Rücken zu, hatte eine Baseballkappe auf ... Man kann es, natürlich, auch anders sehen – «leise, aber mit grossem Nachdruck», «ein kleines Wunder» (auch dass das Publikum still blieb, *Tages-Anzeiger*, noch einmal, MvH blieb zwar still, aber blieb nicht lange). Immerhin hätte man den Abend noch mehr auf die Laune schlagend verbringen können: Zur gleichen Zeit war das Spiel FC Bayern München gegen FC Basel.

Ausserdem war ich an einem Opening mit Namen «Arachne's Return» im Schiffbau. Die Räume, in denen sich eigentlich Arbeitsplätze einer Firma befinden, sind geeignet, wenn man grosse Bilder zeigen möchte; zu sehen gab es Tapisserien, zum Beispiel 3,75 mal 8,55 Meter, hergestellt auf Jacquard-Webstühlen in Belgien, die Werke von Marc Quinn, Manuel Franquelo, Grayson Perry und Craigie Horsfield wiedergeben. Mitverantwortlich für die Ausstellung ist Christina Scheublein, die seit vergangenem Jahr eine Galerie in Zürich führt (Scheublein Fine Art; ihre Familie verkauft

Kunst in München). Die Show ist die grösste und teuerste, die ich seit einiger Zeit in Zürich gesehen habe. Die Verantwortlichen machten, so sieht es aus, die gleiche Einschätzung wie MvH: Es braucht keine weitere Galerie, die kleine Vernissagen mit Werken von unbekanntem Künstlern für wenig Geld veranstaltet. Ich wünsche Frau Scheublein und ihren Eltern *good luck* und empfehle die Show (Schiffbauplatz 5, bis 31. März 2012).

Schliesslich das Fest zu dem dreijährigen Bestehen der «A Night at the Grand»-Party (ich war Gast von Nicolas J. Maeder, einem der Veranstalter). Als ich um 22.30 Uhr oder so in die Parkgarage des «The Dolder Grand» fuhr, war diese schon voll (inklusive P2, das zweite Geschoss); es sah aus wie im Showroom eines Händlers von Gebrauchtwagen am oberen Ende des Marktes (viele Modelle von Bentley, Porsche et cetera, zahlreiche mit deutschen Kennzeichen). Veranstaltungsort war der «Ballroom» – Leser dieser Spalte mit Elefantengedächtnis wissen, dass MvH a) keiner ist, der gerne schreibt, früher sei es besser gewesen, doch in diesem Fall muss er schreiben, dass es früher besser war, als «A Night at the Grand»-Partys auch in der Bar stattfanden (wo es gemütlich ist); und b) keiner ist, der mit dem «Ballroom» eine *love affair* hat, er findet diesen reich an Material und arm an Geschmack.

Dafür kamen auf drei Männer ungefähr sieben Frauen, berichtete eine Frau, obwohl ich dort war und selber sehen konnte, dass tatsächlich ungefähr gleich viele Frauen wie Männer anwesend waren (was vom Gefühl her dazu führte, dass die Frau recht hatte). Zahlreiche Frauen waren, übrigens, recht sexy zu recht gemacht – man kam sich im Grunde fast nicht vor wie in Zürich respektive vielleicht wie in einer sogenannten Wellness-Oase in Zürich. Vermutlich wäre es teuer gewesen, einige der Frauen – darunter zahlreiche Russinnen, so tönte es – besser kennenzulernen (weil Prostituierte die billigsten Frauen seien; der ist von Kurt Tucholsky, meinte ich, konnte aber keine Quelle finden für den Satz). Dann begegnete mir Christian Walliker, mit dem ich ein wenig bekannt bin, den ich eigentlich mag und der 2007 in der *Weltwoche* beschrieben worden war (nicht von Ihrem Kolumnisten; Headline: «Der Investmentbanker», Unterzeile: «Versteuerte im vergangenen Jahr ein Einkommen von rund zwei Millionen Franken»). Ich würde sagen: «That was [maybe] then but this is now» (Privatkonkurs sowie Geldwäscherei-Verdacht seither). Doch er hatte, immerhin, einen Tisch (voller Mittrinker), möglicherweise ist für ihn wieder 2006.

Mit anderen Worten: Die Party war gut. Mitveranstalter Nico Maeder, übrigens, eröffnete vor einigen Monaten mit Patrik Bruderer und Dieter Meier die «Atelier»-Bar am Talacker (hier haben Sie es zuerst gelesen), ich empfehle das Lokal.

## Gesellschaft

# Komischer Mann

Von Beatrice Schlag — Bill Maher spendet eine Million für Obamas Wahlkampf. Ja und?

Seit der Oberste Gerichtshof der USA vor zwei Jahren die Super-PACs erlaubte, dürfen Private und Firmen die Wahlkomitees ihrer Favoriten – PAC steht für Political Action Committee – mit unbeschränkten Geldsummen unterstützen. In die Super-PACs von Mitt Romney, Newt Gingrich und Rick Santorum sind bereits mehrstellige Millionenschecks einzelner Personen eingegangen. Die Spender sind republikanische Milliardäre, häufig Banker.

Bill Maher ist weder das eine noch das andere. Er ist nicht einmal Parteimitglied der Demokraten. Er ist Komiker. Seine wöchentliche Politsendung «Real Time with Bill Maher» ist etwas vom Lustigsten im US-Fernsehen. Erstens ist Maher blitzgescheit. Zweitens knallt er den linken und linksliberalen Zuschauern, denen er klar näher steht als den rechten, immer genau dann eins vor den Latz, wenn sie selbstzufrieden über seine Hiebe gegen rechts wiehern. Besonders still wird es im Studio, wenn er über Religionen herzieht, die er allesamt Sekten nennt, die an absurde Märchen glauben. Denn religiös ist die Mehrzahl der Amerikaner, linke wie rechte.

Maher, glühender Atheist, bekennender Kiffer und Denunziant sexueller Bigotterie, schien sich lange lieber über Moral und Dummheit im Land aufzuregen als über Parteilinien. Er verhöhnte George W. Bush und schimpfte über Präsident Obamas Beisshemmung. Jetzt ist der Komiker, der sich als politisch gemässigt bezeichnet, ernsthaft besorgt: «Ich habe noch nie eine erschreckendere Gruppe von Republikanern gesehen», sagt er über die gegenwärtigen Präsidentschaftsanwärter. Und: «Obama könnte verlieren. Man erinnere sich, wie sicher die Linken waren, dass der unbedarfte George W. keine Chance hat gegen den klugen Al Gore. Es war nicht so. Und diese Wahl ist noch überhaupt nicht gelaufen.» Seine Million, sagt er, sei hoffentlich ein Schneeball, der eine Lawine auslöse unter den reichen Linken Kaliforniens, wo er lebt, «denn hier wird der Match entschieden. In diesem Land gibt es nur in Kalifornien linksliberale Millionäre und Milliardäre.» Noch ist die Lawine ausgeblieben.



## Hinter Glas: Black & Blue

Von Jürg Zbinden

1 — «Best Under The Sun» vereint Stil und Glamour aus der 75-jährigen Sonnenbrillen-Geschichte von Polaroid. Modelle aus den Dreissigern, solche aus der Zeit des Jitterbug der Vierziger, des Rock 'n' Roll der Fifties und des Hippie-Chic der Swinging Sixties bis hin zu den Disco-Diven der siebziger Jahre sorgen für Retro-Seligkeit bei Trägerin und Träger. Das abgebildete Modell «Glam» aber gehört in die poppigen Achtziger. Der Trend zum Grossformat dominiert nicht nur bei den Fernsehbildschirmen, er erfreut sich auch bei den Sonnenbrillen ungebrochenen Zuspruchs. Die «Glam» gibt es für moderate Fr. 89.– im Optikfachhandel zu kaufen. Weitere Infos: [www.polaroidsunglasses1937.com](http://www.polaroidsunglasses1937.com).

1



2 — Für Glitzeralarm sorgt das Collier aus Swarovski-Baguettes des englischen Designers Simon Harris. Am schönsten zur Geltung kommt die Gliederkette – etwas zwischen Schmuck und Skulptur – an einem Schwanenhals à la Audrey Hepburn. Aus der «Unikate»-Kollektion von Bijoux de Ghislaine in Zürich. Info: [lesbijouxdeghislaine@bluewin.ch](mailto:lesbijouxdeghislaine@bluewin.ch) oder unter Tel. 079 636 00 18.

2



3 — Die «Grande Cosmopolite Tourbillon» steht für das bis dato raffinierteste Meisterwerk der sächsischen Uhrenmanufaktur Glashütte Original. Das komplizierte und exquisit gearbeitete mechanische Wunderwerk erlaubt es dem Weltreisenden, die Tages- oder Nachtzeit daheim und unterwegs in zwei beliebigen Zeitzonen der derzeit offiziellen 37 Weltzeitzonen simultan im Auge zu behalten. Sommerzeit (DST für «Daylight Saving Time») und Winterzeit (STD für «Standard Time») finden ebenso Berücksichtigung wie Reisen gegen die Zeit (ostwärts) und Reisen mit der Zeit (westwärts). Alle Änderungen durch den Träger, wie die Zeit am Zielort und das Datum, werden von einem ewigen Kalender angezeigt. Die «Grande Cosmopolite Tourbillon» ist weltweit auf 25 Exemplare limitiert. Info: [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com).

3



4 — Wenn Männer «mehr Volumen, mehr Länge» hören, denken sie für gewöhnlich, es sei vom Haar die Rede. Haarscharf daneben – auch Wimpern wollen auf optimale Länge gebürstet werden. «Volumen, Verlängerung und Trennung» verspricht «Perfect Mascara Full Definition» von Shiseido, erhältlich in Black und Brown für Fr. 40.–.

4



# Knüsels Verwaltungskunst

Von *Andreas Thiel* — Pius Knüsel will das Budget der Pro Helvetia halbieren. Hier Thiels Gedankenrauerspiel zu Knüsels Gedankenspiel.

**Thiel:** Sagen Sie mal, Herr Knüsel, wann haben Sie eigentlich gemerkt, dass Sie ein Verwaltungsbeamter sind?

**Knüsel:** Wie?

**Thiel:** Nächste Frage: Wie kommt ein Verwaltungsbeamter auf die Idee, sich Gedanken über die freie Kunst zu machen?

**Knüsel:** Als Kulturförderer ...

**Thiel:** Als was für ein Förderer?

**Knüsel:** Als Kulturförderer ...

**Thiel:** Was fördern Sie?

**Knüsel:** Kultur.

**Thiel:** Sie wollen die Kultur fördern? Mit dem Wort «Kultur» bezeichnet man umfassend alles, was die Menschen, welche dem betrachteten Raum angehören, während einer bestimmten Zeit hervorbringen wie Sprache, Gebräuche, Wirtschaft, Politik, Wissenschaften, Kunst, Religion, etc. Ein Universalgenie könnte vielleicht zu einigen dieser Gebiete einen gewissen Beitrag leisten. Ein gläubiger Mensch würde wohl Gott als Kulturstifter bezeichnen. Sie werden sich doch hoffentlich nicht auch für sämtliche Aspekte der Gesellschaft für zuständig erklären wollen.

**Knüsel:** Nein, die Kulturstiftung Pro Helvetia ...

**Thiel:** Hören Sie auf, von «Kultur» zu reden. Mit dem Wort «Kultur» bezeichnet man umfassend alles, was eine Anzahl Menschen, welche dem betrachteten Raum angehören ...

**Knüsel:** Sie wiederholen sich.

**Thiel:** Ach, ich dachte, Sie hätten mich nicht verstanden.

**Knüsel:** Reden wir halt von Kunstförderung.

**Thiel:** Reden wir von Kunst. Von Kunstförderung kann keine Rede sein.

**Knüsel:** Aber die Kulturstiftung ...

**Thiel:** Kunst.

**Knüsel:** ... Pardon, die Kunststiftung Pro Helvetia hat die Aufgabe, die Kultur ...

**Thiel:** Kunst.

**Knüsel:** ... Pardon, die Kunst zu fördern.

**Thiel:** Dann lassen Sie die Kunst in Ruhe.

**Knüsel:** Wieso?

**Thiel:** Staatliche Verwaltung blockiert die Kunst.

**Knüsel:** Wie?

**Thiel:** Überall dort, wo die staatliche Verwaltung die Kunst fördert, verarmt diese.

**Knüsel:** Aber wir fördern doch die Kunst.

**Thiel:** Ich habe keine Ahnung, was Sie fördern.

Ich als Künstler möchte jedenfalls keines Falls von Ihnen gefördert werden.

**Knüsel:** Warum nicht?

**Thiel:** Weil ich die Beurteilung künstlerischen Schaffens nicht Verwaltungsbeamten überlassen möchte.

**Knüsel:** Ohne staatliche Förderung könnten viele Künstler nicht überleben.

**Thiel:** Wer behauptet das?

**Knüsel:** Viele Künstler sagen das.

**Thiel:** Lassen Sie mich raten. Sind das vom Staat finanzierte Künstler, die das behaupten?

**Knüsel:** Äh, ja.

**Thiel:** Aha.

**Knüsel:** Aber ich habe ja auch schon gesagt, dass ...

**Thiel:** ... Sie das Budget der Pro Helvetia halbieren wollen.

**Knüsel:** Nein, nicht das Budget, nur die Kulturbetriebe.

**Thiel:** Kunst.

**Knüsel:** Kunstbetriebe.

**Thiel:** Und Sie wollen tatsächlich das Budget der Pro Helvetia halbieren? Das ist löblich.

**Knüsel:** Nein, das Budget wird nicht halbiert.

**Thiel:** Ich bin begeistert von dieser Idee. Ein besseres Mittel, die Freiheit der Kunst zu fördern, als die Halbierung der staatlich ver-

walteten Kunst, gibt es gar nicht. Wann halbieren Sie ihr Budget?

**Knüsel:** Das Budget der Pro Helvetia wird nicht angetastet.

**Thiel:** Nein, nicht angetastet, nur halbiert.

**Knüsel:** Die Kunst wird nicht ...

**Thiel:** Entschuldigen Sie, Herr Knüsel, sie vertreten nicht die Kunst. Sie vertreten die staatliche Verwaltung. Wenn schon, dann müsste ich als Künstler hier die Kunst vertreten, aber so etwas würde ich mir gar nicht erst anmassen.

Ich möchte die staatliche Verwaltung aber bitten, sich weniger in den Kunstbetrieb einzumischen, und mit weniger meine ich auch mit weniger Geld. Sie schaffen zur freien Kunst eine künstliche, vom Staat bezahlte Konkurrenz. Das ist nicht förderlich.

**Knüsel:** Wieso vertrete ich hier die staatliche Verwaltung?

**Thiel:** Ich habe mal eine persönliche Frage Herr Knüsel, wann haben Sie eigentlich gemerkt, dass Sie ein Verwaltungsbeamter sind?

**Knüsel:** Wieso vertrete ich hier die staatliche Verwaltung?

**Thiel:** Ich habe mal eine persönliche Frage Herr Knüsel, wann haben Sie eigentlich gemerkt, dass Sie ein Verwaltungsbeamter sind?

**Andreas Thiel** ist Schriftsteller und Kabarettist.



# «No Ranzenklemmer»

Von *Peter Rüedi*



Nun also mal ein bisschen Heimatschutz. Nein, kein *bluemetes Trögli*, kein Ballenberg. Kein *pro specie rara*, im Gegenteil: *pro specie nova*. Im Thurgau, von wo der Rest der Schweiz lange die so genannten Ranzenklemmer fürchtete, tut sich Erstaunliches. Auf dem Schlossgut Bachtobel entstehen auch nach dem Tod von Hans-Ulrich Kesselring grosse Pinots; knapp daneben experimentiert Michael Broger mit fast schwefelfreien Weinen. Und jetzt erfahren wir von Fredi Strasser vom Weingut Stammerberg. Der hat sich einige einfache Überlegungen gemacht. Naturnahe, biologische oder biodynamische Weinwirtschaft (egal, welche Glaubensrichtung: Ich werde nach jeder *Çaçon* selig, wenn der Wein stimmt) kann man mit sorgsamer und möglichst chemiearmer Pflege der Rebe erreichen, der Beachtung siderischer Gesetze oder dem Studium von Rudolf Steiners Schriften. Oder man setzt auf Reben, die als Neuzüchtungen unempfindlich sind gegen Pilze, Brände und sonstigen *Ungatt* im Weinberg. Bei denen sich Spritzen erübrigt (oder fast), die ohne das Kupferkontingent auskommen, das auch Bio-Labels zulassen müssen, weil's ohne nicht geht in unseren niesligen Zonen.

Will sagen: Strasser hält sich an die Erfindungen der Pioniere neuer Züchtungen, des legendären Pierre Basler von der Forschungsanstalt Wädenswil oder des eben vor einer Woche hier gepriesenen Valentin Blattner aus dem Jura. Die Zusammensetzung seiner weissen Cuvée liest sich denn auch etwas exotisch: Seyval blanc (ginge ja noch), Excelsior, Phoenix und Solaris. Doch verblüffend genug: Die Novitäten addieren sich nicht zu einem Messwein für Öko-Andachten, sondern zu einem auch für Ungläubige erfreulichen, für meinen Gusto sogar etwas zu fruchtigen Thurgauer Landwein. *No Ranzenklemmer at all*. Ganz ungeeignet für grüne Selbstkasteiungen. Keineswegs so gewöhnungsbedürftig wie seine Etikette. Die weist ihn nämlich als «Edelweiss» aus (und sein rotes Gegenstück, noch schlimmer, als «Edelrot»). Was denn doch etwas sehr nach Heidiland klingt. Was soll's. Solang der Inhalt stimmt.

Weingut Strasser, Stammerberg: Edelweiss. Ostschweizer Landwein aus resistenten Reben. 12%. Mahler & Co., Mägenwil. Fr. 14.50. [www.mahlerundco.ch](http://www.mahlerundco.ch)

# Tanzschule Messi

Von Peter Hartmann — An seinem Zauber verzweifeln die Abwehrspieler. Wer kann Lionel Messi, den linksfüßigen Floh im Zirkus des FC Barcelona, stoppen? Nur ein zweiter Messi.



Der Ball als Spielzeug: Lionel Messi dribbelt Verteidiger Leo vom brasilianischen FC Santos aus.

Sir Alex Ferguson, Manager von Manchester United, hat zwei Jahre lang jeden Schritt von Lionel Messi beobachten und aufzeichnen lassen von seinen Scouts, Analysten, Statistikern und Kumpeln – und dieses ganze Netz von Experten und seine ureigene Weisheit konnten das Geheimnis von «La Pulga», dem argentinischen Floh im Zirkus des FC Barcelona, nicht entschlüsseln. ManU verlor 2009 den Final der Champions League gegen die Spanier. Seither spielt Messi noch unwiderstehlicher, wie er unlängst mit seiner *manita* – den fünf Toren, einer vollen Hand – gegen Bayer Leverkusen bewies, und er ist erst 24. Der Trainer-Strategie, der ihn entscheidend stoppen konnte, war vor zwei Jahren José Mourinho mit Inter Mailand mittels einer publikumsverachtenden, knochenbrechenden Catenaccio-Taktik.

Aber das will niemand sehen. Messi hat für die Zuschauer den Ball als Spielzeug zurückerobert, «er spielt wie ein kleiner glücklicher Junge», wie es Johan Cruyff ausdrückt, als Trainer der Übervater des Tiki-Taka-Kombinationswirbels des FC Barcelona, den heute Pep Guardiola in Vollendung aufführen lässt. Messi ist sein Entfesselungskünstler. Der Dribbler, der sich fast autistisch, mit hochkonzentriertem Gesicht, durch die Abwehrreihen schlängelt und aus den verfänglichsten Fallen herauswindet und dann zuschlägt, entweder mit

einem befreienden Pass oder mit einem dieser wie beiläufig abgedrückten Torschüsse, fast immer mit links. Er hat das schon immer gekonnt. Ein Video auf Youtube zeigt einen neunjährigen Winzling in einer Hose, in der er

## Linksfüßer haben einen Vorteil: Sie erwischen ihre Gegenspieler auf dem falschen Fuss.

beinahe verschwindet, mit der 10 auf dem Rücken, auf einem Sandplatz in Peru, und das Kerlchen hat schon alle Tricks und Nummern drauf. Messi hat das Kindheitstrauma seiner Kleinwüchsigkeit überstanden, die bekannte Geschichte, wie ihn die Ärzte in Barcelona aufpäppelten mit Hormonspritzen, die er sich selber in die Beine setzte, die Schmerzen des Körpers, der sich langsam in die Länge zog, um zwanzig Zentimeter. Ein Wunderkind, das ein Wunder erlebte: normal zu werden.

Er hat die Gnade des einmaligen Talentes. Er ist im Juniorenalter medizinisch und therapeutisch so umsorgt und so umsichtig aufgebaut worden wie kaum ein anderer Fußballer, ist unglaublich fit und kaum je ernsthaft verletzt.

Gegen Leverkusen tippte Messi den Ball viermal mit links, einmal mit rechts rein. Linksfüßer sind in aller Regel auch Linkshänder,

obwohl Messi Autogramme mit rechts schreibt als umgepolter Linkshänder. Auch Diego Maradona, mit dem er stets verglichen wird, ist Linksfüßer. Lediglich 10 bis 15 Prozent der Fußballer sind Linksfüßer (wie der Anteil der Linkshänder in der Gesamtbevölkerung), und sie haben einen Wettbewerbsvorteil: Sie erwischen ihre Gegenspieler auf dem falschen Fuss.

## Vernetztes Denken und Intuition

Berühmte Linksfüßer im Fußball waren oder sind: Puskas, Overath, Rivaldo, Zico, Gullit, Elber, Romário, Zé Roberto, Roberto Carlos, Vieri, Polster, van Persie, Özil, Fabregas, Giggs, Raúl, Podolski, Robben, Evra, die jungen Schweizer Xherdan Shaqiri und Granit Xhaka, die Trainer Magath, Domenech und Jogi Löw (ein angelernter Rechtshänder). Eine deutlich überproportionale Minderheit. Linksfüßer scheinen durchsetzungsfähiger. Die Psychologin Johanna Barbara Sattler untersuchte das Phänomen in der Bundesliga und kam zum Schluss: «Linksfüßer sind die besseren Sportler. Linksfüßer sind immer auch Linkshänder. Diese Menschen denken vernetzter, sie können die Abfolge mehrerer Ereignisse mit einem Gedanken erfassen. Rechtshänder denken chronologischer. Der Linksfüßer nimmt Räume intuitiv und dreidimensional wahr. Das bedeutet, er ist in der Lage, schneller zu reagieren und einen Schuss präziser zu platzieren.»

Strategisches Genie, aber auch Hang zu Einzelgängertum zeichneten linkshändige Staatsmänner und Feldherren wie Julius Cäsar, Napoleon, Stalin, Churchill, Mao und Castro aus oder einen Erfinder und Künstler wie Leonardo da Vinci, oder Einstein und Chaplin; zu den Linkshändern zählen vier der fünf letzten US-Präsidenten: Reagan, Bush sen., Clinton, Obama, zuvor auch Truman und Ford.

Ayrton Senna, der beste Autorennfahrer, war Linkshänder. Wie Nadal, Roger Federers Albtraumgegner. Im Fußball attackieren Linksfüßer wie Messi und Robben meistens über die rechte Seite. Dort verteidigen häufig ebenfalls linksfüßige Abwehrspieler, die aber gewohnt sind, gegen rechtsfüßige Angreifer zu verteidigen. Rechtsfüßige Verteidiger wiederum geraten gegen die seltenen linksfüßigen Stürmer leicht ins Schwimmen. Verteidiger, die gegen Messi eine Chance haben, sind so selten wie Messi. Stellvertretend für alle in diesem Tanzklub der Resignierten, die gegen Messi auf dem falschen Fuss stehen, sagt Francisco Javier Chica von Espanyol Barcelona: «Messi vermeidet den Körperkontakt. Du kannst ihn nicht mit Fouls stoppen, er lässt dich ins Leere laufen. Am besten, man versucht ihn zu zwingen, den Ball mit dem Rücken zum Tor anzunehmen. Aber du ahnst nie, welche Option er sich noch ausdenkt. Und wenn du glaubst, er hat keinen Ausweg mehr, dann erfindet er etwas völlig Neues.» ○



Auto

## Der grosse Bär

Der Jeep Grand Cherokee ist ein Klassiker. Er ist gross, bequem und braucht weniger Treibstoff, als man meint. *Von David Schnapp*

**K**lar, ein richtiges grosses Auto aus Amerika hat einen grossen V8-Block unter der Motorhaube und verbrennt Unmengen von Benzin. Aber das muss nicht sein. Den neuen Jeep Grand Cherokee gibt es auch mit solidem 6-Zylinder-Dieselmotor, und wenn man den Startknopf drückt, springt der Selbstzünder mit rumpelndem Grummeln an. Dann fährt man los, der Motor fühlt sich zwar etwas träge an, aber man sollte ihn nicht unterschätzen. Kraft ist vorhanden, und der Cherokee beschleunigt immerhin mit 241 PS und 550 Nm bei 1800 bis 2800 Umdrehungen bis 202 Stun-

denkilometer. Die Geräusche, die der Motor macht, hören sich an, als würde man weit entfernt in einem kanadischen Wald einen grossen Grizzlybären knurren hören, und das passt zu diesem Auto. Es ist, wie der Name sagt, voluminös, aber auch bequem, in der «Overland»-Version edel mit Holz und Leder ausgeschlagen und sehr ordentlich verarbeitet, obwohl man jetzt nicht alle Spaltmasse nachkontrollieren sollte.

Seit 1994 gibt es den Grand Cherokee, er ist ein Klassiker unter den Offroadern wie der Range Rover, auch wenn der schon länger auf und neben der Strasse unterwegs ist. «Das ist doch eine Schaukel», sagte ein Kollege, dem ich von meinem amerikanischen Bären erzählte. Das, antwortete ich, sei ein Vorurteil. Mit seiner Luftfederung und dem «hochentwickeltesten Quadra-Trac II@4x4-System mit 2-Stufen-Verteilergetriebe» (Presstext) liegt der Jeep ausgezeichnet auf der Strasse, Wankbewegungen in schnellen Kurven sind kein Problem mehr.

Auf der Autobahn ist es äusserst entspannend, in den schönen, belüfteten Ledersesseln des Cherokee dahinzurollen, der Tempomat

mit Abstandsautomatik nimmt einem auf den überfüllten Schweizer Autobahnen viel Arbeit ab. Auch wenn der Dieselmotor aus dem Fiat-Programm weit entfernt ist von früheren Sprintschluckern, würde ein Getriebe mit einem lang übersetzten sechsten oder gar siebten Gang für noch ruhigeres Fahren bei tieferem Verbrauch sorgen. Im Test zeigte der Bordcomputer rund 10 Liter auf 100 Kilometer an. Das ist nicht schlecht für einen Zweieinhalbtonner mit Vierradantrieb, Geländeunterstützung und luxuriöser Ausstattung.

### Meine Nerven

Bei der Ausstattung, die im Modell «Overland» praktisch vollständig ab Werk installiert ist, fehlt nur ein Multimedia- und Navigationssystem, das nach den Gesetzen menschlicher Intuition zu bedienen ist. Ich habe ein unverkrampftes Verhältnis zur Technik, aber einige Funktionen der Entertainment- und Navi-Anlage haben sich mir gar nicht oder nur mühevoll erschlossen. Da gibt es auf dem Markt Mensch-Maschinen-Schnittstellen, die einfacher und nervenschonender funktionieren.

Fazit: Den Grand Cherokee sollten sich SUV-Freunde ansehen. Er ist geräumig, komfortabel und praktisch. Mit vergleichbarer Ausstattung kostet der Wagen rund 20 000 Franken weniger als zum Beispiel ein ähnlich motorisierter BMW X5.

### Jeep Grand Cherokee 3.0 CRD Overland

Leistung: 241 PS, Hubraum: 2987 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 202 km/h  
Preis: Fr. 80 850.–



## Wohin die Reise geht

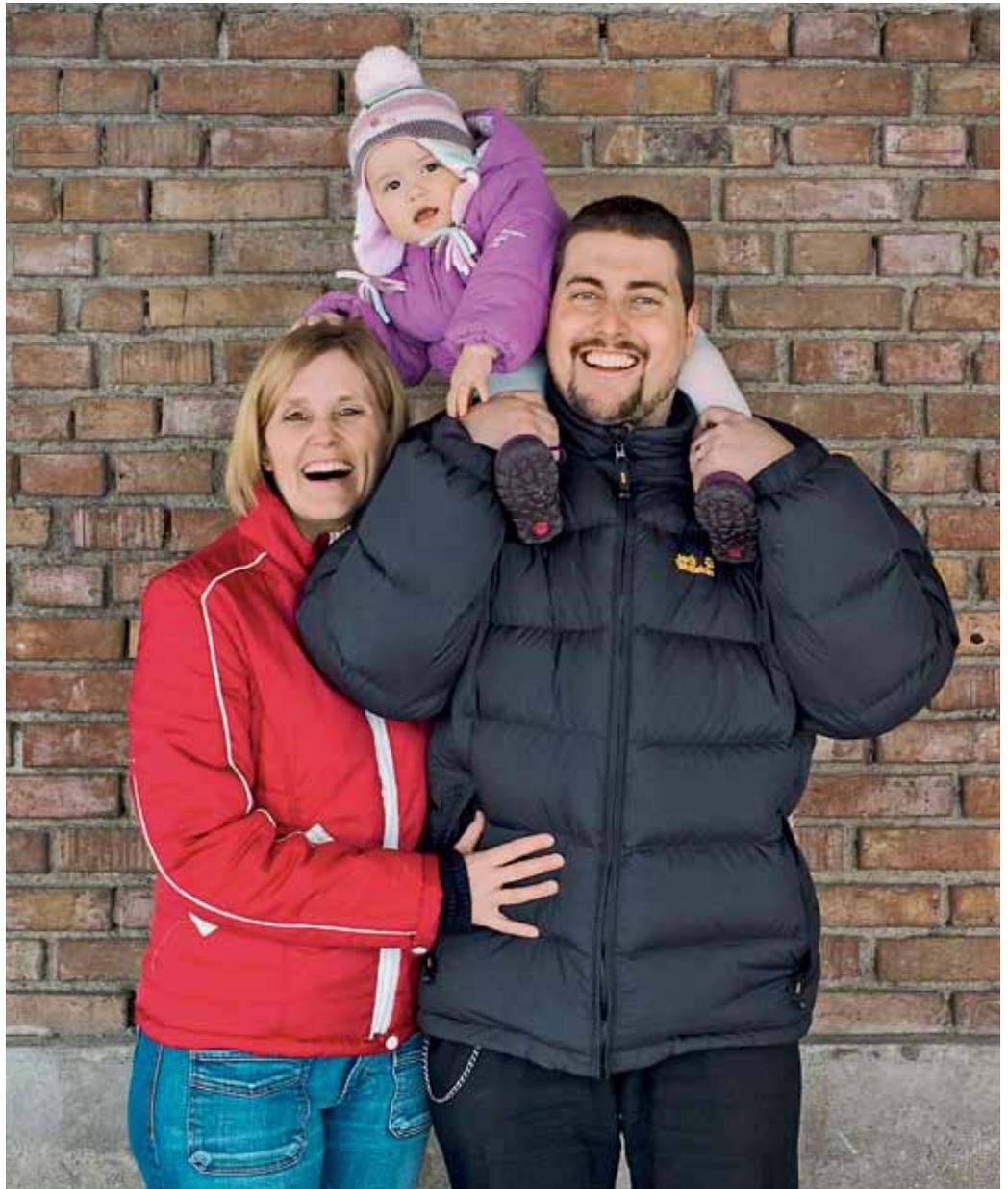
Die Pflegefachfrau Claudia Opplinger, 37, und der Automechaniker Stefan Bichsel, 34, heirateten vor drei Jahren. Seit er schwer krank ist, hat sich auch die Liebe verändert.

**Claudia:** Stefan war immer so unbeschwert, das gefiel mir sehr. Bevor wir uns Hals über Kopf verliebten, schickte er mir viele SMS in Gedichtform, ich fand es romantisch. Wir heirateten, und die Zukunft lag so verheissungsvoll vor uns. Das Glück war perfekt, als ich im August 2010 mit unserem Wunschkind schwanger wurde. Dann fiel mir ein winziges Muttermal am Rücken meines Mannes auf. Ich hatte den Eindruck, es habe sich verändert, und riet ihm, den Arzt aufzusuchen. In der Zwischenzeit war ich hochschwanger, es ging mir gesundheitlich nicht gut, und so vergassen wir die Sache wieder.

**Stefan:** Nach der Geburt unserer Tochter meldete ich mich beim Hausarzt an, ich dachte: «Im schlimmsten Fall muss man das Mal rauschneiden, und das war's dann.» Der 22. November 2010 bleibt ein Schicksalsdatum. Unser Kind war erst zwei Monate alt, als mir die Diagnose mitgeteilt wurde. Es war ein Schock und irgendwie unwirklich: Die Biopsie hatte ergeben, dass es sich um einen bösartigen schwarzen Hautkrebs handelt. Ich wusste zuerst gar nicht, worum es dabei geht. Der Arzt informierte mich ausführlich, es war alles sehr beunruhigend. Er riet zu einer sofortigen Operation.

**Claudia:** Mir riss die Nachricht den Boden unter den Füßen weg. Man möchte sich zurückziehen oder alles verdrängen, aber die Auseinandersetzung mit der Krankheit lässt sich nicht aufschieben. Bei der ersten Operation stellten die Ärzte fest, dass auch die Lymphknoten unter beiden Achseln befallen waren. Ich weinte tagelang, um Stefan, um mich, um unsere Tochter, um unsere Zukunft. Dann entschied ich mich, stark zu sein, um meinem Mann beizustehen. Wir redeten viel und trafen den naheliegenden, aber nicht einfach umzusetzenden Entschluss, dass wir positiv denken müssen, an das Gute glauben wollen, weil alles andere einfach nichts bringt.

**Stefan:** Am Anfang ist man ratlos, kämpft mit dem inneren Chaos, hat Mühe, die Dinge zu akzeptieren, wie sie sind. Schlechte Nachrichten sind aber nie nur negativ, wenn man ein



«Am Anfang ist man ratlos»: Ehepaar Bichsel-Opplinger, Tochter Jael.

bisschen genauer hinblickt. Der Zusammenhalt unserer kleinen Familie wurde in den schweren Monaten noch grösser, die Fürsorge und Liebe, mit der mich Claudia in den dunkelsten Stunden meines Lebens umgibt, prägen und vertiefen unsere Beziehung für immer.

Nach der Entfernung eines grossen Tumors unter der Achsel musste ich mich einer sechswöchigen Strahlentherapie unterziehen. Da ich unter starken Kopfschmerzen litt, befürchtete man nun Ableger im Hirn und veranlasste die nötigen Untersuchungen. Heute brauche ich auch viel Zeit und Ruhe für mich. Sicher ist es nicht normal, wenn sich junge Menschen fragen müssen, was von ihrem Leben bleibt, wenn sie nicht mehr da sind. Aber mit solchen Themen muss man sich befassen, sonst findet man keine innere Ruhe. Wichtig finde ich auch, dass der Kranke im Idealfall nicht nur nimmt, sondern auch etwas zurückgibt: an jene, die ihn so treu begleiten und ebenfalls an die Grenzen ihrer Kräfte gelangen.

**Claudia:** Wenn es Stefan zwischendurch etwas bessergeht, bereitet er für mich immer wieder Überraschungen vor. Erlebnisse, die nur uns gehören und auch Ablenkungen vom belasteten Alltag sind. Vor Weihnachten, am Tag, als er mich zu einem DJ-Bobo-Konzert einlud, hatte uns Stunden zuvor die Nachricht erreicht, dass keine Hirnmetastasen vorhanden sind. Solches Glück ist unbeschreiblich. Der nächste Schock kam kürzlich, als ein neuer bösartiger Ableger zwischen Wirbelsäule und Schädel so heftig auf einen Nerv drückte, dass Stefans Zunge jetzt halbseitig gelähmt ist. Neue Bestrahlungen sind nötig. Weil an dieser Stelle nicht operiert werden kann, werden vermutlich Krebszellen zurückbleiben. Zermürbend an einer solchen Krankheit ist der Umstand, dass man nicht weiss, wohin die Reise geht. Wir hoffen und beten, dass Stefan bei uns bleiben darf.

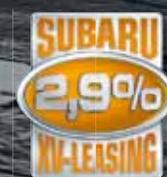
www.krebsliga.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller

# DER CROSSOVER MIT DER MAXIMALEN BODENHAFTUNG.

MARTI BEILER



## NEW SUBARU **XV** 4x4. AB FR. 25'900.-.



Erhältlich in drei Motorvarianten und drei Ausstattungslevels mit u. a. Lederinterieur, elektr. Schiebedach, Navi, Keyless Entry- und Go-System mit Start/Stop-Taste.

- **1,6-Liter-Benziner**, 114 PS, 2x5 Gänge (man.) oder CVT-Automatik, **Einführungspreis: ab Fr. 25'900.-.**
- **2,0-Liter-Benziner**, 150 PS, 6 Gänge (man.) oder CVT-Automatik, **Einführungspreis: ab Fr. 28'900.-.**
- **2,0-Liter-Diesel**, 147 PS, 6 Gänge (man.), **Einführungspreis: ab Fr. 30'900.-.**

Jetzt bei Ihrem Subaru-Vertreter.

Energieeffizienz-Kategorie B, CO<sub>2</sub> 146 g/km, Verbrauch gesamt 5,6 l/100 km (2.0D).  
Durchschnitt aller verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 159 g/km.



**Trezia**, 5-türig,  
Frontantrieb, ab Fr. 22'500.-.  
**Eintauschprämie: Fr. 2'000.-.**  
Auch mit Diesel.



**WRX STI 4x4**, 4-/5-türig,  
**Powerpreis: ab Fr. 44'100.-.**



**XV 4x4**, 5-türig,  
**Einführungspreis: ab Fr. 25'900.-.**  
Auch mit Boxer Diesel.



**Forester 4x4**, 5-türig,  
**Promotionspreis: ab Fr. 30'900.-,**  
Fr. 2'500.- günstiger als Listenpreis.  
Auch mit Boxer Diesel.



**Legacy 4x4**, 4-/5-türig,  
**Promotionspreis: ab Fr. 29'650.-,**  
Fr. 4'000.- günstiger als Listenpreis.  
Auch mit Boxer Diesel.



**Outback 4x4**, 5-türig,  
**Promotionspreis: ab Fr. 37'350.-,**  
Fr. 4'000.- günstiger als Listenpreis.  
Auch mit Boxer Diesel.

 **SUBARU**  
*Confidence in Motion*

 **WETTBEWERB**



**www.subaru.ch** SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. [www.multilease.ch](http://www.multilease.ch)  
Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4